

Samenkörner

Neue Folge

Dreißigster Jahrgang

Verlag von K. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld
1936

Gedruckt bei J. & W. Brockhaus, K. & G., Wuppertal-Eibfeld

Inhalts-Verzeichnis

| | |
|--|-----|
| Von Rudi, der gern fromm werden wollte | 1 |
| Dienen | 23 |
| Wohin? (Gedicht) | 28 |
| Was ein Traktat vermag | 29 |
| John Wiclif und die Mönche | 37 |
| Der am Kreuz gerettete Räuber | 40 |
| Ein Wunder! | 45 |
| „Wer sich des Armen erbarmt, leiht dem Herrn“ | 49 |
| Jesus (Gedicht) | 56 |
| „Ich stehe auf dem Felsen, Robert!“ | 57 |
| „Ihr müßet von neuem geboren werden“ | 68 |
| Von einem, der nicht murrte | 74 |
| „Weil Er sich für mich Kreuzigen ließ“ | 77 |
| Nur eine kleine Schublade | 83 |
| Drei Kriegskameraden | 85 |
| Das Zeugnis des Kapuzinermönchs | 95 |
| Der feste Halt | 105 |
| Mohammed oder Christus? | 113 |
| „Zwölf Jahre, und dann sterben!“ | 124 |
| „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“ | 129 |
| Nicht aufschieben! | 134 |
| Von zweifacher Blindheit geheilt | 139 |
| Treu bis in den Tod | 141 |
| Disce mori | 149 |
| „Versuch es noch einmal!“ | 155 |
| Ein kostbarer Fund | 166 |
| Was das Herz erquickt (Gedicht) | 168 |
| Menschen- und Gottes Wege | 169 |
| Komm! | 189 |

| | |
|--|----------|
| Christ im Alltag | 193 |
| Gedanke | 196 |
| Glückseligkeit | 197. 225 |
| „Das ist mir genug!“ | 216 |
| Wie Gott sorgt | 220 |
| „Wer klopft?“ | 241 |
| „Kann Gott uns nicht vor morgen früh noch Brot senden, Mutter?“ | 247 |
| Der alte Weidner | 251 |
| Das alte Buch | 253 |
| Kein Unterschied | 264 |
| Das Lied im Kurhaus | 272 |
| Jesus, Heiland meiner Seele | 281 |
| Christ, der Retter, ist da! | 290 |
| „Woher kennst Du mich?“ | 295 |
| Der Mann auf Stellwerk 18 | 300 |
| „Glückselig, die ihr an allen Wassern säet!“ | 304 |
| Göttliche Vorsehung | 307 |
| „Du Sturmwind, der du ausrichtest Sein Wort!“ | 309 |
| Neujahr | 320 |
| „Was ist euer Leben?“ | 325 |
| Wie der Herr mir half, daß ich zur rechten Zeit am Zuge war | 331 |



Von Rudi, der gern fromm werden wollte

Rudis Eltern wohnten erst einige Jahre in dem schönen stillen Dörfchen am Rhein. Hendrik Landhausen, der Vater, stammte aus einem größeren Orte mit viel Industrie. Dort hatte er auch geheiratet. Als nach Jahresfrist der kleine Rudi das Licht der Welt erblickte, wurde die junge Mutter so krank, daß sie fürchtete, sterben zu müssen. Sie war noch so jung, erst einundzwanzig Jahre alt, und der Gedanke an den Tod war ihr schrecklich. Die fiebergeröteten Wangen verrieten die schwere Krankheit, die, vielleicht bis zur Geburt des Kindes zurückgedämmt, jetzt mit aller Macht den Körper zu zerstören suchte. Mit ihren großen braunen Augen schaute sie bald ihren Mann, bald den Arzt an, die gern beide geholfen hätten, aber so machtlos waren.

Wochen vergingen. Was niemand gedacht hätte, geschah. Die Kranke genas und konnte nach Monaten mit Freude für Mann und Kind sorgen. Klein-Rudi entwickelte sich prächtig. Schon mit neun Monaten spazierte er allein über den Hof.

Als der kleine Bursch drei Jahre alt war, meldete sich ein Schwesterchen an. Es erhielt den Namen Mia. Aber jetzt brach die alte Krankheit der Mutter erneut aus. Die Gefahr bestand, daß sie sich zu einer schleichenden Auszehrung entwickelte.

Nach ernststen Vorstellungen des Arztes zog Herr Landhausen in eine andere Gegend. „Die kranke Lunge Ihrer Frau muß unbedingt reine Luft haben“, lautete die ärztliche Warnung.

Die Wahl fiel auf das stille Dörfchen am Rhein. Hier baute Herr Landhausen sich ein kleines Haus und richtete darin ein Geschäft ein in Bedarfsartikeln. Zur allgemeinen Freude brachte die Luftveränderung der jungen Frau neue Kraft, ja, wirkliche Genesung. Sie wurde noch Mutter mehrerer Kinder, die sie zu nützlichen Menschen zu erziehen suchte. Im Geschäft war sie ihres Mannes rechte Hand.

Schade war, daß das Ehepaar nicht daran dachte, Gott die Ehre zu geben für das, was sie an Gutem erfahren hatten. Sie waren, wie man sagt, „rechte evangelische Christen“, die an hohen Feiertagen die Kirche besuchten. Aber weiter ging ihr Christentum nicht. Gebet und das Lesen von Gottes Wort waren bei Landhausens unbekannte und unnötige Dinge.

Als Rudi ein halbes Jahr in der Schule war, hörte er zum erstenmal, daß man beten müsse. Der Lehrer, ein großer, freundlicher Mann, den Rudi nie vergessen hat, ließ regelmäßig bei Beginn der Schule einen Liedervers singen, ließ danach die Kinder aufstehen — alles mußte „mäuschenstill“ sein —, faltete die Hände und sprach einige Worte; aber Rudi hatte sich dabei nie etwas gedacht.

Dann aber kam ein Tag, da erzählte der Lehrer, daß Gott alles gemacht habe, was es in dem großen Weltall gebe: die Erde mit allen Bäumen, Tieren und Menschen darauf, die Sonne, den Mond und die unzähligen Sterne. Das von den Menschen Berichtete interessierte Rudi besonders, denn der Vater hatte im-

mer gesagt, daß er und Nia und seine kleinste Schwester Anni vom Klapperstorch gebracht worden seien; aber er hatte nie einen Klapperstorch gesehen, auch die anderen Kinder in der Schule nicht, und doch verging kaum eine Woche, daß er nicht von neuen Brüderchen und Schwesterchen hörte, die im Dorf auf die Welt gekommen waren. Jetzt nun erfuhr er vom Herrn Lehrer, daß die Kinder von Gott kamen. Das leuchtete ihm mehr ein als die Geschichte vom Klapperstorch. Nur eins begriff er nicht. Gott war doch gut. Warum gab es dann so viele böse Kinder, die den Lehrer belogen, den halben Tag zankten und sogar fluchten? Einmal hatten sie ihm selber einen dicken Stock an den Kopf geworfen, und als er anfing zu weinen, auch noch gelacht und „Bangbur! Bangbur!“ gerufen.

Im stillen mußte sich Rudi freilich sagen, daß er auch nicht viel besser war als die anderen. Mehr als einmal hatte er seine kleine Schwester Nia geärgert, ihr ein Spielzeug fortgenommen oder sie gar gehauen. War dann die Mutter dazwischen gekommen und hatte ihm einen Klaps gegeben, dann hatte er sich als die beleidigte Unschuld zurückgezogen und war grollend verschwunden. Jetzt fing Rudi an zu beten: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm’“.

Das war ein Gebet des Lehrers. Der wußte, was richtig war.

„Kinder“, hatte er gesagt, „alle Menschen sind böse, auch die Kleinen. Deshalb beten wir, daß wir fromm und gut werden.“

Rudi betete freilich, ohne wirklich zu verstehen, was er tat. Aber man betet doch, wenn einem etwas fehlt.

So hatte er täglich von seiner Mutter etwas zu erbitten. Einmal war es ein Butterbrot; ein andermal fehlte ein Knopf an seiner Hose, oder ein Schuh war zerrissen, und er bekam nasse Füße. Immer fehlte etwas, und damit ging man eben zur Mutter. So war er auch zu Gott gegangen. Freilich — fromm werden, um dann in den Himmel zu kommen, wie sollte das geschehen? Kam das, wenn man immer und immer dasselbe betete? Rudi konnte es nicht fassen.

Nicht lange nachher brachte die „Storchtante“ — nein, Gott war es doch — wieder ein kleines Schwesterlein. Rudi war ganz stolz darauf, als man ihm das lebendige Püppchen in die Arme legte. Es war so klein, und doch wie schön und zierlich war alles: die Fingerchen, die Ohren, das Näschen, die blauen Auglein. Ja, das Schwesterchen mußte von Gott kommen und nicht vom Klapperstorch.

Nicht lange nach diesem wichtigen Tage kam Rudi eines Nachmittags wie gewöhnlich aus der Schule und fand im Wohnzimmer ein dickes, großes Buch liegen, in braunes Leder gebunden. Das war ja die Bibel! Der Lehrer hatte oft genug von ihr als dem Worte Gottes gesprochen und auch daraus vorgelesen. Aber zuhause hatte er bisher nie eine Bibel gesehen. Also seine Eltern hatten auch eine, aber leider — das mußte Rudi natürlich noch nicht — wurde diese bei ihnen nur geöffnet, wenn ein Kind geboren oder gestorben war.

Rudi schlug das große Buch auf. Ganz vorn auf den ersten Blättern standen eine Reihe Namen, von des Vaters Hand geschrieben. Die letzte Eintragung, ganz frisch geschrieben, lautete: „Betty Landhausen, geboren am 26. Mai 1881“.

Darauf schlug Rudi die Bibel in der Mitte auf. Oben am Rand stand in großen Buchstaben eine Überschrift: „Die Psalmen“. Er konnte lesen. Aber das meiste von dem, was er las, verstand er nicht. Eines fiel ihm auf, das waren die Wörter „Gerechte — Gottlose“. Was mochte damit gemeint sein? Er blätterte weiter und las: „Selbst ein Knabe gibt sich durch seine Handlungen zu erkennen, ob sein Tun lauter, und ob es aufrichtig ist“. Dieser Spruch stand in einer Abteilung, die mit „Sprüche“ überschrieben war. Er mußte ihn einigemal lesen. Ob er ein solcher Knabe war? Er betete doch: „Lieber Gott, mach mich fromm!“ War das nicht dasselbe wie „gerecht“ oder „lauter und aufrichtig“, wie es in dem Spruch hieß? Wenn er nun darum betete, fromm oder gerecht zu werden, dann war er es noch nicht, dann mußte er also auch „gottlos“ sein. Schrecklicher Gedanke: g o t t l o s! Er hatte einmal eine Frau einem betrunkenen Manne zurufen hören: „Scheren Sie sich weg, Sie gottloser Mensch!“ An diesem Abend betete Rudi besonders ernst und innig: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm!“ Aber ihm war, als ob während des Betens jemand zu ihm gesagt hätte: „Ja, das wäre eine schöne Geschichte, so ein kleines Gebetlein hersagen und dann fromm werden. Das geht nicht so einfach. Da mußt du noch viel, ganz viel beten.“

Ach, Rudi wäre so sehr gerne fromm geworden, aber wie? Mit Mühe und Fleiß lernte er ein Abendgebet nach dem anderen auswendig. Er brachte es auf sechs, die er nacheinander hersagte. Dann fing er auch mit Morgengebete an. Aber es nützte alles nichts. Nichts änderte sich. Er blieb, wie er war. So gerne

hätte er Gott zufrieden gestellt, aber er fühlte: es gelang ihm nicht.

Manchmal fragte er sich: „Wer ist denn ein Gerechter? Ist es der Vater? — Nein, dann könnte er nicht so fluchen. — Ist es die Mutter? — Nein, auch die Mutter kann oft so böse sein!“

Am Sonntagabend durfte er draußen mit anderen Kindern spielen. Da sah er einen alten Mann des Weges kommen. Er mußte ihn anschauen, und wie er dem still dahingehenden alten Mann in das liebe Gesicht blickte, kam ihm blitzschnell der Gedanke: „Das ist ein Gerechter!“ Im nächsten Augenblick war er bei ihm und gab ihm die Hand. Am folgenden Sonntag sah er den alten Mann wieder. Und so ist es mehrere Jahre lang Nudis Freude gewesen, Sonntagabends auf den alten Onkel Lachmann zu warten und ihm die Hand zu geben.

Warum Nudi den freundlichen Alten nicht gefragt hat, ob er ihm helfen könne, weiß ich nicht. Gott wollte sich ihm wohl auf andere Weise kundtun.

Daß Gott Seinen Sohn auf diese Erde gesandt, und daß dieser Sohn den Namen Jesus erhalten hat und am Kreuze als Heiland der Sünder gestorben ist, erfuhr Nudi auch mit der Zeit. Der Lehrer erzählte weiter, daß Jesus ein Freund der Kinder sei. Dann wollte Er doch gewiß auch sein Freund sein.

An einem Sonntag fuhr Nudi mit seinem Vater zu dessen Schwester, Tante Trautchen. Das war eine große Freude. Bei Tante Trautchen fand er viele schöne kleine Bücher und Hefte. „Samenkörner“ und „Kinderbote“ stand darauf. Er las einige der Geschichten, aber manches verstand er nicht. Trotzdem machte das Gelesene einen gewissen Eindruck auf ihn,

denn als er am nächsten Tage sein übliches Morgen-
gebet sprach, fügte er hinzu: „Bitte, lieber Heiland,
tu doch, was ich Dir gesagt habe! Du sollst auch heute
Freude an mir haben.“

Mit diesem Vorsatz ging er in die Schule. Er
wollte Gott Freude machen. Aber schon auf dem We-
ge gab es eine ernste Probe zu bestehen, denn Nach-
bars Arnold trat ihn so empfindlich, daß er laut auf-
schrie. Auf dem Schulhof zankte man sich um ein al-
tes Taschenmesser und um Abziehbilder, in der Schule
um einen halben Griffel und um einen Tafel-
schwamm, alles Dinge, die Rudi so beschäftigten, daß
der Lehrer rufen mußte: „Rudi, du paßt ja gar nicht
auf!“ Ganz geknickt ging er nach Hause. In seinem
Zimmerchen betete er: „Lieber Herr Jesus, bitte, ver-
gib mir! Heute habe ich nichts Gutes getan. Aber mor-
gen wird's bestimmt besser.“

Am nächsten Morgen ging Rudi mit dem neuen
Vorsatz zur Schule, es besser zu machen, aber auch an
diesem Tage und an noch vielen anderen ging es nicht
besser, eher schlechter. Das mußte er selbst mit be-
trübtem Herzen feststellen.

Von einer Freundin seiner Mutter bekam Rudi
ein kleines Testament geschenkt. Mit Eifer begann er
darin zu lesen. Und da war es merkwürdig, er las
Worte von einem Mann, der genau dieselben Erfah-
rungen gemacht haben mußte wie er selber. Immer
wieder las er sie. Er wußte bald auswendig, wo sie
standen. Es war im Römerbrief. Die Worte lauteten:
„Das Gute, das ich will, übe ich nicht aus, sondern
das Böse, das ich nicht will, dieses tue ich“. Und vor-
her stand: „Das Wollen ist bei mir vorhanden, aber
das Vollbringen dessen, was recht ist, finde ich nicht“.

Ach, hätte er doch diesen Mann fragen können, wie er es gemacht hatte, daß er kurz nachher schreiben konnte: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind“! So was zu wissen, mußte ja ganz herrlich sein!

Rudi war oft tagelang unglücklich. Wer sollte ihm helfen? Seiner Mutter konnte er sonst alles sagen, aber für diese Dinge fand er kein Verständnis bei ihr. Das fühlte er wohl, und deshalb sprach er nie mit ihr über seinen Kummer. Er war jetzt bereits zwölf Jahre alt, ging auch schon seit Monaten in den Unterricht des Pfarrers, aber mit diesem war er nicht so vertraut wie mit seinem Lehrer, der ihm einmal sogar, als er in eine höhere Klasse kam, zum Spott der anderen einen Kuß gegeben hatte. Der Unterricht des Pfarrers selbst brachte ihm nur wenig. Eindruck hatte bis dahin eigentlich nur die Erzählung von der Hydra auf ihn gemacht. Das war eine Schlange mit vielen Köpfen, die immer wieder wuchsen, auch wenn sie abgeschlagen wurden, bis Herkules sie schließlich durch Ausbrennen abtötete. Ach, das war etwas für Rudi! Wenn doch das Böse, das immer wieder, wie ein Schlangenkopf der Hydra, bei ihm hervorkam, auch ein für allemal gründlich ausgebrannt werden könnte!

Eines Abends lag er in Tränen auf seinen Knien und rief weinend: „Herr Jesus, ist es möglich, daß Du Dich über einen solch bösen Jungen erbarmen kannst? Dann tu es doch, bitte, tu es doch! Amen.“ Und was geschah? Auf einmal wurde es unserem Rudi ganz leicht ums Herz. Daß er ein Sünder, ein Gottloser war, wußte er längst, und es hatte ihm Kummer genug bereitet. Aber jetzt zog plötzlich eine ganz neue Erkenntnis in sein Herz ein. Jetzt wußte er mit ei-

nemmal, daß Jesus für Sünder, daß Christus für Gottlose gestorben, und daß Er deshalb auch für ihn gestorben war. Das war eine Erquickung nach so viel Trauer.

Für Rudi war alles neu geworden. Am nächsten Morgen lief er zu Nachbars Arnold und rief laut:

„Nöll, Nöll!“ (So wurde Arnold kurz von allen gerufen.)

„Was hast du denn?“ klang es zurück.

„Denke dir, Nöll“, rief Rudi, „der Herr Jesus hat mir alle meine Sünden vergeben. Es ist ganz sicher. Ich bin jetzt Sein Schäflein.“

„Du bist ja verrückt!“ lautete die harte Antwort. Damit versetzte der Freund ihm einen Stoß, daß er gegen die Mauer flog, und verschwand von der Bildfläche.

Diese Enttäuschung hinderte Rudi jedoch nicht, auf dem Schulweg auch mit anderen Schulkameraden von Jesus zu reden. Es war merkwürdig, wie gut er jetzt seine Bibel verstand, die er bis dahin ohne Verständnis gelesen hatte.

In diesem Morgen war Gesangstunde. Unter anderem wurde „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ geübt. Rudi war so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er nicht sogleich mitsingen konnte. Schon ertönte des Lehrers Stimme:

„Rudi, mitsingen! Warum singst du denn nicht mit?“

Ohne recht zu wissen, was er sagte, kam es über seine Lippen:

„Herr Lehrer, Deutschland ist nicht über alles. Das ist der Herr Jesus.“

Schallendes Gelächter der Klasse war die Antwort. Aber der Lehrer schaute ihn freundlich an und erklärte ihm, daß das gewiß so sei. Der Dichter denke aber auch nicht daran, Deutschland über den Herrn Jesus zu stellen. Er wolle sie alle nur dankbar machen, daß sie Deutsche sein dürften. Nudi freute sich, daß wenigstens der Lehrer ihn verstanden hatte.

Nachmittags waren die Schüler auf dem Turnplatz. Plötzlich gab's ein furchtbares Aufschlagen, ein Fallen und Zerspringen von Dachziegeln, dann einen dumpfen Ton wie von einem tiefen Fall. Alle sahen nach dem nahen Kirchturm, wo ein Dachdecker am Turm arbeitete. Kein Zweifel, der Mann war herabgestürzt, erst auf das Kirhdach, dann auf den Kirchhof.

So schnell es ging, rannten die Kinder zur Unglücksstelle, auch Nudi. Und was sah er? Der Dachdecker war auf ein ganz frisch aufgeschüttetes Grab gefallen, und die weiche, sandige Erde hatte den Aufschlag derart gemildert, daß der Mann fast unverletzt wie in einer Mulde eingebettet lag. Außer einem Beinbruch hatte er fast keinen Schaden genommen.

Auch dieser Vorfall paßte zu Nudis Stimmung. Wie der Dachdecker vom leiblichen, so war er vom ewigen Tode gerettet worden durch den Herrn Jesus. Immer aufs neue mußte er Ihm dafür danken.

Sein Lehrer beobachtete oft insgeheim seinen Schüler. Er war ein gottesfürchtiger Mann, und seine Frau war entschieden gläubig. Er nahm sich stets Nudis an, wenn der Spott der anderen Schüler zu offenen Feindseligkeiten ausartete.

Bei der Feindschaft der Vielen waren es aber doch einige, die Nudis Zeugnis annahmen und der

Stimme des guten Hirten das Ohr öffneten. Gottfried Astro, Heinrich und Gerhard Kleiner waren die ersten. Die vier Gleichgesinnten kamen des Abends oft zusammen, sangen Lieder und lasen aus dem Testament.

Eines Tages kam für Rudi ein trauriger Zwischenfall, der ihm aufs neue zeigte, was in seinem Herzen war.

Seine Eltern hatten ein kleines Pferd, mit dem der Vater die Waren holte und auch ausfuhr. Das Tier war augenscheinlich in einem Zirkus dressiert worden. Rief man ihm zu: „Fritz, hoch!“, so stellte es sich zur Freude von jung und alt auf die Hinterbeine. An diesem Morgen nun waren sie in der Schule mit dem Schreiben eines Aufsatzes beschäftigt. Links von Rudi saß Hermann Astro, der ältere Bruder von Gottfried. Dem Jungen saß der Schalk im Nacken. Ganz unvermutet faßte er Rudi an den gleich über dem Ohr sitzenden Haaren, zog kräftig daran und flüsterte:

„Fritz, hoch!“

Sich vergessend, schrie Rudi laut:

„Au weh!“

Schon nahte das Schicksal in Gestalt des Lehrers, der mit Recht erzürnt war über die unerhörte Störung bei solch feierlicher Tätigkeit.

„Eine Bank herunter!“ befahl er streng.

Rudi sprang auf und rief:

„Herr Lehrer, der Hermann Astro hat mich . . .“

Aber aufs neue klang es hart:

„Eine Bank herunter!“

Empört über solche Ungerechtigkeit, setzte Rudi sich wieder.

„Willst du wohl eine Bank herunter?“ rief der Lehrer in größter Erregung. Rudi rührte sich nicht. Da sprang der Lehrer herbei, riß seinen widerspenstigen Schüler aus der Bank und schob ihn in die nächste.

Zornig nahm Rudi seinen Tornister und stieß ihn so heftig unter sein Pult, daß das Brett sich löste.

„Noch eine Bank herunter!“ scholl es aufs neue. Aber erst als der Lehrer mit dem schweren Oberlichtöffner kam, gehorchte Rudi und rückte noch eine Bank herunter.

O wie er sich schämte! So weit unten hatte er noch nie gefessen.

In der Pause kam der arme Junge zur Besinnung. Heiß quoll es ihm aus den Augen. Er weinte bitterlich. Welch eine Schande hatte er seinem Heiland bereitet!

So schwer es ihm war, er mußte zu seinem Lehrer und um Vergebung bitten. Er war ungehorsam und widerspenstig gewesen. Wie er hatte sich noch feiner betragen, und er, gerade er war ein Schäflein Jesu! Oder war er es nicht mehr?

Der Lehrer sah seinen Schüler erstaunt an, als er so de- und wehmütig auf ihn zutrat. Er sah auch die verweinten Augen und fragte:

„Nun, was hast du denn noch?“

Stockend kam es über die zuckenden Lippen:

„Herr Lehrer, ich war ungehorsam und widerspenstig. Können Sie mir vergeben?“

„Ja, wie war das denn eigentlich? Wie kamst du dazu?“ erkundigte sich der Lehrer.

Jetzt konnte Rudi seinem Herzen Luft machen. Unter möglichster Schonung seines Mitschülers, der an allem schuld war, erzählte er die ganze Geschichte.

Auf einen Wink entfernte er sich. Die Pause war zu Ende.

Still saß Rudi auf seinem Platz. Manche blickten schadenfroh auf ihn. Da rief der Lehrer laut und vernehmlich:

„Rudi, setz' dich wieder auf deinen alten Platz! Und du, Hermann, machst mir nicht wieder solch dumme Geschichten! Verstanden?“

Mit dem Lehrer war es wieder in Ordnung. Aber auch mit seinem Heiland? Ach, er liebte Ihn doch wirklich. Sie hatten im Unterricht nicht lange vorher von Petrus gehört, und Rudi hatte es unbegreiflich gefunden, daß dieser Jünger seinen Herrn so verleugnen konnte. Jetzt verstand er seine Tränen. Aufs neue kamen sie ihm, als er in seinem kleinen Zimmer war. Verleugnet hatte er seinen Herrn ja nicht, aber hatte er Ihn nicht tief betrübt? Doch der Herr Jesus, der nach Seiner Auferstehung dem so tief gefallenem Petrus als erstem begegnete, schenkte auch dem Rudi die Zusicherung Seiner Vergebung.

Gerhard Kleiner wurde bald nach seiner Befeh- rung krank. Eine schwere Erkältung nötigte ihn ins Bett und ließ ihn nicht wieder aufstehen. Aber bei allem Husten und der zunehmenden Schwäche war der kleine Junge glücklich in seinem Herrn.

Eines Nachmittags saß Rudi an seinem Bett. Auf seine Frage, wie es ihm gehe, zeigte Gerhard nach oben und flüsterte leise:

„Er kann durch des Todes Türen
Träumend führen
Und macht mich auf einmal frei.“

Eine halbe Stunde später war der kleine dreizehn- jährige Kranke bei Jesu, seinem Heiland.

Doch wir müssen in Rudis Geschichte noch einmal für einen Augenblick zurückgehen. Der Sonntag, der auf seine Bekehrung folgte, war für ihn besonders bedeutungsvoll. An diesem Tage wartete er auf seinen alten Freund, Ohm Lachmann, ganz anders als bisher. Obwohl er nichts Näheres von ihm wußte, hielt er ihn doch nach wie vor für einen Gerechten und fühlte sich eins mit ihm. Sobald er kam, faßte er froh seine Hand, erzählte ihm seine Geschichte und — fand volles Verständnis.

Und wohin ging dieser alte Mann regelmäßig? In eine kleine Versammlung von Greisen, die sich jeden Sonntagabend in einer großen Bauernstube zusammenfanden, um miteinander den Heidelberger Katechismus zu betrachten. Es war der letzte Rest göttlichen Lebens, das in diesem Dorfe noch zurückgeblieben war von dem Dienst des gläubigen Pfarrers Krummacher, der hier Jahre vorher gewirkt hatte. Sonntag für Sonntag fand sich unser Rudi seitdem auch in dieser Versammlung ein — ein seltsames Bild, der einzige Zwölfjährige unter lauter Siebzigern.

Eines Abends kam ein Mann aus dem Dorf zu Familie Landhausen. Nach ein paar allgemeinen Bemerkungen sagte er zu dem Vater:

„Hendrik, dein Rudi gibt mal 'nen richtigen Pastor!“

„Manu? Wie kommst du dazu? Was hat er getan?“

„Weißt du denn nicht, daß der Jung jeden Sonntag zu den frommen Alten in die fiene (fromme) Versammlung geht?“

Rudi hörte dem Gespräch mit einem gewissen Unbehagen zu. Er fühlte sich nicht ganz frei, da er die

Eltern nie um Erlaubnis gebeten hatte, diese Versammlung zu besuchen. Jetzt würde wohl die Strafe nicht ausbleiben.

Er war daher sehr erleichtert, als die Mutter sagte:

„Hat er das wirklich getan? Nun, das kann ich Ihnen sagen, schlechter ist er dadurch nicht geworden.“

Der Nachbar schüttelte den Kopf:

„Das ist ja alles Kinderei! Ist euer Junge erst zwanzig Jahre alt, dann springt er gerade so um die Mädchen herum wie alle anderen.“

Nudi verstand nicht recht, was der Nachbar meinte. Aber soviel war ihm doch klar, daß er seinem Christentum nicht traute und der Ansicht war, das alles würde sich mit der Zeit ändern. Bei diesem Gedanken wurde ihm ganz ängstlich zumute. War es möglich, daß er in seinen alten Zustand zurückfallen und seinen Herrn durch Sündigen betrüben konnte? Mit diesem Gedanken ging er in sein Zimmer, kniete nieder und betete:

„Lieber Herr Jesus, wenn das passieren sollte, daß ich Dich betrüben und Deinem Namen Schande machen könnte, dann laß mich lieber gleich jetzt sterben! Dann nimm mich doch, bitte, zu Dir!“

Er schlug seine kleine Bibel auf, und sein Blick fiel auf Joh. 17, 15. „Ich bitte nicht, daß Du sie aus der Welt wegnehmest“, las er, „sondern daß Du sie bewahrest vor dem Bösen.“

Die Worte bewegten sein Herz. Welch ein treuer Herr war doch sein Heiland! Für alles hatte Er gesorgt. „Herr Jesus, ich danke Dir, daß Du an mich denkst“, betete er aufs neue. „Wenn Du mich bewahrst, kann ich beruhigt sein.“

Singend ging er die Treppe hinunter.

Der Vater beobachtete seitdem in der Stille seinen Jungen. Die Mitteilung des Nachbarn hatte ihm doch Angst gemacht. Er wollte nicht, daß sein Rudi ein „Fiener“ wurde.

Eines Tages sagte er zu seiner Frau:

„Emma, die Leute, die die Bibel lesen, schnappen auf die Dauer meist über. Du glaubst nicht, wie viele Leute schon wegen religiösen Wahnsinns im Irrenhaus geendet haben. Wenn das so weitergeht, könnte es auch unserm Jungen noch so ergehen.“

Daraufhin wurde dem Rudi die Bibel weggenommen. Als er am Abend die Treppe hinaufging in sein Schlafzimmerchen, schlichen die Eltern wie zwei Geheimpolizisten hinter ihm her und horchten an der Tür.

Sie hörten ihren Jungen laut beten. Ganz kindlich bat er seinen Herrn, Er möge doch dafür sorgen, daß er seine Bibel wiederbekomme, und daß die Eltern selbst darin läsen. Dann betete er für ihre Befehring so innig und flehentlich, daß die beiden Lauscher wie Schulkinder weinten.

Am nächsten Tage erhielt Rudi seine Bibel wieder.

Etwa ein halbes Jahr mochte seitdem vergangen sein. Da kam Rudi nachmittags aus der Schule und fand seine Mutter im Bohnzimmer auf einem kleinen Schemel sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben und bitterlich weinend.

Voll Teilnahme schmiegte er sich an sie und rief:

„Was hast du, Mutter? was fehlt dir?“

Da schaute sie ihn mit ganz verweinten Augen an und schluchzte:

„Ach, Kind, meine Sünden!“

Am nächsten Tage fand sie Frieden im Glauben an das Blut Jesu.

Jetzt gingen in diesem Hause zwei glückliche Menschen den Weg zum Himmel.

Fast um dieselbe Zeit, als Nudis Bekehrung stattgefunden hatte, war ein neuer Pfarrer ins Dorf gekommen. Dieser predigte eines Sonntags über einen Vers, den auch Nudi schon in seiner Bibel gelesen hatte, und der ihm selbst eine Hilfe geworden war. Er lautete: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, Jehova, ich habe kein Gefallen am Tode des Gesetzlosen, sondern daß der Gesetzlose von seinem Wege umkehre und lebe!“ (Hes. 33, 11.)

Einfach, aber eindringlich und in Liebe sprach der Pfarrer von der Notwendigkeit der Buße und Umkehr.

Nudi erkannte sofort: Der Herr Pfarrer ist auch bekehrt.

Nach der nächsten Unterrichtsstunde, als die anderen fort waren, ging er zu ihm.

Der Pfarrer nahm ihn freundlich bei der Hand und fragte:

„Nun, mein kleiner Freund, was hast du denn?“

„Herr Pfarrer, ich bin auch bekehrt; ich bin ganz gewiß ein Schäflein Jesu!“

Ganz bewegt hörte es der Pfarrer, und Nudi mußte ihm seine Geschichte erzählen.

Von da an kamen mehrere der Jungen regelmäßig ins Pfarrhaus und hatten mit diesem Freunde der Jugend eine Knaben-Bibelstunde.

Als Nudi einige Zeit danach mit noch zwei anderen auf dem Heimwege vom Unterricht war, redete er

offen mit ihnen über die Notwendigkeit der Befeh-
 rung. Er hatte an diesem Tage einen besonderen
 Grund, es zu tun. Tags zuvor hatten sie nämlich in
 größerer Anzahl in einem großen Teich gebadet. Sie
 waren noch nicht lang im Wasser, da kam der Schä-
 fer des Bauers Steinschen, der viele Schafe hatte, des
 Weges. Die Jungen riefen ihm zu, mit ihnen zu ba-
 den, und quälten so lange, bis der Mann ihren Bitten
 willfährte. Kaum war er im Wasser, da machten sich
 etwa zehn an ihn heran und zogen und schoben den
 Mann bis an eine tiefe Stelle. Aber der Arme konnte
 nicht schwimmen, und bald zeigte es sich, daß sein
 Plätschern kein Übermut war, sondern ein Ringen mit
 dem Tode. Als sie es begriffen, war es bereits zu
 spät. Rettungsversuche hatten keinen Erfolg mehr.
 Der Schäfer war ertrunken.

Dieser Vorfall lastete noch schwer auf der sonst
 so munteren Schar, und zweifellos war es unter dem
 Eindruck des traurigen Ereignisses, daß die beiden
 Knaben still zuhörten und ebenso nach Hause gingen.
 Tags darauf kam der eine, Wilhelm Guzen, und
 sagte:

„Rudi, was du mir gestern gesagt hast, hat mich
 die Nacht nicht schlafen lassen. Ich weiß, ich muß
 mich auch bekehren, ich muß auch Jesum haben, und
 ich gehe auch Sonntag mit in die Knabenstunde. Aber
 sage es nicht dem Dietrich.“

Etwa eine Stunde später kam der Dietrich und
 sagte:

„Rudi, was du uns gestern gesagt hast, das hat
 Vater mir auch schon gesagt. Ich habe diese Nacht
 daran denken müssen. Ich muß auch Vergebung mei-
 ner Sünden haben, und ich gehe auch am Sonntag

mit in die Knabenstunde. Aber sage es nicht dem Wilhelm.“

Am nächsten Sonntag gab es erstaunte Gesichter. Menschenfurcht hatte die zwei Freunde einen Umweg machen lassen, aber die Liebe des Heilandes hatte beide ans Ziel gebracht.

Wochenabends waren die Freunde häufig bei Rudi, um gemeinsam ihre Schulaufgaben zu machen. Waren diese fertig, so setzten sie sich zusammen und spielten auf einem selbstverfertigten Brett „Mühlchen“. Dieses an sich harmlose Spiel nahm sie mit der Zeit derart gefangen, daß sie schließlich in ihren freien Stunden nichts anderes mehr kannten als Mühlchen-Spielen. Das ging eine Zeitlang so, und es hatte eine eigenartige Wirkung. War Rudi nämlich hinterher allein, so empfand er nicht mehr seine frühere Freude. Es war, als ob sich etwas zwischen ihn und seinen Heiland geschoben hätte. Und eines Abends wurde ihm klar, was die Ursache war. Das Spiel war ihm und den anderen zur Leidenschaft geworden. Er bekannte es dem Herrn und bat um Hilfe.

Als am nächsten Tage Heinrich Kleiner wieder bei ihm war, um „Mühlchen“ zu spielen, nahm Rudi kurz entschlossen das Spielbrett, zerbrach es und steckte es mit den Worten in den Ofen:

„Heinrich, alles, was den Herrn Jesus aus unserem Herzen verdrängen will, ist gewiß böse. Das kann Er nicht dulden.“

Von da an wandten sie sich wieder ihrer Bibel zu, und da fanden sie, daß nichts anderes das Herz in Wahrheit zu erfreuen vermag als Er und die Dinge, die Ihn betreffen. — —

Zum Schluß noch ein Erlebnis aus Rudis Zu-

gendtagen, das zeigt, wie Gott sich an dem Schwachen mächtig zu erweisen vermag.

Eines Nachmittags hatte unser junger Freund sich auf den Weg gemacht, um einem Schmied, der als arger Trinker bekannt war, gute Schriften zu bringen.

Der Schmied hatte gerade einige Freunde bei sich. Mit ihnen saß er in einem Bretterverschlag, den er sich in der großen Schmiede gezimmert hatte, und trank.

Als er den ihm bekannten Knaben erblickte, rief er ihn zu sich. Kaum aber war Rudi in dem Verschlag, da schloß der Schmied die Brettertür, stellte sich vor Rudi und sagte:

„So, du frommer, scheinheiliger Bengel du, jetzt sollst du Schnaps saufen wie Wasser!“

Rudi schaute ängstlich um sich. Die beiden Trinkkumpane des Schmieds kicherten vor sich hin. Der Schmied nahm nun einen großen Steinkrug, füllte ein Glas und leerte es in einem Zuge. Das zweite Glas war für den einen Freund, das dritte für den anderen. Jetzt wurde ein Glas für Rudi gefüllt. Aber er weigerte sich, zu trinken. Er wußte aus Erfahrung, wieviel Unheil der Branntwein schon angerichtet hat, denn ein Onkel, ein Bruder seiner fleißigen Mutter, hatte durch den Trunk die ganze Familie zugrunde gerichtet. Das war Grund genug für Rudi, Nein zu sagen.

„Dann trinke ich ein Glas mehr“, rief der Schmied.

Der Krug wurde leerer und leerer, das Glas hatte schon oft die Runde gemacht, und Rudi sah mit steigender Angst, wie der feurige Trank seine Wirkung tat.



Jetzt kam das letzte Glas. Der Schmied hielt es Rudi hin und befahl:

„Jetzt trinkst du!“

Der schaute in die unsicheren, flackernden Augen seines großen Gegenübers und sagte fest:

„Ich trinke nicht!“

Da sprang der Schmied auf, nahm einen schweren Hammer und wollte sich auf Rudi stürzen. Die beiden anderen sprangen herzu, fielen ihm in den Arm und schriegen:

„Du machst uns noch alle unglücklich!“

Aber der starke Mann stieß mit seinen sehnigen Armen die beiden zurück, stellte sich drohend vor Rudi und wiederholte seine Aufforderung.

Der arme Junge schaute ängstlich dem Trinker ins Gesicht. Was sollte er tun? Nachgeben? Nein, dann hätte der Teufel den Sieg davongetragen. Leise flüsterte er: „Bitte, lieber Heiland, hilf mir!“ Die Bitte gab ihm Mut, und dem Mann, der den Hammer drohend in die Höhe hielt, fest in die Augen schauend, rief er:

„Ich trinke nicht. Aber wenn Sie schlagen wollen, dann nur zu! Mich schlagen Sie in den Himmel hinein, sich selbst aber in die Hölle.“

Als wenn der Blitz eingeschlagen hätte, stand der Schmied da. Ganz nüchtern geworden, warf er den Hammer zur Erde, drehte sich um, schloß die Brettertür auf und verschwand.

Rudi konnte dankbar die „Löwengrube“ verlassen. Singend kehrte er nach Hause zurück:

„Nur zu Dir steht mein Vertrauen,
Daß kein Übel mich erschreckt,
Mit dem Schatten Deiner Flügel
War mein wehrlos Haupt bedeckt.“

Rudi hat auch erlebt, daß nicht sehr lange nach der Bekehrung der Mutter der Vater ebenfalls ernstlich um das Heil seiner Seele besorgt wurde. Eines Nachts, nachdem ein Gewitter furchtbar gewütet hatte, hatte dieser einen unruhigen Traum. Er befand sich auf den dunklen Gewässern des Meeres und fürchtete, jeden Augenblick von den Wogen in die Tiefe gerissen zu werden.

„Wo geht es dann hin mit mir und meinen Sünden?“ schrie er im Traum. Da sah er aus den

Wogen ein Kreuz emporragen. An ihm hing der Mann der Schmerzen. Sein Auge blickte freundlich auf den Sünder, und vernehmlich sprach Er zu ihm:

„Auch für dich!“

Am anderen Morgen erzählte er seiner Frau den Traum und fragte:

„Bin ich nun auch errettet?“

Sie antwortete:

„Noch nie hat Jesus jemand getäuscht, der sich Ihm anvertraut hat. Wer glaubt, hat ewiges Leben.“

Auch Rudis Bruder und sechs seiner Schwestern haben im Lauf der Jahre ihr Herz dem Herrn Jesus geschenkt. Heute ist in dem Hause, wo er zuerst darum gebetet hat, daß Gott ihn fromm machen möge, sonntäglich ein Kreis von Kindern Gottes versammelt, deren Freude es ist, Gott zu preisen in dem gemeinsamen Genuß des ewigen Lebens, das denen geschenkt wird, die da „glauben an den Namen des Sohnes Gottes“. (1. Joh. 5, 13.)

F. F.

Dienen

Daß es im Deutschen Reich wieder Pflicht geworden ist, Volk und Vaterland zu dienen, sei es in Arbeitsdienst oder Wehrmacht, darüber freuen wir uns, denn, abgesehen von der Sache selbst, kann es für unsere Jugend nur nützlich sein, wieder an unbedingten Gehorsam und stramme Zucht gewöhnt zu werden. Und auch dafür sind wir dankbar, daß der Begriff Dienen im allgemeinen neu geadelt worden ist, denn mit Schrecken erinnern wir uns der Ausmaße, die die Selbstsucht in den Jahren nach

dem Kriege angenommen hatte, sowie der Rücksichtslosigkeit, mit der um eigenen Vorteils willen die Rechte des anderen oft genug zertreten wurden.

Immerhin, aller menschlicherseits verordnete Dienst ist begrenzt, denn er ist für die Zeit. Dementsprechend sind auch seine Ergebnisse zeitlich. In der Ewigkeit findet sich nichts davon, es sei denn, daß der Dienst aus noch anderen Beweggründen geübt worden ist. Doch davon hernach.

Zuvor laß dir, mein Leser, die Bemerkung gefallen, daß jeder Mensch in dieser Welt, er mag wollen oder nicht, von Haus aus Sklavendienste tut. Das klingt sehr demütigend, ist aber Tatsache, mögen auch noch so viele Menschen sich dagegen sträuben. Um einer Sache auf den Grund zu kommen, ist es am besten, Gottes Wort zu Rate zu ziehen, denn sein Urteil ist untrüglich. Es läßt uns nie im Stich, auch nicht in der vorliegenden Frage. Klar und unzweideutig bezeugt es uns, daß und wem die Menschen dieser Welt in knechtischer Weise unterworfen sind. Die Welt hat einen Gott, dem sie blindlings folgt, und dieser Gott ist — Satan. (Vergl. Joh. 14, 30; 2. Kor. 4, 4.) Er selbst hat sich bei einer Gelegenheit dem Sohne Gottes gegenüber als den dargestellt, dem alle Reiche dieser Welt, all ihre Gewalt und ihre Herrlichkeit übergeben seien, und der Herr hat ihm nicht widersprochen. (Vergl. Luk. 4, 5. 6.)

Während nun die Schrift feststellt, daß Satan, der Widersacher Gottes und Seines Christus, Fürst und Gott dieser Welt ist, beweist die tägliche Erfahrung, daß die Menschen diesem Fürsten willig dienen, und daß sie ihm vor allem in der Verwerfung Christi treueste Gefolgschaft leisten. Die Ein-

flüsterungen Satans sich zu eigen machend (2. Kor. 4, 4), weisen sie den Jesus der Heiligen Schrift ab.

Der Mensch hat aber noch eine zweite schreckliche Macht über sich, der er sich nicht entziehen kann. Diese zweite Macht heißt die S ü n d e. Sie hält den Menschen ebenso in Knechtschaft wie Satan. „Jeder, der die Sünde tut, ist der Sünde Knecht“, rief Jesus Christus einst den hochmütigen Juden entgegen, die behaupteten, sie seien nie jemandes Knechte gewesen. (Joh. 8, 33. 34.) Dasselbe heute mit Ernst den Menschen zu bezeugen, ist jedermanns Pflicht, der die Schrift als göttliche Wahrheit geglaubt und erkannt hat. Von Sünde kann niemand sich freisprechen, und wer ehrlich ist, wird zugeben, daß er außerstande ist, sich von ihr loszumachen. Wir m ü s s e n der Sünde dienen, wir m ü s s e n Satan dienen, wenn nicht ein Stärkerer uns zu Hilfe kommt und uns von beidem befreit. Ich verweise auf die vorstehende Erzählung von Rudi, der gern fromm werden wollte. Niemand wird behaupten, daß der kleine Junge ein großer Sünder gewesen wäre. Trotzdem mußte er schon in seinen jungen Jahren erfahren, daß nichts Gutes in ihm wohnte, und daß er außerstande war, es zu tun, selbst wenn er wollte.

Fürwahr, ein trostloser Zustand! Freilich, viele empfinden ihn nicht. Wer nicht an einen lebendigen Gott glaubt, wer ein Jenseits, eine Vergeltung, wer ein ewiges Gericht leugnet, der wird Kämpfe, wie der kleine Rudi sie hatte, nicht erleben. Denn ein solcher ist ja nur sich selbst und den Staatsgesetzen verantwortlich. Aber ist er deshalb zu beneiden, weil er in dieser Hinsicht ohne Kampf ist? Gewiß nicht. Denn es g i b t einen lebendigen Gott, es g i b t ein Leben

nach dem Tode, es gibt eine ewige Vergeltung. Wenn es sich nicht um so große Dinge handelte, hätte Gott gewiß nicht ein Werk vollbracht, das Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hat. Wenn nur Zeitliches, d. h. Vergängliches, davon abhängig gewesen wäre, hätte Sein Sohn sich nicht bis zu einer Tiefe erniedrigt, daß Pilatus Grund hatte, Ihn der Volksmenge mit den Mitleid erregenden Worten vorzustellen: „Siehe, der Mensch!“, dann wäre Er nicht freiwillig den schimpflichsten Tod gestorben und hätte sich nicht von Gott zerschlagen lassen. Aber es handelte sich um das ewige Wohl und Wehe von Millionen und Abermillionen. Es handelte sich um Erfüllung oder Nicht-Erfüllung von ewigen Ratschlüssen des Gottes des Himmels und der Erde.

Wohl deshalb einem jeden, dem es in bezug auf sich selbst klar geworden ist, daß die Bibel recht hat, wenn sie von „Sklaven der Sünde“ redet! (Röm. 6, 17.) Wohl dem, dem Gottes Gnade geoffenbart hat, daß er als ein von der Sünde Gebundener ein „Sklave des Verderbens“ ist (2. Petr. 2, 19), und der daraufhin der Aufforderung gefolgt ist, sich „von der Finsternis zum Licht zu bekehren und von der Gewalt des Satans zu Gott, auf daß er Vergebung der Sünden empfangen“! Das war nämlich die Botschaft des nach Seinem Tod und Seiner Auferstehung zur Rechten Gottes erhobenen Gottes- und Menschensohnes Jesus Christus, die Er durch den zu diesem Dienst eigens von Ihm berufenen Apostel Paulus aller Welt verkünden ließ.

Wir wissen dieses erste Heft des neuen Jahrgangs unserer Zeitschrift nicht besser zu beginnen als mit der dringlichen Bitte an alle, die es angeht:

Nehmt die Botschaft des Apostels an! Nur in **E i n e m** ist Heil, in Jesus Christus. Wer sich zu Ihm bekehrt, empfängt durch den Glauben an Sein auf dem Kreuz vollbrachtes Werk nicht nur die Vergebung seiner Sünden und wird durch Ihn von dem Dienst der Sünde befreit (Röm. 6, 6. 7), sondern er geht dadurch, daß er „sich von der Gewalt des Satans zu Gott bekehrt“, in den Dienst eines Herrn über, dem zu dienen höchstes Vorrecht ist. Ich will damit nicht sagen, daß es nicht auch auf Erden Herren und Führer gebe, denen zu dienen sich lohne. Aber all solches Dienen ist, wie gesagt, zeitlich und dient zeitlichen Zielen. Wer aber „dem Herrn Christus“ dient, tut einen Dienst, dessen Früchte in der Ewigkeit gesehen werden, und die deshalb von ewigem Wert sind. Er dient einem Herrn, der „Derselbe ist in Ewigkeit“, Dessen Reich ein ewiges Reich ist, und Dem an Wahrhaftigkeit, Treue und Güte niemand gleichkommt. Er tut auch einen sehr lieblichen Dienst, denn einerseits bietet er seinen Mitmenschen Versöhnung an, indem er ihnen sagt, daß Gott bereit sei, ihnen auf Grund des Sühnungswerkes Jesu Christi ihre Übertretungen zu vergeben, und andererseits übt er sich in den schönen Werken der Barmherzigkeit und einer Liebe, die nicht das Ihrige sucht. Dabei hat er selbst den größten Gewinn. Denn wer uneigennützig gibt und teilt, heimst selbst wiederum am meisten ein, denn „Geben ist seliger als Nehmen“.

Fragen wir uns zum Schluß, was die Triebfeder für einen jeden Dienst für Jesum sein sollte, so lautet die Antwort: **D i e L i e b e**. Die göttliche Liebe hat einst des eigenen Sohnes nicht geschont, sondern Ihn für uns alle hingegeben. Die göttliche Liebe will die-

nen und lieben bis ans Ende, und die göttliche Liebe bewahrt denen, die sich von ihr haben ergreifen lassen, ein unverwesliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbteil auf in den Himmeln. Sollte diese Liebe nicht Gegenliebe erzeugen, sodaß alle die, welche geschmeckt haben, daß der Herr gütig ist, Ihm fortan ihr Leben in treuem Dienst zur Verfügung stellen?

Wohin?

Wo soll ich hin? Als müder Wandrer
Lang' ich bei Deinem Kreuze an
Und weiß nun gründlich, daß Kei n a n d r e r
Mich schuld'gen Sünder retten kann.
Ich fragte nach dem Hort des Lebens
Und bettelte um Trost und Licht
An tausend Schwellen, ach! vergebens.
An Deine Schwelle trat ich nicht.

Wo soll ich hin? Die trüben Bäche
Der Erdenweisheit schöpft' ich aus;
Wieviel verhieß die bunte Fläche!
Die Tiefe barg des Zweifels Graus.
Nur dämmernder Vermutungsschimmer,
Mehr „Nein“ als „Ja“ ward mir zuteil.
Verbürgetes sucht', doch fand ich nimmer;
Ich sucht' ja nicht bei D i r mein Heil!

Wo hin? Solang in eigener Stärke
Erfüllen wollt' ich Dein Gebot,
Was nützen alle eignen Werke?
Nuch das Gesetz bracht' Fluch und Tod!
Doch alle meine Fragen enden,
Seit ich am Kreuz den Anker warf:
Ich fand in den durchgrab'nen Händen
Auf ewig, was mein Herz bedarf!

Dr. F. W. Krummacher

Was ein Traktat vermag

Uber die „Traktätchen=Literatur“ ist schon oft genug gespottet oder wenigstens geringschätzend geurteilt worden, auch von solchen, die dem Evangelium und seiner Ausbreitung an sich nicht ablehnend gegenüberstehen. Aber mit Recht? Es gibt natürlich gute und schlechte Traktate. Doch hiervon ganz abgesehen — der Zweck der Traktate ist nicht der, einen vom literarischen Standpunkt aus wertvollen Lesestoff zu bringen, sondern: **C h r i s t u m** zu predigen, und zwar als gekreuzigt, was bekanntlich, nach den Worten des Apostels Paulus, den Menschen „eine **L o r h e i t**“ ist. Seelen zu Jesu zu führen, ist ihre einzige Aufgabe, und es ist Tatsache, unbestreitbare Tatsache, daß oft genug durch das einfache Wort eines Traktats erreicht worden ist, was unzählige andere Bemühungen nicht zu erreichen vermochten. So wie es Gottes Art ist, sich der Törichten, Schwachen, Unedlen und Verachteten anzunehmen, so gefällt es Ihm wohl, „durch die Torheit der Predigt zu erretten“, die daran glauben, damit sich vor Ihm kein Fleisch rühme. (Vergl. 1. Kor. 1, 18—31.) Möchte es Ihm daher gefallen, auch unsere einfache Säearbeit weiterhin zu erhalten und zu segnen, und möchte Er uns allen die Freude mehr, darin tätig zu sein, solange die Möglichkeit dazu noch besteht!

Nachfolgende Erzählung, die sich vor Jahren ereignet hat, ist auch ein Beweis davon, was ein Traktat vermag.

Wilhelms Jugendzeit unterschied sich in nichts von derjenigen seiner Altersgenossen. Nur das eine ist vielleicht zu bemerken, daß er auf den Wunsch seiner Mutter eine Sonntagschule besuchte und dort manches hörte, was nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. Aber sein Herz war zu jener Zeit noch kein wohlzubereitetes Ackerland. Sobald die Sonntagschule aus war, verdrängten andere Dinge das Gehörte. Satan ließ es nicht zu einem Aufgehen des Samens kommen. Er riß weg, was ausgesät war. Wilhelms Herz fand keine Erwiderung auf die Liebe Gottes, die ihm wieder und wieder vorgestellt wurde. Es erwies seine natürliche Feindschaft wider Gott.

Nach beendeter Schulzeit kam er in der Nachbarstadt zu einem tüchtigen und ehrenwerten Kaufmann in die Lehre, der sein Möglichstes zu tun versprach, um aus seinem jungen Lehrling einen gewissenhaften und guten Geschäftsmann zu machen. Er hielt auch sein Wort, und anfänglich ging alles gut. Da Umgebung und Beschäftigung neu für Wilhelm waren, begann er seine Arbeit mit Ernst und Eifer. Doch schon bald wurde sie ihm langweilig. Tag für Tag am Schreibpult zu stehen, Briefe und Rechnungen zu kopieren und später auch zu schreiben, oder Waren zu sortieren und Muster sendungen für die Kunden zurechtzumachen — alles das widerstrebte seiner unruhigen Gemütsart. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog's ihn hinaus in die weite Welt. Der Kaufmann bemerkte bald den Umschwung in der Gesinnung seines Lehrlings und ließ es an den notwendigen Ermahnungen

nicht fehlen. Aber alles war umsonst. Eines Morgens erschien Wilhelm nicht zum Frühstück, und als man Umschau nach ihm hielt, fand man sein Bett leer und unberührt. Der Kaufmann ahnte sogleich, was los war, und benachrichtigte die Polizei. Man fahndete lange nach dem Verschwundenen, aber umsonst. Man fand ihn nicht, und von selbst kam er nicht wieder.

Wohin hatte er sich gewandt? Den ganzen mühseligen Weg zu schildern, den der Jüngling in seiner Torheit ging, bin ich außerstande. Einen bestimmten Plan hatte er überhaupt nicht. „Nur fort aus diesen engen Verhältnissen!“ sprach's in ihm, und dieser Stimme folgte er. Wenn möglich, wollte er suchen, die Nordseeküste zu erreichen. Das Weitere würde sich dann schon finden. Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht, und seine Geldmittel waren knapp. Mit vieler Mühe kam er schließlich an sein Ziel. Hier fand er ein Schiff, das ihn mitnahm nach England. In dem fremden Land ließ er sich zur Kriegsmarine anwerben. Das entsprach seinem unruhigen Sinn, und er fand auch keine andere Lebensmöglichkeit. Es war gerade die Zeit, als die verbündeten Herrscher von fast ganz Europa begonnen hatten, ihre Kräfte mit Napoleon I., dem gewaltigen Kaiser der Franzosen, zu messen. Schon bald lernte Wilhelm die Schrecken des Krieges aus nächster Nähe kennen. In mehreren Seegefechten sah er dem Tod unmittelbar ins Auge. Aber während um ihn herum viele verwundet wurden und fielen, blieb er unverfehrt. Sein schlimmstes Erlebnis hatte er im Jahre 1815, in welchem bekanntlich das letzte Ringen mit dem von Elba aus dem Gefängnis ausgebrochenen Löwen stattfand. Im Juni kam's zum Ent-

scheidungskampf bei Belle-Alliance. Unter den an der Schlacht teilnehmenden englischen Truppen befand sich auch die Mannschaft des Kriegsschiffes, das Wilhelms zweite Heimat geworden war. Die Schlacht endete mit einem ruhmreichen Sieg für die verbündeten Truppen. Er wurde freilich teuer erkaufte. Wilhelm geriet ins dichteste Kampfgewühl. Zu Hunderten sanken die Kameraden um ihn her nieder, verwundet oder tot. Er selbst kam abermals mit heiler Haut davon. Es war, als ob Gott schützend Seine Hand besonders über diesen jungen Menschen gehalten hätte, der nicht nach Ihm fragte.

Nicht lange, nachdem der Friede geschlossen war, kehrte Wilhelm in sein Vaterland zurück. Die Fremde lockte ihn jetzt nicht mehr. Er nahm endgültig seine Wohnung in dem Städtchen E. In einer Hinsicht war er zur Ruhe gekommen, aber leider nicht, was sein Herz betraf. Es schweifste gerade noch so unstet umher wie früher. Gottes Güte, die sichtbarlich mit ihm gewesen war, hatte nicht vermocht, ihn zur Buße zu leiten. Sein Herz blieb gleichgültig, ja, mehr als das, Gott feindlich gesinnt. Es war tot, tot wie ein Stein, tot in Vergehungen und Sünden, wie Paulus an die Epheser schreibt. Statt zur Einsicht zu kommen, entfernte Wilhelm sich weiter und weiter von Gott, machte dagegen Fortschritte auf den Wegen des Lasters und der Sünde. Es dauerte nicht sehr lange, da war er wegen seines Trinkens und wegen seiner häßlichen, gotteslästerlichen Redereien weit und breit in unrühmlicher Weise bekannt.

So vergingen Jahrzehnte. In all dieser Zeit tauchten Gott oder das eine und andere aus Seinem Wort kaum einmal in dem Gedankenkreis des sich

immer mehr in Satans und der Sünde Netze verstrickenden Mannes auf. Sollte Gott wohl noch an ihn denken, oder hatte Er ihn ganz dahingegeben?

Eines Abends kehrte Wilhelm nach Hause zurück. Er kam aus dem Wirtshause und war wie gewöhnlich nicht mehr nüchtern. Unterwegs erhielt er von einer Dame, die seinen betrunkenen Zustand nicht bemerken mochte, einen Traktat. Er steckte ihn ein und fand ihn am nächsten Morgen in der Tasche. Neugierig las er ihn, und siehe da, das Lesen des einfachen Schriftchens machte einen tieferen Eindruck auf das Herz des verhärteten Mannes als alle seine früheren Erlebnisse. Zunächst fühlte er sich unangenehm berührt durch die ernstesten Worte. Trotzdem las er den Traktat ein zweites Mal. Diesmal weckte er Erinnerungen an in seiner Jugendzeit in der Sonntagschule Gehörtes, und das unangenehme Gefühl verwandelte sich in Unruhe. Als er ihn zum dritten Mal las, wurde die Unruhe zu lauter Anklagen seines Gewissens. Blitzartig wurde das hinter ihm liegende Dunkel seines Lebens erhellt, und er sah Sünden und nur Sünden. Er blickte mit Schrecken auf ein völlig verlorenes Leben zurück. Und was lag vor ihm? Tod und Gericht, eine Ewigkeit, an die er nur mit Grausen denken konnte, denn hatte er nicht in seiner Jugend gehört von einem unauslöschlichen Feuer und von solchen, deren „Wurm nicht stirbt“? (Mark. 9, 43—48.) Der Traktat redete sehr ernst über diese Dinge, und Wilhelm wußte, daß sie wahr waren, denn sie waren aus dem untrüglichen Wort Gottes genommen. Seine Unruhe vermehrte sich mit jedem Tage, und die Gewissensanklagen wurden immer schwerer und belastender. Seine Bekannten wußten nicht, was sie von ihm sagen sollten, denn er

ging wie ein Träumender umher. Dieser Zustand hielt Wochen an. Manchmal meinte er, es nicht mehr auszuhalten zu können. In solchen Stunden rief er laut: „Was soll ich tun, daß ich selig werde? Was soll ich anfangen, um der ewigen Pein zu entrinnen?“ Doch er erhielt keine Antwort auf diese Fragen. Er erfuhr, was es ist, als Herrn und Meister Satan zu haben. In seiner Not lief er von einer Kirche in die andere, in der Hoffnung, irgendwo etwas zu hören, was ihm Licht geben konnte in der schrecklichen Finsternis, die ihn umgab. Aber er fand nicht, was er nötig hatte. Er hörte wohl schöne Worte und ergreifende Predigten, aber nicht das Wort des Lebens, das seine aus dem Sündenschlaf erwachte und nach Heil dürstende Seele bedurfte. Endlich fand er in einer kleinen, wenig besuchten Kapelle das, wonach er so sehnlichst verlangte. Die erlösende Kraft des Blutes Christi bildete hier den Gegenstand der Predigt. Das Wort vom Kreuz und dem an ihm vollbrachten Werk — hier wurde es klar und jedermann verständlich verkündigt. Und dieses Wort fiel wie ein erfrischender Regen in seine nach Leben lechzende Seele. Es brachte ihm wahren, köstlichen Frieden durch den Glauben an Jesum.

Wilhelm war eine neue Schöpfung in Christo Jesu geworden. Das wußte nicht nur er selbst auf Grund der Heiligen Schrift, das konnte auch jedermann sehen. In einem neuen Leben „stellte er sich selbst Gott dar als ein Lebender aus den Toten“. (Römer 6, 13.) So wie er früher, ein Sklave Satans, den Weg der Sünde und des Verderbens gegangen war, der zum ewigen Tode führt, so ging er jetzt einfältig und treu, ein Erlöster Jesu Christi, den Weg des Friedens und Gehorsams, der im ewigen Leben endet. Als

ein guter Kriegsknecht Jesu Christi diente er seinem neuen guten Herrn mit eifriger Freude. Viel war ihm vergeben worden, und viel liebte er.

In dem letzten Gespräch, das der Schreiber dieser Zeilen mit ihm hatte, wußte er die unerschöpfliche Liebe seines Heilandes nicht genug zu rühmen. Tränen der Dankbarkeit rollten über seine gefurchten Wangen, als er die Wege der Gnade schilderte, die Gott mit ihm, dem verhärteten, feindseligen Sünder, gegangen war. Er sprach von dieser Liebe in so rührenden Ausdrücken, daß man mit ihm weinen mußte. Zu Ihm, der ihn unverdienterweise so geliebt hatte, zu gehen, war jetzt die lebendige Hoffnung seines Herzens. Nur einen Wunsch hatte er noch für dieses Leben. Er hätte gern den Mann wiedergesehen, der ihm seinerzeit in der Sonntagschule so manches von Jesu erzählt, ihm manch guten Rat auf den Lebensweg mitgegeben, den er aber durch sein langes Sündenleben so sehr enttäuscht hatte. Er mußte freilich ein hochbetagter Mann sein, aber es war doch möglich, daß er noch lebte, denn er war damals ein Jüngling gewesen.

Es gelang wirklich, den alten Mann ausfindig zu machen und die beiden zusammenzuführen. Das Wiedersehen war ergreifend. Nur unter rinnenden Tränen vermochte Wilhelm seinem ehemaligen Lehrer zu erzählen, welch große Dinge Gott an ihm getan hatte. Ihm bekannte er auch, daß ihm in der Todesnot der erlebten Schlachten manches Wort in den Sinn gekommen sei, das er in der Sonntagschule gehört hatte. Einigemale sei ihm sogar die eine oder andere Ansprache wunderbar deutlich ins Gedächtnis zurückgekehrt und habe für kurze Zeit Furcht und Kampf in ihm wachgerufen, ohne freilich ein wahres Schuldgefühl, eine

aufrichtige Umkehr bewirkt zu haben. War die Gefahr vorüber, so hatte sein natürlicher Leichtsinns wieder die Oberhand gewonnen. Um von seinem Verlorensein überzeugt zu werden, hatte es der Mahnung des stummen und doch so beredten Boten der Gnade bedurft, jenes unscheinbaren Traktats, den die fremde Dame ihm gegeben hatte, als er betrunken aus dem Wirtshause kam.

Daß Wilhelm schon längst nicht mehr auf Erden weilt, versteht sich von selbst. Nachdem sein Lauf vollendet war, ist er in Frieden in die ewige Ruhe eingegangen, um für immer bei Christo zu sein.

Das oben Erzählte ist kein vereinzelter Fall. Es steht fest, daß schon viele Menschen durch einen Traktat oder ein Schriftchen unter der Leitung des Geistes Gottes so nachhaltig beeinflusst wurden, daß sie der göttlichen Einladung gefolgt sind. Gott benutzt mancherlei Mittel, um Seine Absichten zu erreichen. Die Schriftenmission ist gewißlich eins von ihnen, und zwar kein unwichtiges. Möge daher, das sei hier wiederholt, diese Arbeit durch Gottes Gnade auch weiterhin getan werden können! Sie ist unscheinbar, oft nicht leicht, und der Erfolg ist naturgemäß meist nicht unmittelbar. Deshalb sagt auch schon der weise Prediger:

„Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser, denn nach vielen Tagen wirst du es finden... Am Morgen säe deinen Samen, und des Abends ziehe deine Hand nicht ab; denn du weißt nicht, welches gedeihen wird: ob dieses oder jenes, oder ob beides zugleich gut werden wird.“ (Kap. 11, 1. 6.)

John Wiclif und die Mönche

John Wiclif, der große englische Reformator, lebte viele Jahre vor Beginn der eigentlichen Reformation, und doch war er ein Reformator in des Wortes wahrster Bedeutung. Soviel man weiß, wurde er um das Jahr 1324, also vor mehr als sechshundert Jahren, geboren. Er studierte in Oxford. Wahrscheinlich empfing er hier durch die Vorlesungen eines gelehrten frommen Mannes die ersten Eindrücke von der Wirksamkeit der freien unverdienten Gnade und einen Begriff davon, daß die sogenannten „guten Werke“ vor Gott wertlos sind. Diese Eindrücke waren bestimmend für sein ferneres Leben. Er studierte neben Kirchen- und Staatsrecht fortan mit Vorliebe Theologie, und zwar die wahre Theologie, wahre göttliche Wissenschaft, nicht trockene Lehrsätze, wie sie in damaliger Zeit den Studenten der Theologie in der Hauptsache vorgelesen wurden. Darin mußte Gott selbst sein Lehrer sein, denn die Kirche hatte für ein derartiges Studium keine Vorsorge getroffen. Und Gott half dem jungen Forscher die großen Hindernisse überwinden. Wiclif wurde ein wirklicher „doctor evangelicus“, ein „evangelischer Lehrer“, der vor Studenten und anderen Zuhörern mit Kühnheit und tiefem Ernst von dem Zeugnis ablegte, was er selbst empfangen hatte.

In seinem Auftreten hatte Wiclif manches Übereinstimmende mit seinem großen deutschen Nachfolger Martin Luther. Wie dieser ging er furchtlos gegen die vielen in der Kirche herrschenden Übelstände vor. Unter anderem griff er besonders die Orden der Bettel-

mönche an, die gerade damals sehr in Blüte standen. Mit einer Schamlosigkeit und Unverschämtheit sondergleichen wußten diese Leute sich die Freigebigkeit von hoch und niedrig für ihre Zwecke nutzbar zu machen oder die jungen Studenten in ihre Klöster zu locken und zum Eintritt in einen ihrer Orden zu bewegen. Bischöfe, Priester und Theologen eiferten in fast allen Ländern gegen die Betrüger, doch ohne Erfolg.

Gegen diese Orden trat nun Wiclif mit großer Kühnheit in Wort und Schrift auf. Er fand viele Anhänger, schaffte sich aber auf der anderen Seite natürlich erbitterte Feinde, die alles aufboten, um dem mutigen Zeugen der Wahrheit den Mund zu stopfen.

Im Jahre 1379 wurde der Reformator so krank, daß man an seinen nahen Tod glaubte. Diese Gelegenheit wollten die Mönche benutzen, um den gefährlichen Gegner womöglich zu einer Zurücknahme dessen zu veranlassen, was er ihnen so oft, mündlich oder schriftlich, vorgeworfen hatte. Gelang dies, so hatten sie viel erreicht.

Ohne irgendwelche Rücksicht auf die Schwäche des Kranken zu nehmen, begaben sich mehrere von ihnen an sein Bett und drangen mit den Worten auf ihn ein:

„Du bist des Todes. Bereue deine Vergehen und nimm in unserer Gegenwart alles zurück, womit du uns geschmäht hast.“

Wiclif antwortete eine Zeitlang nicht, so daß die Mönche schon hofften, daß ihr Vorgehen Erfolg haben würde. Doch sie täuschten sich. Trotz der großen Schwäche bat der Kranke plötzlich seinen Wärter, ihn aufzurichten. Im Bett sitzend, stieß er mit aller Kraft die Worte hervor:



„Ich werde nicht sterben, sondern leben und aufs neue euer böses Tun ans Licht stellen.“

So geschah es. Gott gab Wiclif die Gesundheit wieder. Er konnte in alter Kraft seine frühere Tätigkeit wieder aufnehmen. Vor allem aber widmete er sich fortan neben der Verkündigung der Guten Botschaft einer der Hauptarbeiten seines Lebens, mit der er schon früher begonnen hatte, nämlich der Übersetzung der Bibel ins Englische. Da zu jener Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, war es sein Bemühen, die einzelnen Bücher der Bibel, sobald sie übersetzt waren, in möglichst vielen Stücken abschreiben zu lassen und unter dem Volk zu verbreiten. Auf diese Weise fand das göttliche Wort auch Zugang zu den finstersten und entlegensten Orten des Landes, die der Reformator selbst Zeit seines Lebens nicht zu sehen bekam.

Gott wachte auch ferner über das Leben Seines Knechtes. Trotz der immer mehr zunehmenden Zahl seiner Feinde, zu denen neben den Mönchen sich längst die Kirchenfürsten, ja, der Papst selbst gesellt hatten, und trotzdem er einigemal nur mit genauer Not dem Tod und dem Scheiterhaufen entging, wurde es ihm vergönnt, seine Tage inmitten der ihm anvertrauten Herde in Ruhe zu beschließen. Im Jahre 1384 durfte er, ungefähr sechzig Jahre alt, in Frieden heimgehen.

Der am Kreuz gerettete Räuber

(Luk. 23, 39—43)

Die Schilderungen von Golgatha enthalten bei allem Erschütternden einen Bericht von großer Lieblichkeit. Die Stätte tiefsten Leids und gewaltigsten Kampfes verwandelt sich für einen Augenblick in eine grüne Au. Sie wird der Schauplatz der Errettung eines Sünders. Zwei Räuber waren mit Jesu gekreuzigt worden, böse Menschen, die empfangen, was ihre Taten wert waren. Wer hätte denken sollen, daß von diesen Bösewichtern einer noch am gleichen Tage mit Jesu im Paradiese sein würde? Wer hätte es für möglich gehalten, daß ein Räuber so plötzlich in einen Himmelsbewohner verwandelt werden könnte? Aber was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott.

Die Geschichte des Räubers liefert uns zunächst einen herrlichen Beweis von Jesu Liebe. Gottes Sohn hing am Kreuzesstamm. Das war der Platz, an den Sein von Ihm so geliebtes Volk Ihn gebracht hatte. Dort litt Er nicht nur die Leiden eines Gekreuz-

zigten, die fürchterlich gewesen sein müssen, sondern dort trug Er die Last unserer Sünden. Dort wurde Er, der vollkommen Heilige und Gerechte, zur Sünde gemacht, und die ganze Blut des Jornes Gottes wider die Sünde traf den vollkommen Gehorsamen, der nur zum Wohlgefallen des Vaters gelebt hatte. Sicher hatte Er unter solchen Umständen Ursache genug, mit sich selbst beschäftigt zu sein. Aber kaum vernahm Sein Ohr den Ruf des Missetäters, so vergaß Er die eigenen Leiden, und es war Freude für Sein Herz, dem Sünder neben Ihm eine Antwort zu erteilen, die dieser gewiß nicht erwartet haben wird.

Die beiden Evangelisten Matthäus und Markus berichten nichts von der kurzen Unterredung, die zwischen dem Herrn und dem Räuber stattfand, von dem wir reden. Sie teilen nur mit, daß beide Männer den zwischen ihnen Gekreuzigten schmähten. Diese Mitteilung läßt uns einen tiefen Blick in den Abgrund des Menschenherzens tun. Es waren R ä u b e r, die wegen ihrer V e r b r e c h e n gerichtet wurden. Das wußten beide gut genug. Trotzdem fanden sie Worte, Ihn zu schmähen, der den Menschen nur Gutes getan hatte. Sie sahen dem Tode ins Angesicht. Aber selbst in diesem ernstesten Augenblick kam die Feindschaft ihrer Herzen gegen den G e s a n d t e n G o t t e s zum Ausdruck. „Bist Du nicht der C h r i s t u s?“ fragte der eine lästernd. „Rette Dich selbst und uns!“ Und der andere nahm anfänglich den gleichen Standpunkt ein. Dann aber kam der erstaunliche Wechsel, von dem Lukas berichtet. Wie der Umschwung vor sich ging, wird nicht mitgeteilt. Tatsache, wunderbare, unfaßbare Tatsache ist, daß Gottes Gnade den Eispanzer zum Schmelzen brachte. In das verfinsterte Herz fiel

ein Strahl göttlichen Lichts. Mit einemmal wurde dem Manne klar, was er vor Gott war im Gegensatz zu Dem, der da neben ihm hing. „W i r empfangen, was unsere Taten wert sind; d i e s e r aber hat nichts Ungeziemendes getan“, kommt es aus einem sichtlich tief ergriffenen Herzen, und dann folgt die zaghafte Bitte: „Gedenke meiner, Herr, wenn Du in Deinem Reiche kommst!“ Der neben ihm Hangende steht plötzlich in der Macht Seines kommenden Reiches vor ihm. Er sieht Ihn nicht mehr in den Qualen Seines schimpflichen Todesweges, sondern als sieggekrönten Herrscher. Der Glaube hat ein Werk in diesem Manne gewirkt. Er legt offen ein Bekenntnis von Jesu ab, und seine weiteren Worte beweisen, daß er an Sein zukünftiges Reich glaubt. In diesem Reich einen Platz einzunehmen, wäre ihm genug gewesen. Aber die göttliche Liebe gab dem Bittenden weit mehr, als er verlangte. Es geschah ihm nicht nach den Gedanken der Menschen, sondern nach den Gedanken Gottes. Das Reich in Macht sollte erst nach Jahrhunderten aufgerichtet werden. Bis zum gegenwärtigen Augenblick ist es bekanntlich noch nicht geschehen. (Vergl. Apstg. 1, 6 mit Offbg. 20.) Der Räuber aber sollte ein höheres Teil empfangen, wie alle die, welche der von der Erde erhöhte Heiland der Sünder zu Sich zieht. Noch an dem gleichen Tage wollte Jesus ihn bei Sich haben. Noch den gleichen Abend sollte er mit Ihm im Paradiese verbringen. „H e u t e wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Das war eine Antwort, die ganz gewiß die kühnsten Erwartungen des Mannes übertraf. Noch an demselben Tage sollte er nicht nur von allen Qualen befreit werden, sondern auch mit Ihm, an Dessen

Seite er jetzt noch am Kreuze hing, die unaussprechliche Ruhe des Paradieses genießen. „Mit Mir!“ Welch ein Wort! Vom Kreuze, wo Er für feindselige Sünder Sein teures Leben ließ, nimmt Jesus diese Seele, an der sich bereits die Kraft Seines Blutes erwiesen hat, mit Sich ins Paradies, damit sie dort allezeit bei Ihm sei. Welch unaussprechliche Gnade, Welch unsagbar große Liebe!

Die Geschichte des Räubers ist aber nicht nur ein Beweis von der Größe der Liebe, sondern auch von der **V o l l k o m m e n h e i t** des Werkes Christi. Ein Mensch, der am Morgen gekreuzigt wird, weil er der **m e n s c h l i c h e n** Gesellschaft unwürdig und schädlich für sie war, und der in Todesnot den Christus noch schmählt und lästert, wird am gleichen Tage in einen Himmelsbürger verwandelt. Seine Sünden sind mit einemmal so gänzlich getilgt, daß die Gerechtigkeit Gottes nichts mehr an ihm zu finden weiß. Es ist kein Flecken mehr an ihm zu sehen. Denn wäre das der Fall gewesen, so hätte er kein Bewohner des Paradieses werden können. Wäre er nicht **g a n z** gereinigt, nicht **g a n z** gewaschen, nicht **g a n z** gerechtfertigt gewesen, so hätte er unmöglich mit Jesu in jene heilige Bohnung treten können, zu der keinerlei Unreinheit irgend welcher Art Zutritt hat. Es war also ein vollkommenes Werk an ihm geschehen. Auf Grund des vollkommenen Erlösungswerkes Jesu Christi, das Gott in bezug auf die Sünde völlig befriedigt hat, konnte Gott diesen vorher so verhärteten Sünder aller Schuld los und ledig sprechen. Gottes Gnade hatte den Mann von seiner Schuld überführt, Sein Erbarmen hatte seinen Blick auf Jesum gelenkt, und Seine Gerechtigkeit ihm alsdann Vergebung seiner Sünden und

ewiges Leben geschenkt auf der Grundlage Seines Wortes: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“.

Wie vollkommen ist doch das Werk der Erlösung! Alle, die an Jesum glauben, können mit dem Apostel sagen: „Er ist unserer Übertretungen wegen dahingegen und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden“. (Röm. 4, 25.) Alle ihre Sünden legte Gott auf Ihn, wie auch der dem Fleisch anhaftende sündige Zustand in Ihm seine Verurteilung gefunden hat, denn Er wurde von Gott zur Sünde gemacht, auf daß wir, die Glaubenden, Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm. (2. Kor. 5, 21.)

Wie vollkommen muß das Werk Jesu Christi sein, daß geschrieben werden kann: „Mit einem Opfer hat Er auf immerdar vollkommen gemacht, die geheiligt werden“. (Hebr. 10, 14.) Dieses eine Opfer hat den Gläubigen von allem erlöst und ihn völlig für den Himmel zubereitet. Er kann nicht reiner werden, als das Blut Christi ihn reinigt; er kann nicht vollkommener werden, als das Werk Christi ihn macht. Obwohl für jeden, der durch die Wiedergeburt eine neue Schöpfung geworden ist (2. Kor. 5, 17), ein Gott wohlgefälliger Wandel die natürliche und notwendige Folge sein sollte, so wird durch ihn doch niemand für den Himmel tauglicher. Der Räuber kam ins Paradies, ohne ein einziges Werk verrichtet zu haben. Das Werk Christi allein hatte ihn dazu fähig gemacht, dort sein zu können. Das Opfer Christi allein vermag uns dorthin zu bringen. Dieses Werk ist deshalb unsere einzige Stütze. Es ist der Fels, auf dem unser Haus gebaut sein muß. Gegen ein solches Haus kann der Sturmwind wehen; es wird nicht erschüttert.

Ist dieses Werk bereits d e i n e Stütze, d e i n Ruheort, mein Leser? Hast du als ein verlorener Sünder zu Jesu und Seinem Opfer deine Zuflucht genommen? Es ist der einzige Weg des Heils, der einzige Weg zum Himmel. Wer ihn nicht geht, ist auf ewig verloren. Denn „es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apostelgesch. 4, 12.)

Ein Wunder!

Es ist eine alte Frau, von der unsere einfache Erzählung berichtet. Sie wohnt in einer kleinen Hütte im Dorfe. Früher besaß sie ein größeres Haus, aber schon seit Jahr und Tag lebt sie in der einfachen Hütte. Was mag die Ursache des Wechsels sein? Nun, die zahlreichen Runzeln auf der Stirn, die Gruben in Wangen und Kinn reden eine nicht mißzuverstehende Sprache, wenn auch lauter Herzensgüte aus dem alten Gesicht spricht. Es sind Wogen und Wellen über dieses Haupt gegangen, die in ihrer Wirkung verheerend waren.

Es begann damit, daß eines Tages das Boot ihres Mannes Kieloben an Land trieb. Das bedeutete, daß Frau Dirksen Witwe geworden war, Witwe mit einem Sohn und einer Tochter. Da kostete es Mühe, die Worte über die zuckenden Lippen zu bringen: „Dennoch! Mein Vater droben meint es gut!“ Ein Jahr oder zehn später wurde ihr Jan, der so wacker für Mutter und Schwester arbeitete, mit zerschmettertem Schädel ins Haus getragen. Er war in der Fabrik

in eine Maschine geraten. Welche Gedanken zermarterten da den armen Kopf? War es ein Liebender Vater, der so mit der Witwe handelte? Durch Gottes Gnade vermochte sie daran festzuhalten, daß es Söhne und Töchter sind, die der Vater züchtigt, aber es tobte doch gewaltig im Herzen drinnen. Als aber die Leute kamen, um ihre Teilnahme zu bekunden, als manche von ihnen, wenn nicht mit Worten, so doch durch ihr Verhalten fragten: „Wo ist nun dein Gott?“, da konnte sie, mochte ihr Auge auch durch Tränen verdunkelt und das Lächeln auf ihren Lippen erstorben sein, doch nichts Böses von ihrem Vater sagen, konnte nicht sprechen: „Er schläft“, oder: „Er ist auf der Reise“.

Das war der zweite Schlag. Was ihr aber am meisten zu Herzen ging, kam noch, und das war, als ihre Tochter Marie den Absagebrief von ihrem Bräutigam erhielt, weil er ein reicheres Mädchen haben konnte, und Marie die Sache so schwer nahm, daß sie in die Stadt ins Krankenhaus mußte, von wo aus sie auf den Friedhof getragen wurde. Damals war der Schrei aus ihrem Herzen aufgestiegen: „Der Herr weiß es nicht, und Er nimmt es nicht zu Herzen“. Damals hatte sie auch ihre bisherige Wohnung mit der kleinen Hütte vertauscht.

Die Zeit war vergangen. Von den Dorfleuten hatte die alte Frau viel Liebe erfahren. Sie hatten für sie getan, was sie konnten, ja, sie hatten mit ihr gelitten. Als sie nicht mehr arbeiten konnte, hatten sie ihr Hühner angeschafft, deren Eier sie verkaufte. An kein Haus klopfte sie vergebens. So verdiente sie genug für Kleidung und Nahrung. Und wenn sie Zeit hatte, sich in dem einen oder anderen Hause ein paar

Minuten aufzuhalten, so erhielt sie oft noch anderes als gutes Geld für ihre Eier. Die Zeit hatte auch die Wunde ihres Herzens geheilt. Sie hatte gelernt, sich unter den Willen ihres Vaters zu beugen, und langsam, ganz langsam war auch ihr früheres friedliches Lachen zurückgekehrt, denn der Herr hatte ihr die Worte zugeflüstert: „Was ich tue, weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach verstehen“. In dieser Stunde hatte sie angefangen, es als ein Wunder zu betrachten, daß Gott sie, die alte Frau, all die Jahre hindurch so rüstig erhalten hatte bei so viel Leid und so vielen Schlägen. Aber noch mehr. Es kam die Zeit, wo sie einem einflußreichen Mann gegenüber Zeugnis ablegen sollte von ihrem Glauben.

Eines Abends hatte sie von dem schwäbischen Reformator Brenz gelesen, der sich, als man ihn gefangen nehmen wollte, irgendwo auf dem Speicher zwischen Kisten und Ballen versteckt hatte. Man hatte ihn nicht gefunden, aber er hatte ohne Pflege und Nahrung in seinem Versteck bleiben müssen, bis die Kaiserlichen die Stadt verließen, und das dauerte viele Tage. In dieser Zeit nun hatte Gott in wunderbarer Weise sein Leben erhalten, und zwar hatte Er dazu eine Henne benutzt, die jeden Morgen in der Nähe seines Verstecks ein Ei legte. So war Brenz vor dem Hungertod bewahrt geblieben. Mit tiefer Bewegung hatte die gute Alte diese Geschichte gelesen. Sie erinnerte sie an die Versorgung des Propheten Elia durch die Raben, ja, an ihre eigene Geschichte.

Als sie am folgenden Morgen ihren Korb füllte, wurde sie durch den Anblick der schönen, dicken Eier, die ihre Hühner wieder gelegt hatten, aufs neue an das Gelesene erinnert. Dankbaren Herzens nahm sie

das eine und andere in die Hand und betrachtete es mit Wohlgefallen.

Gerade wollte sie gehen, als sie den neuen Pfarrer wahrte, der auf ihr Hüttchen zuschritt. Mit gemischten Gefühlen sah sie ihm entgegen. Wie sie gehört, hatte er in einer seiner Predigten von den Wundern der Bibel gesprochen und dabei gesagt, daß man nicht daran zu glauben brauche. Wunder seien nie geschehen, früher ebensowenig wie heute. Sollte er das wirklich gesagt haben? Nun, sie wollte sich selbst überzeugen.

„Guten Morgen, Frau Dirksen“, grüßte der Pfarrer. „Ich wollte Sie schon immer besuchen, aber Sie verstehen, daß es in der ersten Zeit so mancherlei zu tun gibt. Wie ich sehe, wollen Sie gerade ausgehen. Nun, dann komme ich ein andermal wieder.“

„Nein, bitte, Herr Pfarrer, nehmen Sie nur einen Augenblick Platz. Ich wollte Sie ohnehin gern sprechen, da ich etwas auf dem Herzen habe. Man hat mir nämlich erzählt, Sie hätten gesagt, es gebe keine Wunder. Das ist doch hoffentlich ein Irrtum. Es wird so viel geschwätzt. Lieber Herr Pfarrer, ich möchte ja so gern eine gute Meinung von Ihnen haben, aber wenn das Gehörte wirklich wahr ist, dann kann ich es nicht.“

„Ei, hängt das denn von meinem Glauben an Wunder ab?“ versetzte der Pfarrer lächelnd. „Das tut mir leid, aber ich kann nun einmal nicht daran glauben, und da halte ich es für ehrlicher, meine Meinung offen zu sagen, als zu heucheln.“

„Aber, Herr Pfarrer, ich verstehe Sie nicht. Glauben Sie denn nicht an einen allmächtigen, liebevollen, allwissenden und alles regierenden Gott?“

„Sicher, Frau Dirksen! Lassen Sie sich nur nicht von den Leuten beschwätzen! Sicher glaube ich an Ihn.“

„Dann aber, Herr Pfarrer, möchte ich Sie doch fragen: Ist es denn kein W u n d e r , daß dieser mächtige Gott in Gnade und Huld auf mich arme Witwe herniederschaut, die in einem weltentlegenen Dörfchen, einem Stäubchen Seiner Schöpfung, wohnt, daß Er es mir in Seiner Liebe an nichts fehlen läßt, ja, daß Er mich trotz aller Schläge bis zu dieser Stunde aufrechterhalten hat? Ist es kein W u n d e r , daß Er Sie, Herr Pfarrer, der Sie Seine Wundermacht leugnen, nicht vertilgt, sondern Sie in Seiner Güte unter uns weiterleben läßt, und“, fuhr sie fort, indem sie ein Ei aus dem Korbe nahm und es triumphierend in die Höhe hielt, „i s t d a s k e i n W u n d e r ? Solch ein Ei, das Leben erhält und Leben bringt, ist das kein Wunder? Wenn nicht, dann machen Sie mal eins, Herr Pfarrer!“

„Wer sich des Armen erbarmt, leiht dem Herrn“

Sehr geehrter Herr Ludwig!

In großer Not wende ich mich an Sie, den Jugendfreund meines leider so früh verstorbenen Vaters, im Vertrauen, daß Sie meinem dringenden Gesuch Beachtung schenken werden. Obgleich ich während meines Studiums, das ich mit Gottes Hilfe nun bald zu beenden hoffe, so sparsam wie möglich gelebt habe, bin ich in große Not geraten. Meine liebe leidende Mutter, die den Tod meines Vaters immer

noch nicht verwinden kann, wage ich nicht zur Mitwisserin meiner Schwierigkeiten zu machen. Soviel ich mich auch besinnen mag, weiß ich nicht, wohin ich mich um Hilfe wenden soll. Nur Sie bleiben mir als väterlicher Freund übrig. Würden Sie mir bis zur Zeit, wann ich selbst verdienen kann, M. 120.— vorstrecken können, damit mir aus der dringendsten Not geholfen wird? Ich schäme mich, Ihnen mit dieser Bitte lästig zu fallen, wage aber trotzdem, damit zu kommen, weil ich sonst mein Studium kurz vor Loresschluß abbrechen und mir eine Stelle suchen muß. Damit wäre aber alles bisher an Opfern und Mühen Gebrachte vergeblich gewesen.

Sie verstehen, sehr geehrter Herr Ludwig, mit welcher Spannung ich auf Ihre Antwort warte. Bitte, lassen Sie sie mir doch sobald wie möglich zukommen! Es eilt sehr.

Mit vorzüglicher Hochachtung und herzlichsten
Grüßen bin ich Ihr ergebener

Hans Müller.

Mit größter Teilnahme hatte Herr Ludwig diesen Brief gelesen. Als er ihn sinnend aus der Hand legte, stand das Bild seines verstorbenen Studienfreundes vor seiner Seele. Nicht viele Jahre war es dem tüchtigen Manne vergönnt gewesen, seine schöne und nutzbringende Arbeit zu tun. Eine schleichende Krankheit hatte ihn in der Blüte des Lebens dahingerafft. Er hatte eine Witwe mit mehreren Kindern, darunter eine Tochter, hinterlassen. Die Knaben hatten nacheinander studiert, und fleißig und strebsam hatten sie gearbeitet. Als aber ihre Studien beendet waren, waren sie ihrem Vater gefolgt. Der unerbittliche Tod hatte ihrem jungen Leben und Streben ein

frühes Ziel gesetzt. Noch war der Jüngste übrig — Hans. Der würde der kränklichen Mutter, die sich nicht über ihren Schmerz hinwegzusetzen vermochte, in kurzem eine Stütze sein. So hoffte man. Nun war dieser Brief von ihm gekommen.

Herr Ludwig fühlte, daß er es dem Andenken seines verstorbenen Freundes schuldig war, dem jungen Bittsteller zu helfen. Aber was sollte er tun? Er war kein reicher Mann. Immerhin waren die 120 Mark für ihn erschwinglich. Bei der Bank stand noch ein Betrag, den er zur Zeit nicht bedurfte, in Höhe der geforderten Summe, ja mehr als das. Aber was würde seine Frau sagen? Plötzlich kam dem Schwankenden ein Schriftwort ins Gedächtnis: „Wer sich des Armen erbarmt, leiht dem Herrn“. Sollte er diesem Wort folgen? Sollte er dem Herrn sein Geld leihen? Sein Herz antwortete Ja. So begab sich Herr Ludwig zur Bank, und Hans Müller hatte die Freude, den gewünschten Betrag am nächsten Tage zu empfangen.

Jahre waren vergangen. Herr Ludwig hatte sein Geld nicht zurückbekommen. Der Tod hatte Hans Müller daran gehindert, den Betrag zu erstatten. Gleich seinen Brüdern war auch er aus dem Leben gerissen worden, gerade als sein Studium zu Ende war. Von der verarmten, so schwer geprüften Mutter aber hatte Herr Ludwig nichts zurückfordern mögen.

Inzwischen war er um den Rest seines Guthabens gekommen, da die Bank, die seine Ersparnisse verwaltete, ihre Zahlungen eingestellt hatte. Gut, hatte er sich bei der Nachricht gesagt, daß wenigstens ein Teil des Geldes einem guten Zweck gedient hat! Diese

Summe, die er „bei der himmlischen Bank niedergelegt hatte“, war jedenfalls nicht verloren. Sie war dem Herrn geliebt. Konnte dieser sein Schuldner bleiben?

Wenn Ludwigs durch den Verlust auch nicht unmittelbar in Not gekommen waren, so empfanden sie ihn doch schmerzlich, als eines Tages ein Brief von ihrem Sohn ankam mit der Eröffnung, er sei unversehens und unverschuldet in geldliche Schwierigkeiten geraten, und mit der Bitte um Hilfe. Die Eltern waren ratlos. So gern hätten sie ihrem Sohn geholfen, aber sie wußten wirklich nicht, wie? Nachdem sie ernstlich das Angesicht des Herrn gesucht hatten — sie breiteten den erhaltenen Brief vor Ihm aus und baten Ihn, sie recht zu leiten —, glaubten sie beide, sich vertrauensvoll an einen in der gleichen Stadt wohnenden Freund wenden zu sollen, der ihnen nahestand, und der auch imstande war, den benötigten Betrag vorzuschießen. Herr Ludwig setzte sich unverzüglich an den Schreibtisch, um einen Brief aufzusetzen. Das Schreiben aber wollte nicht recht von Statten gehen. Es schien, als werde er durch irgend etwas gehemmt.

Endlich war der Brief fertig, und Herr Ludwig brachte ihn sogleich zur Post. Als er ihn im Postgebäude in den Kasten werfen wollte, hörte er sich vom Schalter her angerufen.

„Hier liegt ein Geldbrief für Sie. Wollen Sie ihn gleich mitnehmen?“

„Ein Geldbrief für mich? Das wird wohl ein Irrtum sein. Ich erwarte keinen.“

„Überzeugen Sie sich nur. Ein Irrtum ist ausgeschlossen.“

Damit schob der Beamte dem Herantretenden

den Brief mit einem Zettel hin. „Bitte, bescheinigen Sie mir den Empfang!“

Verwundert betrachtete Herr Ludwig den Brief. Kein Zweifel, er war an ihn gerichtet. Am Kopf des Briefes stand: Inhalt: E i n h u n d e r t u n d z w a n z i g M a r k.

Das mitgebrachte Schreiben warf Herr Ludwig nicht in den Kasten. Dagegen eilte er, so schnell ihn seine Füße trugen, in seine Wohnung zurück, öffnete den so unerwartet empfangenen Brief und las stauend:

Lieber väterlicher Freund!

Immer habe ich mit großer Dankbarkeit an Sie gedacht und Gottes Segen auf Sie herabgefleht. Aber so lebhaft wie in den letzten Tagen bin ich doch nie an Sie erinnert und Ithretwegen ins Gebet getrieben worden. Der Gedanke an meine Brüder, vor allem an Hans, machte mich in diesen Tagen besonders traurig. Wie früh sind sie meiner Mutter und mir durch den Tod entrissen worden! — Sie dürfen nicht denken, es sei ein Geheimnis geblieben, daß Sie Hans einst in so hochherziger Weise aus großer Not geholfen haben. Der arme Junge hat Ihnen den Betrag nicht mehr zurückzahlen können, Mutter und ich leider ebensowenig, und auch jetzt wären wir dazu nicht imstande, wenn Gott in Seiner Güte nicht ein Wunder gewirkt hätte, und das will ich Ihnen jetzt erzählen.

Als ich gestern wie gewöhnlich zur Arbeit ging, wurde ich wieder so traurig in dem Gedanken, daß ich wohl nie in der Lage sein würde, Ihnen das Geliehene zurückzuzahlen. Meine Niedergeschlagenheit war so groß, daß ich mit den Tränen kämpfen mußte. Ich glaubte, niemand habe es bemerkt. Aber darin hatte

ich mich geirrt, denn sehr teilnehmend erkundigte sich meine Herrin nach der Ursache meines Kummers. Ich erzählte ihr darauf alles, ohne zu wissen, daß eine fremde Dame, die zu Besuch bei ihr weilte, in einem angrenzenden Zimmer unsere Unterhaltung verstehen konnte. Meine Herrin suchte mich freundlich zu trösten, wies mich auf bessere Zeiten hin, in denen ich gewiß imstande sein würde, die Schuld abzutragen, und verließ danach die Küche.

Einige Augenblicke später öffnete sich die Tür des angrenzenden Zimmers, und wie erstaunt war ich, als die fremde Dame freundlich auf mich zutrat, mich bei der Hand faßte und sagte:

„Gertrud, ich habe, ohne es zu wollen, Ihr Gespräch mit Frau E. angehört und komme nicht mehr los davon. Ich glaube, Sie sollten jenem Wohltäter das Ihrem verstorbenen Bruder in so edelmütiger Weise Geliebene sofort zurücksenden. Hier sind hundertundzwanzig Mark. Schicken Sie sie unverzüglich ab! Vielleicht hat der Herr das Geld gerade jetzt selber nötig. Sie aber werden von Stund' an über den Fall beruhigt sein.“

Ist das nicht wunderbar? Ich muß in diesem allen die gütige Hand meines Gottes sehen. Und nun, hier ist das Geld. Ich habe es sofort zur Post gebracht.

Empfangen Sie, lieber Herr Ludwig, für alle Ihre Liebe den aufrichtigen Dank von

Ihrer

Gertrud Müller.

Herr Ludwig vernichtete den mit Widerstreben geschriebenen Brief, beeilte sich aber, einen neuen zu schreiben, und zwar an seinen Sohn. Glücklichen Herzens legte er die von diesem begehrte Summe hinein,

wozu er auf solch merkwürdige Weise zur rechten Zeit insstandgesetzt worden war.

Als das geschehen war, und die Eltern dankerfüllten Herzens beieinander saßen, kam dem Vater wieder das Wort ins Gedächtnis, das ihn Jahre zuvor zu seinem Entschluß geführt hatte, und laut sagte er:

„Wer des Armen sich erbarmt, leiht Jehova; und Er wird ihm seine Wohltat vergelten.“
(Spr. 19, 17.)

Unserer Erzählung noch viele Worte hinzuzufügen, erübrigt sich. Sie redet für sich selbst, indem sie einerseits daran erinnert, daß „Wohltun und Mitteilen“ Opfer sind, an denen Gott Wohlgefallen hat, und andererseits daran, daß Er Gebete erhört, manchmal auf eine Weise, an die wir nicht denken. Nur auf eins möchte ich bei der Gelegenheit noch hinweisen — denn es scheint heute nötiger als je —, darauf nämlich, daß diejenigen, denen eine Leihgabe zuteil wurde, damit Schuldner geworden sind. Letzteres wird oft genug vergessen, was dem Herrn nicht wohlgefällig sein kann. Wer ein Versprechen gibt, ist schuldig, es zu halten; und unredlich verfährt, wer mehr verspricht, als er halten kann. Die Freude, nach Spr. 19, 17 zu handeln, wird stark gehemmt durch die stets sich erneuernden Fälle, in denen vor Empfang der erbetenen Beträge alles versprochen, nachher aber nichts gehalten wird. Gertrud Müller hatte ein zartes Gewissen. Obwohl sie keine Verpflichtung eingegangen war, hatte sie keine Ruhe, bis die Schuld des Bruders bezahlt war. So konnte Gott ihr helfen, ihr Gebet erhören und Sich dadurch verherrlichen.

Jesus

Dein gedenk ich, und ein sanft Entzücken
Überströmt die Seele, die Du liebst.
Das ist einer von den Augenblicken,
Wie Du Deinen Lieblingen sie gibst.

Eh' ich Dich --- mit Dir das Leben --- kannte,
Kam kein Friede in mein irres Herz,
Das von tausendfacher Lust entbrannte,
Blutete aus tausendfachem Schmerz.

Mit der Jugend ungestümem Feuer
Folgt' es seiner Lüge, seiner Lust;
Schein und Schatten hielt es hoch und teuer,
Und die Wahrheit blieb ihm unbewußt.

Hirtenlos auf unfruchtbarer Heide
Ging ich unftet, ein verlor'nes Schaf,
Das für seinen Hunger nirgends Weide,
Lechzend nirgends eine Quelle traf.

Und ich wär' im Elend umgekommen,
Qual und Jammer hätten mich erdrückt,
Hätt'st Du meiner Dich nicht angenommen,
Guter Hirt, hät't'st Du mich nicht erquickt.

O laß Du mich nicht, Du ewig Treuer!
Ob Dein Antlitz oft mir auch verhüllt,
Halte fest in Deiner Hand mich ferner,
Bis ich bin, wo Du mich haben willst:

Im Vaterhaus!

Eingefandt

„Ich stehe auf dem Fellen, Robert!“

Mein Schwager Heinrich steht in meiner Erinnerung vor mir als ein Mann, der bis in sein Alter hinein dieser Welt und ihren Dingen gelebt hat. Ich will damit nicht sagen, daß er ein böses Leben geführt hätte. Keineswegs. Er hatte sogar Grund, sich seiner guten Sitten und eines unanstößigen, ja, in mancher Hinsicht tadellosen Lebenswandels zu rühmen. Grobe Ausschweifungen und lasterhafte Vergnügungen gab es nicht für ihn. Trotzdem war er ein Mann dieser Welt vom Scheitel bis zur Fußsohle. Es in der Welt zu etwas zu bringen, war sein Streben, in der Welt seinen Mann zu stellen, sein Trachten, und an den Dingen dieser Welt, an ihren Veranstaltungen, Schausstellungen und Festen sich zu weiden, seines Herzens Begehr. Bei Familienfeierlichkeiten, Hochzeiten und dergleichen war Schwager Heinrich eine fast unentbehrliche Persönlichkeit. Keiner verstand es wie er, für Abwechslung und die richtige Unterhaltung zu sorgen. War er Festredner, so brauchte man keine Angst zu haben, daß die Gesellschaft sich langweilen würde. Dann kam jeder auf seine Rechnung. Alle Welt wußte er durch ein freundliches Wort zu bezaubern. Bei solchen Gelegenheiten hörte er auch ruhig zu, wenn Gottes Wort gelesen und darüber geredet wurde, denn er hätte es für ungehörig gehalten, eine solche Handlung zu stören. Andererseits aber betrachtete er es als eine mehr als überflüssige Sache, Plätze aufzusuchen,

an denen Gottes Wort verkündigt wurde. Er war reich und bedurfte nichts.

Meine Schwester wagte einmal, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen über die Ewigkeit und seine Erwartungen betreffs ihrer. Sie hat jahrelang keinen zweiten derartigen Versuch mehr gemacht, denn die Abweisung, die sie erfuhr, war so schroff, daß sie zurückschrak. Der Stolz des hochmütigen Mannes war durch die Erwähnung von Schuld und Sünde auf das empfindlichste getroffen worden. Von dieser Zeit an mußte sie sich manch spöttische Neckerei von seiten ihres beleidigten Gatten gefallen lassen, und er versäumte keine Gelegenheit, sie wegen ihrer verschrobenen Ansichten lächerlich zu machen.

So gingen die Jahre dahin. Schwager Heinrich war ein gereifter Mann geworden, dessen Kinder bereits herangewachsen waren. Aber mochte auch in seinem Äußeren sich manches geändert, mochten auch seine Ansichten sich in dem und jenem gewandelt haben, innerlich war er sich durchaus gleich geblieben. Er war noch ebenso fern von Gott wie in seiner Jugend, und er liebte die Welt und lebte noch in ihr, wie er es von Kindheit an getan hatte. In dieser Zeit empfing er eine Warnung ernstester Art. Eines Abends war er mit einer Anzahl Freunde zusammen gewesen und mochte wohl in ihrer Gesellschaft mehr getrunken haben, als ihm gut war. Nach Hause gekommen, überfiel ihn ein heftiges Unwohlsein, das ihn zwang, sofort zu Bett zu gehen. Aber kaum hatte er sich gelegt, als ein starkes Lungenbluten einsetzte. Ein Blutgefäß war geplakt.

Von jenem Tage an war Schwager Heinrich ein kranker Mann. Zwar war er noch imstande, seinen Ge-

schäften nachzugehen. Aber seine Kraft war gebrochen, und oft mußte er tagelang zu Bett liegen. Das bisher geführte Leben konnte er unter diesen Umständen natürlich nicht fortsetzen. Er lebte zurückgezogen und ging auch hin und wieder zur Kirche.

Um diese Zeit starb seine Stiefmutter. Sie war eine entschiedene Christin gewesen und ging in fröhlichem Glauben an ihren Erlöser heim. Kurz vor ihrem Tode bat sie ihren Stieffohn um seinen Besuch und stellte ihm noch einmal in allem Ernst vor, daß er verantwortlich sei, dem Evangelium zu glauben. Es war dasselbe, was ihm Jahrzehnte zuvor die eigene Frau gesagt hatte. Diesmal wies er nicht entrüstet zurück, was ihm gesagt wurde — freilich war die Gelegenheit auch weit feierlicher als damals —, sondern hörte schweigend zu und verließ auch schweigend das Zimmer. Die sterbende Frau aber sagte hernach zu einigen Verwandten:

„Er wird zu Jesu kommen. Ja, er wird kommen. Ich habe viel für ihn gebetet, und ich weiß, daß der Herr mein Gebet gehört hat.“

Nicht lange nach dem Heimgang der bejahrten Mutter erkrankte Heinrichs einzige Tochter, die er zärtlich liebte. Die Krankheit erwies sich schon bald als sehr bedenklich; alle menschliche Kunst versagte ihr gegenüber. Nach kurzem, schweren Leiden starb die Kranke. Heinrichs eigener Zustand gab in jenen Tagen zu ernstern Besorgnissen Anlaß, und man fürchtete mit Recht, daß die seelische Erschütterung ihn vollends entkräften würde.

Am Tage vor der Beerdigung ging ich ins Trauerhaus, da ich die Verstorbene, die mir persönlich nahe gestanden hatte, gern noch einmal sehen wollte. Ach!

ich konnte nicht mit glücklichen Gefühlen das marmorbleiche Antlitz der Dahingeshiedenen ansehen. Ich hatte nicht die Gewißheit, daß sie zu Jesu gegangen war. In ihren gesunden Tagen hatte sie nicht viel nach dem Wege des Heils gefragt, und ob sie in ihren letzten Stunden noch ihre Zuflucht zu Jesu genommen hatte, weiß Gott allein. Es ist und bleibt ein ernstes Ding, die Entscheidung hinauszuschieben! Wer das „Heute“ der Gnade nicht benutzt, kann sich dadurch das „Morgen“ des ewigen Gerichts zuziehen.

Neben mir an der Bahre stand der Bruder der Verstorbenen, der seit kurzem den Herrn seinen Heiland nannte.

„Wie geht es deinem Vater?“ fragte ich ihn nach einer Weile.

„Nicht gut“, lautete die Antwort. „Sein Leiden verschlimmert sich, und sein Herz scheint hart zu sein wie ein Diamant. Er lehnt Jesum entschieden ab. Wir sind in der allergrößten Sorge. Seine Tage sind gezählt, und der Gedanke, er möchte so, wie er ist, in die Ewigkeit gehen, läßt uns nicht zur Ruhe kommen.“

„Darf ich ihn besuchen?“ erkundigte ich mich.

„Das darfst du gewiß. Und Gott gebe dir ein gutes Wort! Der Augenblick ist wahrlich nicht dazu angetan, aus verkehrter Scheu zu schweigen. Aber wenn Gott nicht hilft, ist alles Reden umsonst.“

Ich traf meinen Verwandten im Wohnzimmer. Niemand war bei ihm. Er saß in einem Sessel. Die frankten, dick geschwollenen Füße ruhten auf einem Kissen. Sein immer noch schönes, männliches Antlitz trug einen so traurigen Ausdruck, daß es mir durchs Herz schnitt. Als ich seine Hand faßte und mich neben ihn setzte, mußte ich weinen. Diese stumme Trauer,

diese leidgezeichneten Züge waren in der Tat geeignet, innigstes Mitleid zu wecken. Als er mich weinen sah, begannen auch seine Tränen zu fließen. Einige Minuten sprach keiner von uns ein Wort. Endlich sagte er mit zitternder Stimme:

„Du bist gekommen, um unsere liebe Anna zum letzten Mal zu sehen.“

Ich nickte.

„Ich danke dir für deine Teilnahme. Ich werde der Entschlafenen bald folgen. Lange dauert's nicht mehr mit mir. Darin habe ich mich geschickt.“

Die Gelegenheit zu einem ernststen Wort war da.

„Darf ich dich etwas fragen, Heinrich?“

„Bitte.“

„Wohin geht dein Weg, wenn es nun Abschied nehmen heißt von diesem Leben?“

Meine Frage berührte den Kranken sichtlich nicht angenehm.

„Das ist allein dem Allmächtigen bekannt“, versetzte er abweisend. „Wovor sollte ich mich fürchten? Ich lebe mit jedermann in Frieden.“

„Aber, Heinrich, das ist nicht genug“, rief ich. „Du bist ein Sünder! Und Gott ist heilig. Wie willst du mit deinen Sünden vor den heiligen Gott treten?“

„Bitte, nicht diese Art!“ erwiderte er ärgerlich.

„So mußt du nicht mit mir reden. Vergiß nicht, daß ich eine ganze Reihe Jahre älter bin als du. Und überdies, denkst du etwa, ich wüßte nicht dergleichen, genau so gut wie du?“

„Verzeih mir, Heinrich“, bat ich, „wenn ich in dieser Weise mit dir rede! Ich kann nicht anders. Die Sache verträgt keinen Aufschub, da dein Zustand, wie du selbst gesagt hast, bedenklich ist.“

Ein unschöner, spöttischer Ausdruck, den ich von früher her nur zu gut kannte, überzog bei diesen Worten sein scharfgeschnittenes Gesicht, und kalt und scharf klang seine Stimme, als er antwortete:

„Schluß mit diesen Dingen! Ich will nichts davon hören. Ich weiß alles, was du mir zu sagen hast. Ich habe es schon gewußt, als du noch nicht geboren warst. Die Verantwortung trifft also mich allein.“

„Gut“, versetzte ich, „so schweige ich. Aber sicher wirst du nichts dagegen haben, wenn ich dich an zwei Stellen aus der Heiligen Schrift erinnere, denn da handelt es sich nicht um meine, sondern um die Worte Dessen, der die Wahrheit ist und nicht lügen kann. Die erste Stelle lautet: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.“

„Hör' auf!“ schrie der Kranke. „Ich will nichts mehr hören.“ Dabei zitterten seine Hände vor innerer Erregung.

„Nur noch den zweiten Vers, Heinrich. Dann werde ich schweigen und, wenn du willst, das Zimmer verlassen. Dieser Vers lautet: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“.“ (1. Joh. 1, 7.)

Ich schwieg, aber innerlich schrie ich zu Gott. Sein Wort konnte sich auch an diesem harten Herzen als ein Hammer erweisen, der Felsen zerschmettert. Es war mir unmöglich, den armen Mann aufzugeben, der über sich selbst so völlig blind war. Sollten die vielen Gebete, die für ihn zu Gott emporgestiegen waren, denn alle umsonst gewesen sein?

Wieder saßen wir eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Der Kranke hatte mich nicht aus dem Zimmer gewiesen, aber seine Brust hob und senkte sich krampfhaft. Allmählich jedoch wurde er ruhiger, und schließlich fragte er:

„Weshalb machst du dir eigentlich meinetwegen so viele Sorgen?“

„Weil ich weiß, daß es mit dir nicht so steht, wie es stehen muß, Heinrich, damit du in Frieden aus dieser Welt scheiden kannst. Wenn du aber nicht in Frieden von hinnen gehst, so bleibst du unversöhnt mit Gott, und das ist furchtbar.“

„Du sollst dir aber meinetwegen keine Sorgen machen. Mit mir ist alles in Ordnung. Ich weiß, daß ich sterben muß, aber dieser Gedanke schreckt mich nicht. Ich gehe dem Tode mit Ruhe entgegen. Ich habe niemand etwas zuleide getan und brauche mich vor niemand zu fürchten. Ich glaube ja, daß du es gut mit mir meinst, aber ich wiederhole: Ich wünsche nicht, daß du weiter über diese Dinge mit mir redest.“

„Nun, ich habe versprochen, nichts weiter zu sagen“, erwiderte ich, betrübt über so viel Abweisung, „und so will ich lieber gehen.“

Mit diesen Worten erhob ich mich, drückte dem Kranken zum Abschied die Hand und verließ das Zimmer.

Mein Nefte stand draußen, erwartungsvoll, wie unsere Unterredung verlaufen sein mochte. Als ich ihm sagte, daß sein Vater nicht auf Gottes Wort hören wolle und sich selbst betrüge, antwortete er:

„Ich hab's gefürchtet. Aber laß uns fortfahren, für ihn zu beten! Vielleicht macht Gott doch noch Sein Erbarmen groß an ihm.“

Einige Tage später erhielt ich folgenden Brief:

„Nur einige Zeilen, um Dich zu bitten, in Deinem Flehen für Vater nicht müde zu werden. Zugleich aber darf ich Dir mit Freuden mitteilen, daß Du Deiner Fürbitte auch Lob und Dank hinzufügen kannst. Denn durch Gottes unfassliche Gnade beginnt das Licht die Finsternis zu vertreiben, und es fängt an zu dämmern.

„Dr. N. gab Vater am letzten Dienstag zu verstehen, daß er keine Hoffnung mehr für ihn habe. Zugleich sagte er ihm einiges über den Heiland der Sünder. Am gleichen Abend durfte ich Vater Röm. 8 vorlesen, und er ließ sich von mir sogar einige Bemerkungen darüber gefallen. Am nächsten Tage hat Herr D. ihn besucht. Als er ging, sagte er mir, daß nach seiner Überzeugung Gottes Geist an Vaters Herzen wirke. Du kannst Dir denken, wie froh ich bin. Nun habe ich noch die Bitte, daß Du Dich morgen mittag um ein Uhr in besonderer Weise im Gebet mit mir vereinigen mögest, daß Gott das bei Vater begonnene Werk in Gnaden zu Ende führen möge . . .“

Am Sonntag darauf schlug bereits die Abschiedsstunde für meinen Schwager; er ging — so groß ist die Güte Gottes — in voller Gewißheit des Glaubens in die Ewigkeit hinüber. Gottes Gnade hatte eine völlige Änderung bewirkt in dem Herzen des Mannes, der mehr als fünfzig Jahre der Welt und ihrem Fürsten gedient hatte. Er war in die Todesstunde nicht eingetreten mit dem Gleichmut eines Menschen, der durch äußerste Willenskraft die Angst des Lebenden vor dem Tode, wenn nicht ausgelöscht, so doch auf ein Mindestmaß heruntergedrückt hat; nein, er hatte sie erwartet mit Frieden im Herzen und mit einem guten

Gewissen. Satan hatte das Feld räumen müssen. Eine wertvolle Beute war ihm entrissen worden. Wieder hatte das Blut des fleckenlosen Lammes Gottes einen Sünder gereinigt von aller Schuld. In Christo Jesu war der Kranke eine neue Schöpfung geworden.

Eine Stunde vor meines Schwagers Heimgang war sein Bruder, ein gläubiger Mann, bei ihm gewesen. Er wußte noch nichts von der vorgegangenen mächtigen Umwandlung und war gekommen, in der Hoffnung, dem Sterbenden noch ein letztes Mahnwort zuzurufen zu können. Doch kaum erblickte Heinrich ihn, als er laut rief:

„Ich stehe auf dem Felsen, Robert! Ich habe keine Furcht mehr. Alles ist für immer in Ordnung.“

„Meinst du mit dem Felsen Christus, Heinrich?“ fragte der Besucher, der seinen Ohren nicht traute. „Ruhst du wirklich in Ihm, in Seinem vollbrachten Werk?“

„Ja, ja, in Ihm!“ kam es jubelnd über die Lippen des Sterbenden, während ein frohes Leuchten in seine Augen trat.

„Du ruhst also nicht mehr in deinen eigenen Werken, in deiner Ehrbarkeit und deinem anständigen Leben?“

„Nein, Robert, du kannst es mir glauben. Ich tue es, Gott sei Dank, nicht mehr. Ich bin ein armer Sünder. Früher war ich blind über mich selbst. — Aber der Herr hat mir die Augen geöffnet. Ich habe meinen Heiland gefunden. — Sein Blut reinigt von aller Sünde, ja, von a l l e r Sünde. — Ich habe jetzt nur noch Christus. Er hat sich meiner angenommen. — Er ist der Fels meines Heils. — Alle meine Sünden hat Er getragen. Ich gehe zu Ihm, — errettet

durch Sein Blut. — Lebewohl! Ich werde für ewig bei Ihm sein.“

So starb Heinrich B., ein Zeugnis der unendlichen, nimmer müden Gnade Gottes. Welch ein Erbarmen war ihm zuteil geworden! Wir, die wir unseren Verwandten so gut gekannt hatten in seiner Ablehnung der Gabe Gottes, konnten nur staunend immer wieder die göttliche Langmut rühmen, die ihm nachgegangen war bis zum letzten Schritt, so daß er in letzter Stunde noch die dargebotene Hand ergriffen und Jesum angenommen hatte.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne noch einmal auf die Gefahr des Aufschiebens hinzuweisen. Was Gottes Gnade tut, wissen wir nicht. Er kann, das zeigt die Geschichte meines Schwagers, noch in letzter Stunde retten. Aber im Blick auf diese Möglichkeit zu warten, aufzuschieben und die „heute“ angebotene Gnade zurückzuweisen bis zur Zeit, wo es einem besser paßt, ist ebenso leichtsinnig wie töricht.

Da lag, nicht lange nach dem glücklichen Heimgang meines Schwagers, ein junges Mädchen schwerkrank in einem unserer Krankenhäuser. Eine Bekannte von mir hatte sie wiederholt besucht und mit ihr über das Heil ihrer Seele gesprochen. Aber sie hatte alle Bitten, diese wichtige Frage nicht gleichgültig zu behandeln, mit der Bemerkung zurückgewiesen, sich auf die Ewigkeit vorzubereiten, sei noch immer Zeit genug.

Eines Tages bat meine Bekannte die Kranke besonders ernst, doch unverzüglich ihre Zuflucht zu Jesu zu nehmen.

„Sie haben nicht mehr lange zu leben“, sagte sie unter anderem. „Schieben Sie daher doch keinen Tag

länger auf! Wer weiß, ob Sie morgen noch hier sind?“

„Was sagen Sie da?“ rief das kranke Mädchen aufgeregt. „Ich sollte dem Tode so nahe sein? Ich will aber nicht sterben. Nein, ich will nicht. Ich werde morgen sicher noch hier sein.“

„Das weiß Gott allein, mein liebes Fräulein“, versetzte meine Bekannte. „Jedenfalls wissen Sie, daß Sie sehr krank sind, so krank, daß der Tod jeden Augenblick eintreten kann. Darum bitte ich Sie noch einmal: Zögern Sie nicht länger! Gehen Sie heute noch zu Jesu!“

„Und ich sage Ihnen, ich werde morgen noch hier sein“, schrie die Kranke noch einmal und wandte ihr Gesicht der Wand zu. Sie wollte nichts weiter mehr hören.

Mein Leser, noch in der gleichen Nacht hallte das Krankenzimmer wider von den Angstrufen des sterbenden Mädchens.

„Ich muß sterben“, rief sie der neben ihrem Bett stehenden Mutter zu, „ich muß sterben, Mutter. O Mutter, Mutter, es gibt eine Hölle, und ich bin noch nicht errettet. Was soll ich tun? Was soll ich tun?“

Die arme Mutter! Wie zu Stein erstarrt, stand sie am Bett ihres unglücklichen Kindes. Kein Wort kam über ihre Lippen. Sie selbst kannte Jesum nicht als ihren Heiland. Was sollte sie auf die Hilferufe ihres sterbenden Kindes antworten? Da ließ sich aus dem Bett gegenüber eine Stimme vernehmen:

„Geh zu Jesu, Kind! Glaube an Ihn! Er ist auch jetzt noch bereit, dich zu erretten. Er hat selbst gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.“

Aber ach! es war zu spät. Wenige Minuten später verschied das arme Mädchen ohne Jesus, ohne Hoffnung. Sie hatte aufgeschoben, aufgeschoben für immer. Sie hatte um den Preis ihrer Seele geirrt.

„Ihr müsst von neuem geboren werden“

In der Unterhaltung des Herrn Jesus mit Nikodemus, welcher die Worte: „Ihr müsst von neuem geboren werden“, entnommen sind, handelt es sich um eine unendlich bedeutungsvolle Sache, eine Angelegenheit, die für jedermann wichtig ist, nämlich um die Stellung eines Menschen zum Reiche Gottes sowie um die Frage des ewigen Lebens. Ich sage: Es handelt sich um eine Angelegenheit, die für jedermann wichtig ist. Wichtig warum? Weil, wenn es schon wichtig genug ist, wie wir dieses Leben verbringen, so doch noch unendlich wichtiger, wie wir die Ewigkeit verbringen werden. Daß es unzählige Menschen gibt, die ein Fortbestehen der Seele nach dem Tode leugnen, weiß ich. Aber das ändert nichts an dieser Wahrheit selbst, denn es ist eine Wahrheit des ewig bleibenden Wortes Gottes. Daß der Verstand hier mancherlei Schwierigkeiten findet, ist keine Frage. Aber das stellt Gottes Wort ja auch keineswegs in Abrede. Deshalb richtet sich die Heilige Schrift eben nicht an den Verstand, sondern an das Herz. Sie sucht nicht durch Beweise zu überführen. Sie fordert G l a u b e n.

Ob der Pharisäer und Oberste Nikodemus, mit dem der Herr die nächtliche Unterredung hatte, mit

der Absicht gekommen war, von dem Rabbi den Weg zu erfahren, auf dem er ins Reich Gottes kommen konnte, wird nicht mitgeteilt. Vermutlich hatte er diese Absicht nicht, denn als treuer Jude, als Sohn Abrahams und als ein Mann, der zu den religiösen Leitern des Volkes gehörte, der ein „Lehrer Israels“ war, betrachtete er sich jedenfalls als einen Menschen, der von vornherein ein Anrecht auf das Reich Gottes hatte. Immerhin können wir aus der Tatsache, daß er zu solch ungewohnter Stunde zu Jesu kam, entnehmen, daß gewisse Zweifel, vielleicht auch eine gewisse innere Leere bei ihm vorhanden waren. Die Person Jesu gab ihm Fragen auf. Er kam nicht, um Ihn zu versuchen. Wenn das seine Absicht gewesen wäre, so hätte er Ihn wie die übrigen seiner Sekte am Tage aufsuchen und finden können. Dazu brauchte er nicht die Verborgenheit der Nacht zu wählen. Es war bei ihm wohl so wie später bei den Dienern der Hohenpriester und Pharisäer, die auf die Frage ihrer Herren: „Warum habt ihr Ihn nicht gebracht?“ antworteten: „Niemand hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch“. (Kap. 7, 46.) Er mochte wohl Worte von Jesu gehört haben, die ihn nicht in Ruhe ließen, und die Zeichen, die diese Worte begleiteten, bewiesen ihm, daß Jesus von Gott gekommen war.

Unmittelbar geht der Herr in Beantwortung der einleitenden Bemerkung des Nikodemus auf den Gegenstand über, der nach Seinem und des Vaters Willen, und gewißlich dem inneren Zustand des Besuchers entsprechend, den Gegenstand dieser Unterhaltung bilden sollte, auf die Frage der Wiedergeburt nämlich. „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich

Gottes nicht sehen.“ Nikodemus hatte sich mit den Worten eingeführt: „Rabbi, wir wissen, daß du ein Lehrer bist, von Gott gekommen usw.“. Trotz dieses Wissens aber war die Person Jesu für Nikodemus ein Problem, ein Geheimnis, hinter das er gern gekommen wäre. Es ging dem Obersten hinsichtlich Seiner zweifellos nicht viel anders, als es heute vielen Menschen geht, gelehrten und ungelehrten, die über Jesum reden und Ihn zum Gegenstand ihrer Diskussionen machen, dabei aber noch nie gelernt haben, Ihn „z u s e h e n“, weil sie sich eben nicht von G o t t die Augen haben öffnen lassen. Solche Leute wissen nicht, daß ihnen das Wichtigste fehlt. Sie mögen eine gute und ehrbare Gesinnung, mögen manches Gute aufzuweisen, mögen selbst die Schrift studiert haben und vielleicht gar schön klingende Worte über Gott und Jesum zu sagen wissen. Trotzdem sind sie blind und tot. Das Wichtigste fehlt ihnen, das, worauf der Herr Jesus den Nikodemus als erstes hinweist: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes n i c h t s e h e n“. Ein eigenartiger Ausdruck, dieses n i c h t s e h e n. Warum mochte der Herr ihn anwenden?

„Wir w i s s e n“, hatte Nikodemus gesagt. Was wußten sie denn, diese Pharisäer und Obersten? Nun, daß Er ein „Rabbi“, ein Lehrer war. Nikodemus fügt hinzu: „von Gott gekommen“, denn niemand konnte die Zeichen tun, die Er tat, wenn Gott nicht mit ihm war. Aber was war das für ein Wissen? War dieses Wissen irgendwie erschöpfend? Entsprach es nur einigermaßen den Tatsachen? Ein Lehrer? War Er nicht unendlich mehr als ein Lehrer, unendlich mehr

als einer der Propheten, die im Namen Gottes zu ihnen geredet hatten? War in Ihm nicht „das Reich Gottes mitten unter ihnen“? (Luk. 17, 21.) War Er nicht der Gesandte, der Sohn Gottes? Aber um das alles zu sehen, zu erkennen, bedurfte es mehr als äußerlicher Beobachtungen, ebenso wie es mehr als äußerer Abstammung, Zugehörigkeit und mehr als äußerer Bemühungen bedurfte, um in Gottes Reich einzugehen. Sowohl um das Reich Gottes zu sehen, als auch um in dasselbe eingehen zu können, mußten sie, die so manches zu wissen meinten, „von neuem geboren werden“.

Wie es damals war, so ist es heute. Um Jesum zu „sehen“, bedarf es mehr als menschlicher Belehrung, eigenen Sinnens und tiefgründigen Überlegens. Der Geist Gottes allein vermag Verständnis über Seine wunderbare Person zu geben. Und um ins Reich Gottes einzugehen, bedarf es mehr als unserer Bemühungen, unseres Arbeitens und Verbesserns an uns, mag es auch mit noch so viel Fleiß geschehen. „Was aus dem Fleische geboren ist, ist Fleisch.“ Schon dieses Wort versetzt jedem menschlichen Bemühen, sich — gebrauchen wir nun einmal dieses Wort! — für den Himmel passend zu machen, den Todesstoß. D es gibt ehrlich suchende Menschen. Es gibt lebenswürdige Naturen. Es gibt solche, die es durch Erziehung und Selbstzucht weit gebracht haben auf dem Wege eines sittlich reinen Lebens. Es gibt solche, die mit Recht fragen können: Was hast du mir vorzuwerfen? Was habe ich dir oder sonst jemand getan? Daß es für solche nach unseren Begriffen gute Menschen nicht leicht ist, alles eigene Wirken als völlig vergebliches Bemühen zu erkennen, um ins Reich Gottes zu ge-

langen, versteht sich. Und doch! „Was aus dem Fleische geboren ist, ist Fleisch.“ Und: „Es sei denn, daß jemand aus Wasser und Geist geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen“. Gottes Heiligkeit ist unfassbar groß. Hiob war ein Mann, der seinesgleichen nicht auf Erden fand. Nach Gottes eigenem Urteil war er „vollkommen und rechtschaffen, gottesfürchtig und das Böse meidend“. Aber als er mit seiner Vollkommenheit und Gottesfurcht einmal wirklich in Gottes Gegenwart trat, als er davon sagen konnte, Gott gesehen zu haben, da lautete sein Urteil über sich: „Ich verabscheue mich und bereue in Staub und Asche“. (Hiob 42, 5. 6.)

Ja, „ihr müisset von neuem geboren werden“. So wie ein Mensch durch die natürliche Geburt in dieses Leben eintritt, so muß eine von oben, durch Gottes Geist gewirkte Geburt stattfinden, um den Menschen für jenes Leben tauglich zu machen. Ein verbesserter alter Mensch taugt nicht für jenes Leben. Ein neues Leben, eine neue Natur sind da die unerlässlichen Vorbedingungen. Es muß, mit einem Wort, ein ganz neuer Mensch gebildet werden. Und das vermag Gott allein. Er muß alles in die Hand nehmen — Er gibt ein neues Herz und einen neuen Geist (vergl. Hesek. 36, 26) —, und Er wirkt durch Wasser und Geist. Wieso durch Wasser? Nun, unter Wasser haben wir zweifellos die reinigende Kraft Seines Wortes zu verstehen. So schreibt z. B. der Apostel Paulus an die Epheser, daß „Christus die Versammlung geliebt und sich selbst für sie hingegeben habe, auf daß Er sie heiligte, sie reinigend durch die Wäsche mit Wasser durch das Wort“. (Kap. 5, 25. 26.) Und der Herr Jesus hat selbst einmal zu

Seinen Jüngern gesagt: „Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe“. (Joh. 15, 3; vergl. hierzu auch Tit. 3, 5—7.) Das Wort Gottes macht aufmerksam und überführt. Es ist ein Beurteiler der Gedanken und Gesinnungen des Herzens. (Hebr. 4, 12.) Den, der sich unter dieses Wort beugt und es auf sich anwendet, kann Gott reinigen und waschen, daß er „ganz rein“ wird. (Joh. 13, 10.) Einen solchen kann Gott, so wie der Herr den Nikodemus auf die eberne Schlange in der Wüste aufmerksam machte, auf das Werk von Golgatha hinweisen. Und wer dieser Weisung folgt und glaubt an Den, welchen Gott gesandt hat zur Errettung der Welt, der empfängt ewiges Leben. Aus dem Tode geht er hinüber in das Leben. Er wird zu einer neuen Schöpfung in Christo, so daß von einem solchen gesagt werden kann: „Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“. (2. Kor. 5, 17.)

Sich diese Waschung durch das Wort gefallen zu lassen, fällt dem Menschen oft recht schwer. Ich erinnere an den lebenswürdigen Jüngling, von dem die Evangelisten berichten. Dieser Mann hatte so viel Gutes aufzuweisen, daß er fast tadellos schien. Nur eins fehlte ihm, und auf dieses eine legte der Herr Seinen Finger. „Eines fehlt dir; geh hin, verkaufe, was irgend du hast, und gib es den Armen... und komm, folge mir nach.“ (Mark. 10, 21.) Aber als der junge Mann dieses Wort hörte, da verstummte sein vorher so beredter Mund. Sich unter dieses Wort zu stellen, brachte er nicht fertig. Seinen Reichtum konnte er nicht lassen. Traurig ging er hinweg. Zu ihm hätte der Herr nicht sagen können: „Du bist rein um des Wortes willen, das ich zu dir geredet habe“.

O die Armen, bei denen es sich vielleicht nur um eine Sache handelt, die sie nicht aufgeben können! An diesem Strick hält Satan sie fest. In dieser einen Sache können sie sich, wie sie sagen, dem Wort nicht beugen. So bleiben sie unbußfertig. An ihnen kann Gottes Wort seine reinigende Kraft nicht erweisen. Es kommt zu keinem wahren Bruch, und dem Wirken des Geistes Gottes wird gewehrt.

Mein Leser, vergiß nicht:

„Es sei denn, daß jemand aus Wasser und Geist geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen.“

Von einem, der nicht murrte

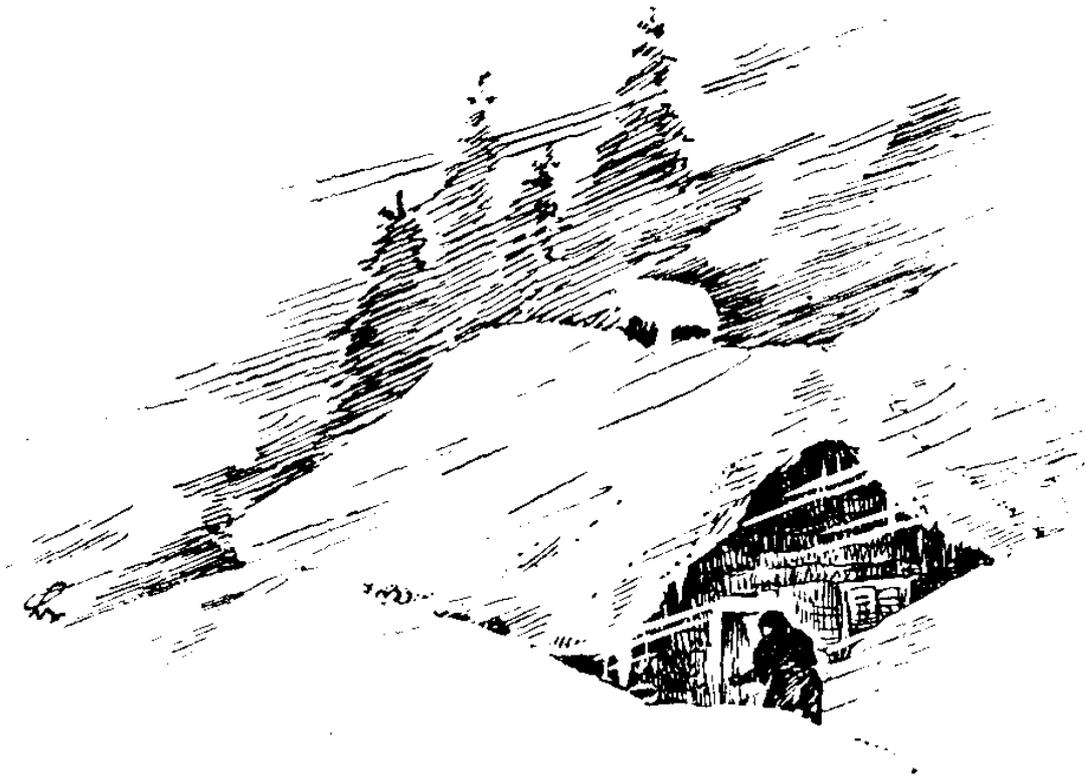
Eine alte Chronik berichtet uns Kostliches aus dem Leben eines frommen Schulmeisters am Ende des 17. Jahrhunderts. Nach dieser Schilderung ist die sogenannte „gute alte Zeit“ durchaus nicht in allen Stücken gut und begehrenswert gewesen. Aus dieser Geschichte können Unzufriedene schon ihr Teil lernen, die an den gegenwärtigen Zuständen so mancherlei zu nörgeln haben. Andererseits zeigt der Rückblick auf frühere Jahrhunderte, wie man mit weit geringeren Ansprüchen an das Leben wohl auskommen und dabei doch glücklich, zufrieden und dankbar sein kann.

Der Schulmeister, von dem unsere Chronik berichtet, war ursprünglich ein studierter Mann, doch wegen eines verkrüppelten Beines hatte er keine Prediger-Stelle erhalten können. So war er froh, als er in einem Dorfe als Lehrer unterkam. Das Schulhaus

war banfällig. Seit Jahren war kein Lehrer in jener Gegend gewesen, so daß die Leute nicht lesen und schreiben konnten. Die Kinder schrieben mit dem Finger im „Sandkasten“. — Das Mittagessen erhielt der Schulmeister reihum bei den Bauern; die Kinder brachten die Feuerung für die Schulstunden jeweils mit. War die Schule aus, so saß der Lehrer im Kalten.

In einem Winter wurde es besonders schlimm. Schneegestöber schnitten den armen Schulmeister völlig von der Außenwelt ab. Doch gottergeben lag er in seinem Bett und aß sparsam die Notbissen, die ihm geblieben waren. Aber keiner dachte an den eingeschneiten Schullehrer, und so kam er schließlich in Not. Sein Versuch, am vierten Tage ans Fenster zu gelangen, mißlang. Er sank entkräftet ins Bett zurück. So konnte er keinem Vorübergehenden seine Not klagen. Er bat deshalb den Herrn, ihn zu Sich zu nehmen oder ihm auf irgendeine Weise zu helfen.

Es war in diesen Tagen, daß ein Bauer, der im Sterben lag, durch ein Gelübde sein Leben zu erhalten suchte. Er sandte seine Frau mit fünf Talern zum Gotteskasten. Auf dem Wege zur Kirche kam sie in der Nähe des Schulhauses vorbei. Als sie auf dem eingeschneiten, zur Schule führenden Wege keine Fußspuren und dem Schornstein auch keinen Rauch entsteigen sah, ahnte sie nichts Gutes und drang in die Wohnung des Schulmeisters ein, wo sie denselben zu Tode erschöpft vorfand. Schnell holte sie aus dem nächsten Bauernhaus einen Arm voll Holz und einen Topf dampfender Grütze und labte den fast verhungerten Mann. Sie gab ihm auch die fünf Taler denn sie sagte sich, daß hier Gottes Armenkasse sei. Der Schulmeister lächelte dankbar über seines Gottes Treue.



Einige Tage später aber, als sich der Schulmeister wieder erholt hatte, trat der Hofmeister des sterbenden Bauern mit drei Knechten ins Schulhaus. Nach kurzem Verhör wurde der Lehrer als derjenige verhaftet, der die Armenbüchse der Kirche um fünf Taler beraubt habe. Der sterbende Bauer hatte dem Pfarrer von seinem Gelübde berichtet; das Geld war aber nicht im Opferkasten gefunden worden. Dagegen hatte der Lehrer einen von den fünf Talern für Nahrung und Heizung ausgegeben. Vier Taler fand man noch bei ihm. Da er der Bäuerin Schweigen versprochen hatte, blieb er still und ließ sich ins Totenhaus als vorläufiges Gefängnis abführen. Er durchlebte eine böse Nacht auf kaltem, hartem Lager inmitten der Särge. Doch betete er für seine Widersacher und dafür, daß seine Unschuld ans Tageslicht kommen möge, desgleichen für sein sturmumtobtes Haus.

Der Bauer aber starb in jener Nacht, und von den herbeieilenden Nachbarinnen erfuhr die Bäuerin von dem angeblichen Kirchenraub des Schulmeisters. Schnell klärte sie den Sachverhalt auf und befreite den Unschuldigen aus dem Gefängnis. Als der Schulmeister aber zum Schulhause zurückkehrte, war dieses durch den nächtlichen Sturm zum Trümmerhaufen geworden. Da konnte er sich in dankbarer Rührung nicht halten. „Hier ist Gottes Nähe und Gottes Hand“, rief er aus. „Loben will ich meinen Gott, solange ich lebe. Diese eine Nacht führte mich der treue Gott hinweg, um mich vor dem jähen Tode zu bewahren.“

Noch vierzig Jahre durfte der Schulmeister seines Amtes walten; der Herr legte seinen Jahren zu.

Möchten seine köstlichen Lebenserfahrungen im Glauben auch uns ein neuer Ansporn sein, dem Herrn auch im Dunkel Seiner oft unverständlichen Wege mit uns kindlicher zu vertrauen. Er macht alles wohl.

Aus „Handreichungen“

„Weil Er sich für mich Kreuzigen ließ“

Ein Herr begegnete eines Abends auf der Straße einem Trupp Burschen von vielleicht vierzehn bis achtzehn Jahren. Es war eine raube Gesellschaft, die alles andere als einen guten Eindruck machte. Als der Herr vorüberging, rief ihm einer der Jungen ohne jeden Grund ein häßliches Schimpfwort nach. Sogleich wandte der Fremde sich um und fragte den Schimpfenden freundlich:

„Hast du mir etwas gesagt, mein Junge?“

Von der unerwarteten Frage überrascht, trat dieser einen Schritt zurück und erwiderte zögernd: „Nein“.

Der Herr trat darauf näher und sagte:

„Ihr Jungen, hört mir einen Augenblick zu; ich will euch was erzählen.“

Im Nu war alles still, und gespannt blickten alle auf den fein gekleideten Fremden, der ihnen in so ungewohnter Weise entgegentrat. Dieser erzählte nun den aufmerksam Lauschenden eine Geschichte, die sie bestimmt nicht erwartet hatten, nämlich die Geschichte des Lebens, des Leidens und des Todes Jesu Christi. Als er ihnen sagte, wie müde und hungrig Er, der Herr der Herrlichkeit, oft gewesen sei, wuchs ihr Interesse, und als er ihnen die letzten Augenblicke Seines Lebens schilderte, da hingen aller Augen an seinen Lippen. Der Fremde verstand es, in der rechten Weise zu den Herzen dieser armen Jungen zu reden, deren Aussehen verriet, daß Not und Hunger gute Bekannte von ihnen waren. Als er in seiner Erzählung bei den schrecklichen Leiden des Herrn in Gethsemane und am Kreuze verweilte, da nahmen die Gesichter einen tief-ernsten Ausdruck an, und hie und da hörte man einen halbunterdrückten Seufzer. Was sie hörten, schien den verwahrlosten, bedauernswerten Jungen völlig neu zu sein. Von Kindheit an daran gewöhnt, in den Straßen herumzulungern, von niemand geliebt, dagegen allgemein gemieden und verachtet, waren sie aufgewachsen ohne irgendetwelche Kenntnis von Gott und Seinem Wort. Die Erzählung des freundlichen Herrn machte deshalb Eindruck, und als der Sprecher fortfuhr, ihnen zu sagen, daß der Herr Jesus nach Seinem Tode wieder auferstanden und gen Himmel ge-

fahren sei, und daß Seine Liebe jetzt noch ebenso groß sei wie damals, als Er am Kreuze starb, da war ihr Staunen groß.

Als der Fremde geendigt hatte, herrschte einige Augenblicke tiefes Schweigen. Keiner sagte ein Wort. Nach einer Pause hob er wieder an:

„Nun, ihr Jungen, wenn der Herr Jesus uns so lieb gehabt hat, sollten wir Ihn dann nicht auch lieben? Wer es will, der hebe seine Hand empor. Ich will es —“, und damit hob er seine Rechte zum Himmel.

Die Jungen sahen einander verdutzt an. Endlich folgte einer dem Beispiel des Fremden. Es war ein kleiner, zerlumpter Knabe. Wild hingen ihm die Haare in das schmutzige Gesicht. Ein alter, zerknitterter Hut ohne Rand bedeckte das jugendliche Haupt, und eine löcherichte, fadenscheinige Jacke nebst ebensolcher Hose hing ihm schlotternd über Schultern und Knie. Es war ein merkwürdiger Anblick, als er so dastand und mit ernster Miene seine Hand emporstreckte. Nach und nach folgten ihm die anderen, bis endlich alle mit aufgehobenen Händen den fremden Herrn umstanden.

Dieser sagte darauf langsam:

„Ihr wünscht also alle, den Herrn Jesus lieb zu haben. Das freut mich. Wohlan denn, so hört auch, was Er zu denen sagt, die Ihn lieben wollen:

„Wenn ihr mich liebet, so haltet meine Gebote“.

Darauf wandte er sich an den kleinen Jungen, der als erster seine Hand aufgehoben hatte, und sagte:

„Gib mir die Hand und versprich mir, daß du versuchen willst, Seine Gebote zu halten.“

Ohne einen Augenblick zu zögern, ergriff der Knabe die dargebotene Hand und gab das gewünschte Versprechen. Hierauf zog der Herr seine Börse, reichte dem größten der Jungen einen Betrag mit der Aufforderung, ihn mit den anderen zu teilen, und ging dann mit einem freundlichen „Gute Nacht“ seines Weges.

Es mochten ungefähr drei Wochen nach dem oben erzählten Vorfall verfließen sein, als derselbe Herr mit einem Freunde durch die Straßen wanderte. Plötzlich stellte sich ihm ein kleiner Schuhpußer in den Weg, der an einer Stelle, wo sich zwei Straßen kreuzten, sein Handwerkszeug aufgestellt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, blickte er den Fremden lächelnd an. Dieser fragte verwundert:

„Nun, mein Junge, du scheinst mich zu kennen. Wer bist du denn?“

„Ich heiße Jakob.“

„Jakob? Und wie noch?“

„Ich heiße bloß Jakob. Kennen Sie mich denn nicht mehr? Sie haben uns doch neulich die Geschichte vom Herrn Jesus . . .“

„Ach, jetzt weiß ich, wer du bist“, rief der Fremde, dem plötzlich klar wurde, wen er vor sich hatte.

„Nun, hast du versucht, dein Versprechen zu halten und deine Liebe zum Herrn Jesus dadurch zu betätigen, daß du Ihm gehorchst?“

„Ja, das habe ich getan“, erwiderte der Knabe ernst.

Herr S. sann einen Augenblick nach, und während er seine Stiefel putzen ließ, fragte er:

„Kannst du lesen, Jakob?“

„Nicht viel. Aber ich kann buchstabieren und so, wenn auch langsam, lesen.“

„Würdest du denn wohl gern ein Neues Testament haben, in welchem du die Geschichte, die ich euch an jenem Abend erzählt habe, lesen könntest?“

Der Gefragte nickte eifrig, worauf Herr S. ihn aufforderte, am nächsten Morgen um zehn Uhr in sein Haus zu kommen. Nachdem er dem Knaben Straße und Hausnummer angegeben, setzte er mit seinem Freunde, der der Unterredung erstaunt zugehört hatte, seinen Weg fort.

Genau um die abgesprochene Stunde stellte sich Jakob vor dem Hause seines Gönners ein. Es war ein großes, stattliches Gebäude. Zaghast stieg er die steinerne Treppe hinauf und zog die Schelle. Ein Diener öffnete und blickte erstaunt auf den zerlumpten Knaben, der, obwohl er sich an einem in der Nähe befindlichen Brunnen Hände und Gesicht gewaschen und die Haare so gut wie möglich glatt gestrichen hatte, doch wenig vertrauenerweckend aussah. Als er jedoch seinen Namen nannte und sagte, Herr S. habe ihn bestellt, hieß ihn der Diener eintreten und führte ihn durch einen langen, mit Teppichen belegten Gang in das Studierzimmer des Hausherrn. Hier durfte Jakob auf einem schön gepolsterten Stuhl Platz nehmen. Gleich darauf trat Herr S. ins Zimmer und hieß seinen kleinen Freund mit einem Händedruck willkommen. Dann mußte er sich neben ihn an den Schreibtisch setzen.

„Nun, Jakob“, hob Herr S. an, „warum möchtest du denn gern ein Neues Testament haben?“

„Um von dem Herrn Jesus zu lesen“, war die rasche Antwort.

„Aber warum willst du denn gern von Ihm lesen?“ fragte Herr S. weiter. „Weil du Ihn lieb hast?“

Jakob nickte zustimmend. Es schien ihn zu wundern, daß überhaupt jemand in seine Liebe zu Jesu Zweifel setzen könne.

„Und warum hast du Ihn lieb?“ fragte Herr S. hierauf.

Jakob antwortete nicht sogleich. Sein Gesicht nahm einen eigenartigen Ausdruck an, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Plötzlich stützte er die Arme auf den Tisch und begann laut zu weinen. Nur mit großer Mühe und unter Schluchzen brachte er die Worte hervor:

„Weil Er sich für mich hat kreuzigen lassen.“

Es war ein rührender Anblick. Herr S. hatte Mühe, die eigenen Tränen zurückzuhalten. Der lebendige Glaube an den Herrn Jesus und an Sein vollbrachtes Werk, die Erkenntnis, daß es für ihn geschehen sei, und der Gedanke, daß der Herr ihn, den armen Knaben, nach dem niemand fragte, so sehr geliebt habe, daß Er Sein Leben für ihn hingab, hatten das kleine Herz völlig überwältigt. Herr S. dankte Gott im stillen für die Offenbarung Seiner Gnade an diesem verlorenen Kinde. Er unterhielt sich noch lange mit ihm. Am Schluß nahm er ein hübsch eingebundenes Neues Testament und schrieb auf Jakobs Wunsch mit großen Buchstaben dessen Namen auf das erste weiße Blatt. Darauf kniete er mit ihm nieder, und zusammen dankten sie dem Herrn für Seine Liebe.

Mit herzlichem Dank und dem Versprechen, die Worte seines gütigen Freundes nicht zu vergessen, verließ Jakob das Zimmer.

Er hat sein Versprechen gehalten. Unter der Gnade Gottes erstarbte er mehr und mehr und wandelte treu mit seinem Herrn. Es war und blieb sein eifriger Wunsch, auch andere zu Jesu Kreuz zu führen und ihnen den Weg zu zeigen, auf dem sie so glücklich wie er selbst, ja, für ewig glücklich werden konnten.



Nur eine kleine Schublade

Raifer Friedrich III. besuchte als Kronprinz einst ein Lehrer-Seminar und besichtigte die Anstalt auf das genaueste. Die Zöglinge des Hauses wurden ihm vorgestellt. Er begrüßte sie und richtete an diesen und jenen freundliche, aufmunternde Worte. Einen der Seminaristen forderte er auf, ihm seinen Schrank zu öffnen, damit er sich überzeugen könne, ob die innere Ordnung der äußeren entspreche. Der Jüngling empfand diese Aufforderung mit Recht als eine Ehre und reichte dem hohen Gast die Schlüssel mit stolzgeschwellter Brust. Von Schublade zu Schublade fand sich alles in schönster Ordnung, und schon wandte sich der Kronprinz, um ein berechtigtes Lob auszusprechen. Da fiel sein Auge noch auf ein kleines Fach, das er bisher übersehen hatte. Doch als

er auch diese Schublade aufziehen wollte, erbleichte der junge Mann, und seine Knie schlotterten. Der Kronprinz bemerkte es.

„Nun, nun“, sagte er, „darf man da nicht hineinsehen? Ich denke nicht daran, in Ihre Geheimnisse einzudringen.“

Das Fach wurde nicht geöffnet. Aber das erhoffte Lob blieb aus. Ohne ein weiteres Wort wandte sich der Kronprinz von dem Beschämten ab.

Alles in bester Ordnung — bis auf die kleine Schublade; aber dies eine machte alles andere wertlos. Das kleine Schubfach enthielt Dinge, die im Seminar streng verboten waren, und die ihren Besitzer ins schlechteste Licht stellten. Wie mag ihm zumute gewesen sein unter dem durchbohrenden Blick des Fürsten! Und doch, es gibt einen anderen Blick, vor dem zu erschrecken der Mensch noch weit mehr Ursache hat. Vor dem Flammenauge des heiligen Gottes ist nichts verborgen. Vor ihm wird einmal alles offenbar werden, auch das, was hienieden noch so verborgen schien. „Denn es ist nichts verborgen, außer damit es offenbar gemacht werde“, lautet ein Ausspruch des Herrn Jesus. (Mark. 4, 22.)

Wohl dem, der in dieser Zeit freiwillig mit dem Verborgenen seines Herzens in Gottes Licht tritt! Wer vor Ihm aufdeckt in aufrichtigem Bekenntnis, wird erfahren, daß Gott gnädig ist. Auf Grund des Wertes Christi kann und will Er zudecken und hinwegtun. Aber wehe dem, den Gott dereinst offenbar machen muß in Seinem Gericht! Die Gefeklosen werden nicht bestehen im Gericht, sagt Sein Wort, und ihr Weg wird vergehen. (Bergl. Ps. 1, 5. 6.)

Drei Kriegskameraden

Als im Jahre 1857 die Engländer um die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in ihrem Kolonialreich Indien einen blutigen und verlustreichen Krieg führen mußten, wurden in der Heimat ständig Ersatztruppen angeworben. Unter den Vielen, die sich dem Vaterland für den indischen Feldzug zur Verfügung stellten, waren auch drei Freunde aus einer kleinen Stadt Irlands. Sie waren ziemlich gleich alt, alle drei Handwerker, aber in Charakter und Gemütsart ganz verschieden voneinander. Nachdem sie eine notdürftige Ausbildung erhalten hatten, wurden sie mit dem nächsten Transport nach Indien geschickt. Heiteren Mutes sagten sie ihrer Heimat Lebewohl. Nach einigen Jahren hofften sie siegreich und mit den Schätzen des sagenhaft reichen Landes beladen zurückzukehren.

Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt. Infolge des ungewohnten Klimas und der riesengroßen Anforderungen, die ein Marsch ins Innere des Landes stellte, erkrankten zwei der Freunde schwer. Beide kamen ins Lazarett. Hier wurden sie mit einem gläubigen Christen bekannt, dem wir die folgenden Mitteilungen verdanken.

Jakob, so erzählt unser Gewährsmann, lag bereits einige Tage mit seinem Freund im Lazarett, als ich ihn kennen lernte. Die anfänglich sehr heftigen Fie-

ber hatten inzwischen bedeutend nachgelassen, so daß er sich ohne Mühe mit mir unterhalten konnte. Bereitwillig teilte er mir auf mein Befragen seine Lebensgeschichte mit und bat mich dann, ihn über die neuesten Kriegsereignisse zu unterrichten. Nachdem ich dies, so gut ich konnte, getan hatte, fragte ich ihn, ob ich ihm einen Abschnitt aus der Heiligen Schrift vorlesen dürfe.

„Das kann ich Ihnen nicht verwehren“, sagte er in einem Ton, der deutlich seine Abneigung verriet, von göttlichen Dingen zu hören. „Aber ich muß Ihnen sagen, daß ich mich nie ernstlich um religiöse Sachen gekümmert habe, und jetzt, nachdem ich Soldat geworden bin, fühle ich noch weniger Lust dazu als früher.“

Trotz dieser Zurückweisung schlug ich mein Testament auf und las ihm einige Stellen vor, die von der Notwendigkeit der Bekehrung, sowie von der Glückseligkeit eines Menschen reden, der der Vergebung seiner Sünden gewiß geworden ist. Doch der Kranke hörte nur mit sichtlichem Widerstreben zu. So schloß ich das Buch und suchte durch ein paar ernste Worte sein Gewissen zu erreichen. Ich sagte ihm, daß es gefährlich sei, Gottes gnädige Botschaft zurückzuweisen, und nötig, der Vergebung seiner Sünden durch den Glauben an Jesus Christus gewiß zu werden. Aber meine Worte machten ebensowenig Eindruck wie die verlesenen Schriftstellen. Darauf sprach ich von Tod und Ewigkeit und suchte das Gewissen des Kranken durch den Hinweis zu treffen, daß, wenn er jetzt nicht Den annehme, der ihm umsonst Vergebung und Errettung anbiete, er Ihn dereinst als seinen Richter sehen werde, dem von Gott das ganze Gericht übergeben sei,

und der dann nach Seiner göttlichen Gerechtigkeit alle richten werde, die Seiner freundlichen Einladung in der Jetztzeit der Gnade nicht gefolgt seien. Doch auch dieser Hinweis blieb wirkungslos. Der Kranke wollte nicht hören. So wandte ich mich betrübt von ihm ab und begab mich zu Matthias, dessen Bett ganz in der Nähe stand. Dieser empfing mich ganz anders als sein Landsmann. Er erklärte sich sofort bereit, mit mir das Wort Gottes zu lesen.

In den folgenden Tagen setzte ich meine Besuche bei den beiden jungen Leuten fort. Jakob blieb jedoch nach wie vor unempfänglich. So oft ich mich seinem Bett näherte, stellte er sich schlafend, um mich nicht anhören zu müssen. Matthias dagegen war recht aufmerksam. Trotzdem hatte ich nicht den Eindruck, als ob das gehörte Wort sein Gewissen getroffen hätte.

Mehrere Wochen vergingen. Matthias' körperlicher Zustand blieb nach wie vor bedenklich. Jakob aber genas. Eines Morgens begegnete er mir in der Tür des Lazarettts. Er war als gesund entlassen worden. Im Vorbeigehen rief er mir übermütig zu:

„Nun, habe ich nicht recht getan, den Tod und die Ewigkeit vorläufig schwimmen zu lassen? Dazu ist später immer noch Zeit. Ich bin wieder gesund und hoffe noch manchen braunen Fuder vor mir in die Ewigkeit zu spedieren.“

Tief erschrocken erwiderte ich:

„Es kann noch bis zum Abend anders werden, als es am Morgen war. Nehmen Sie sich in acht! . . .“

Doch fort war er. Er hörte mich nicht mehr. Sein nächstes Ziel war eine Trinkbude, dann die Kaserne. Der Unselige! Ich hatte bei meiner Warnung nicht im entferntesten daran gedacht, daß meine Worte sich

buchstäblich an ihm erfüllen würden. Aber so geschah es. Nur noch wenige Stunden waren ihm vergönnt. Eben in der Kaserne angelangt, stürzte er bewußtlos zu Boden. Man brachte ihn ins Lazarett zurück, das er am gleichen Morgen anscheinend gesund verlassen hatte. Noch lebte er, aber der nahende Tod hatte bereits seine Züge verändert. Noch einmal öffnete er die Augen, und als er seinen Freund Matthias erkannte, rief er im Tone höchster Verzweiflung:

„Matthias! — die Worte des Mannes sind wahr — aber für mich — ist es zu spät, — für immer zu spät! — Ich gehe verloren, — ewig verloren!“

Es waren seine letzten Worte. Wenige Augenblicke später gab er seinen Geist auf. Welch schreckliches Ende — das Ende eines Menschen, dem die Gnade und Liebe Gottes dringend vorgestellt worden waren, aber der nicht hatte hören wollen. Sich um Tod und Ewigkeit zu kümmern, war später noch Zeit, hatte er in Leichtsinne und Übermut gemeint. Er hatte sich getäuscht. Nachdem er die ihm gebotenen Gelegenheiten versäumt hatte, gab es keine mehr. Aufgeschoben bedeutete für ihn Aufgehoben, aufgehoben für immer.

Auf Matthias, der Zeuge davon gewesen war, wie sein Freund starb, hatten dessen letzte Worte: „Zu spät! — Verloren, ewig verloren!“ einen gewaltigen Eindruck gemacht. Als ich ihn das nächste Mal besuchte, bat er mich dringend, doch sogleich an seinen Freund Edmund, den dritten im Bunde, zu schreiben und ihn von dem schrecklichen Ereignis in Kenntnis zu setzen. Er selbst sagte mir vor, was ich schreiben sollte, und er beschwor seinen Freund geradezu, doch an seine Seele zu denken und am Kreuze Christi Zuflucht zu suchen. Mir selbst war es ein Herzensanliegen, daß

Gott diese Zeilen an dem Herzen des mir unbekanntem jungen Soldaten segnen möge. Soviel ich sagen kann, hat Matthias auf diesen Brief selbst keine Antwort erhalten. Seine Tage waren ebenfalls gezählt. Er lebte nur noch drei Wochen und litt schwer, behielt aber sein Bewußtsein bis ans Ende, so daß ich noch manches Wort mit ihm reden konnte. Ob er aber Christus wirklich im Glauben ergriffen hat, kann ich leider nicht bestimmt sagen. Der Tag wird es offenbar machen, ob er Frieden und Vergebung seiner Sünden in Christi Blut gefunden hat.

Wenige Wochen nach dem Tode von Matthias waren verfloßen. Da erhielt ich eines Abends den Besuch eines Soldaten, der mir mitteilte, daß soeben ein Kamerad von ihm, namens Edmund S., ins Lazarett eingeliefert worden sei und mich sehr um einen Besuch bitten lasse. Der neu Gefommene war in einem heftigen Kampf bei Kanpur schwer verwundet worden und war, wie sein Kamerad erzählte, infolge starken Blutverlustes recht schwach.

„Der Arzt sagt zwar“, fügte der junge Kriegsmann hinzu, „daß Edmund sich wieder erholen werde. Aber ich fürchte, er wird's nicht lange mehr machen. Er spricht die halbe Zeit vom Himmel und ist trotz aller Schmerzen so glücklich, daß man's einfach nicht begreifen kann.“

Mir klopfte das Herz vor Freude bei diesem Bericht. Ich war überzeugt, daß der Verwundete kein anderer war als der letzte der drei Freunde aus Irland. Schon am nächsten Morgen besuchte ich ihn. Bei meinem Eintritt richtete sich der Kranke auf seinem Lager in die Höhe, sah mich lange starr an und begann dann laut zu schluchzen. Die Tränen liefen ihm über die blei-

chen Wangen, und lange dauerte es, bis er sich beruhigt hatte. Dann nahm er meine Hand, preßte sie an seine Brust und sagte mit matter Stimme:

„Mein Gebet ist erhört. Wie habe ich gewünscht, Sie zu sehen! Denn nächst Gott verdanke ich Ihnen meine jetzige Freude, die alle Bitterkeit des Todes verdrängt hat. Mein Herz war so hart, wie es das Herz eines Sünders nur sein kann, bis ich Ihren lieben Brief empfing. Er wurde mir des Abends im Lager überreicht. Am Wachtfeuer habe ich ihn gelesen. Die Nachricht von dem schrecklichen Ende meines Freundes erschütterte mich tief. Kaum vermochte ich den Brief zu Ende zu lesen, und ich schäme mich nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich laut geweint und geschrieen habe. Meine Kameraden verstanden nicht, daß mich der Tod eines Freundes so erschüttern konnte. Sie suchten mich auf ihre Weise zu trösten, doch je mehr sie mir zusprachen, desto unglücklicher wurde ich. Sie wußten ja auch nicht, was mir allein helfen konnte. Ich mußte Jesus haben, Den kennen zu lernen ich bis dahin nie gewünscht hatte. Erst an diesem Abend fühlte ich meinen entsetzlichen Zustand. Ich wußte, ich war verloren, und Sie können mir glauben, daß ich in jener Nacht schreckliche Stunden verlebt habe. Kein Trost kam in meine Seele, kein Lichtstrahl durchdrang die Finsternis, in der ich mich befand. Und je öfter ich Ihren Brief las, in welchem Sie mir die Liebe des Herrn Jesus schilderten, desto schwerer drückten meine Sünden mich zu Boden. Am nächsten Tage ging ich zu einem Kameraden, der eine Bibel besaß. Ich bat ihn, sie mir zu leihen. Alle Stellen schlug ich nach, die Sie mir aufgeschrieben hatten, und jedes Wort wurde zu einem neuen Stachel für mein erwachtes Gewissen.

Denn wie konnte ich, nach einem Leben voller Sünden, noch Anspruch auf Liebe von seiten Gottes machen? Da fand ich die Stelle: „Denn Christus ist, da wir noch kraftlos waren, zur bestimmten Zeit für Gottlose gestorben. Denn kaum wird jemand für einen Gerechten sterben; denn für den Gütigen möchte vielleicht jemand zu sterben wagen. Gott aber erweist Seine Liebe gegen uns darin, daß Christus, da wir noch S ü n d e r waren, für uns gestorben ist.“ (Römer 5, 6—8.) Diese Stelle gab mir Mut, zu hoffen, daß auch für mich Verlorenen noch Rettung möglich sei, und ich ruhte nicht, bis ich sie auswendig wußte. Je länger ich über sie nachsann, desto größer erschien mir Gottes Liebe. Ich glaubte zuerst unter Zittern, aber dann schwand meine Furcht, und glücklichen Herzens konnte ich schließlich als sicher annehmen, daß der Herr auch meine Sünden auf dem Kreuze getragen und sie alle hinweggetan hatte — ja, a l l e , denn Sie hatten mir ja geschrieben, daß „das Blut des Sohnes Gottes von a l l e r Sünde reinigt“. Sehen Sie, deshalb wünschte ich, Sie zu sehen, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich von dem Herrn Jesus und in Ihm von Gott geliebt bin. Zugleich aber wollte ich Ihnen danken, daß Sie mich zu Gott geführt haben und das Mittel gewesen sind, daß mir ein so unaussprechliches Glück zuteil geworden ist. Nicht wahr? Sie werden mich jetzt auch häufiger besuchen, um mir aus dem teuren Worte Gottes vorzulesen. Ich selbst kann nicht mehr lesen. Meine Hände vermögen das kostbare Buch nicht zu halten. Und ich habe doch noch so viel zu lernen, ehe ich zu Ihm gehen darf. Die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, möchte ich gern ausnutzen. Wollen Sie kommen, mein lieber, lieber Freund?“

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich mit Freuden bereit erklärte, den Wunsch des Sterbenden — denn daß er das war, schien mir vom ersten Augenblick an gewiß — zu erfüllen. Jeden Morgen eilte ich, sobald es meine Arbeit erlaubte, ins Lazarett. Es war eine Freude, zu sehen, wie der glückliche Mann sich seinem Heiland immer enger anschloß. Sein Mund strömte über von Lob und Anbetung. Eines Morgens rief er mir entgegen:

„Gestern las ich in der Schrift, die Sie mir gegeben haben, die Worte: „Die Liebe Christi zwingt uns, zu Ihm zu kommen“. Wie wahr ist diese Bemerkung! O ich kann keine Worte finden, um diese Liebe zu beschreiben. Ich kann sie nicht fassen, denn je mehr ich sie betrachte, desto größer und unendlicher erscheint sie mir. Aber ich bin auf dem Wege, Jesus zu sehen. Bald werde ich mehr von Ihm kennen lernen und in dem Hause des Vaters droben Seine Liebe ganz verstehen.“

Als ich an einem Sonntagmorgen bei ihm saß, sagte er unter anderem:

„Bald, lieber Freund, bin ich bei Jesus. Bald lande ich in dem Hafen der ewigen, glückseligen Ruhe. Bitte, lesen Sie ein Wort, das von dem Ende meiner Reise redet!“

Ich las daraufhin die Abschiedsworte Jesu an Seine Jünger:

„In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen; wenn es nicht so wäre, würde ich es euch gesagt haben; denn ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingehere und euch eine Stätte bereite, so komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, auf daß, wo ich bin, auch ihr seiet.“

Hier unterbrach er mich mit den Worten:

„Ja, ja, so ist es, teurer Herr! Auch für mich hast Du eine Stätte droben bereitet. Bald werde ich bei Dir sein. Herr Jesus, ich sehne mich nach Dir. Mein Auge erhebt sich zu Dir. Du hast mich errettet. Du hast mich um den teuren Preis Deines kostbaren Blutes erkaufte. Bald werde ich bei Dir sein, bald Dich schauen in den herrlichen Wohnungen des Vaterhauses.“

Es war rührend, diesem Jüngling zuzuhören, der nicht lange vorher voller Hoffnungen in ein fernes Land gezogen war und nun schon am Ende seines kurzen Lebens stand. Statt Enttäuschungen gab es nur Freude über Freude für ihn. Er fiel dann in einen tiefen Schlummer, der beinahe den ganzen Tag anhielt — ein sicheres Zeichen, daß das Ende nahte. Es kam bereits in der gleichen Nacht. Ich saß an seinem Bett. Seine Kräfte schwanden zusehends, aber aus den bleichen Zügen sprachen auch jetzt nur Freude und Friede. Als er eine Anstrengung machte, zu sprechen, beugte ich mich über ihn. Mit schon gebrochener Stimme flüsterte er:

„Ich gehe jetzt zum Herrn, — um droben — ein ewiges Loblied anzustimmen. Mein Sabbath — begann auf Erden. Ich werde ihn fortsetzen — im Himmel. Nochmals danke ich Ihnen, — teurer Freund, — daß Sie mich — zur Quelle des Heils — geleitet haben. — Sie haben eine Seele — vom Tode errettet. — Der Herr wird's — Ihnen lohnen.“

Erschöpft hielt er inne. Nur seine Lippen bewegten sich betend. Dann murmelte er die Worte eines Liedes vor sich hin, das ich dem auf Matthias' Veranlassung an ihn gerichteten Brief beigelegt hatte:

Nur Deine Liebe, o Heiland, allein
 Befriedigt und stillt das Herz.
 Sie lockt den Sünder und wäscht ihn ganz rein,
 Gibt Frieden in Not und in Schmerz.

Während er noch diese Worte fast unhörbar flüsterte, verbreitete sich eine fast durchsichtige Blässe über sein Gesicht. Der Engel des Todes nahte. Starr blickte der Sterbende mich an. Ich ergriff seine erkaltende Hand und fragte:

„Edmund, sind Sie glücklich?“

Da überzog seine Züge wieder das mir so gut bekannte freudige Lächeln, und mit letzter Anstrengung stieß er die Worte hervor:

„Glücklich — glücklich! — Jesus — hat — meinen Wunsch — erfüllt — —“.

Mehr verstand ich nicht. Die Lippen schlossen sich für diese Erde. Fast unmerklich ging der Todeskampf vorüber, und die befreite Seele schwang sich auf zu den Höhen des ewigen Lichts.

Meine Erzählung ist beendet. Wie verschieden war das Ende der drei Freunde! Der eine schied mit dem schrecklichen Schrei: „Zu spät! zu spät!“ aus dieser Welt. Der andere ging hinüber, und zwar, wie ich fürchte, ohne die völlige Gewißheit seiner Errettung zu besitzen, und der dritte entschlief sanft und ruhig in Jesus, triumphierend über den Tod und den, der die Macht des Todes hat. Wirklich, so zu sterben, ist Gewinn.

Eine traurige Geschichte — denkt vielleicht der eine und andere Leser. Ja, menschlich betrachtet, ist es so. Von den Erwartungen dieser drei Freunde hatte sich keine erfüllt. Aber ist das nicht die Regel im Leben? Kehren nicht die meisten, die mit hoch geschwell-

ten Segeln ins Leben hinauszogen, mit gebrochenem Mast zurück? So stellt unsere Geschichte keinen Ausnahmefall dar. Und hat Edmund auf seinem Wege nicht mehr gefunden als alle Reichtümer der Welt? Ist er deswegen nicht zu beneiden? Und wenn seine Erfahrung sowie das Erleben seiner beiden Kameraden die eine und andere Seele dahin bringen sollte, das Trügerische aller irdischen Hoffnungen zu erkennen und, statt auf sie zu bauen, das ewige Leben zu ergreifen, so ist die „traurige“ Geschichte der drei Kriegskameraden nicht umsonst mitgeteilt.

Das Zeugnis des Kapuzinermonchs

Thomas wurde in den ersten Jahren seines Lebens von einer Tante aufgezogen, da seine Mutter kurz nach seiner Geburt gestorben war. Die Tante war eine fromme Frau, die gern Gottes Wort las, da sie gelernt hatte, Christus als ihren Herrn und Erlöser zu lieben. Ihr Pflegekind von Jugend an mit den Geschichten und Unterweisungen der Bibel bekannt zu machen, war ihr eine gern geübte Gewohnheit. Mit besonderer Vorliebe erzählte sie Thomas von Jesus, dem Sohne Gottes und Heiland der Menschen.

Da der Vater des kleinen Knaben mit der Zeit infolge Arbeitslosigkeit in schwierige Umstände geriet, ging die Familie auseinander, und Thomas kam im Alter von neun Jahren zu seiner Großmutter, die in einem anderen Dorfe wohnte. Hier mußte er neben der Schule das Vieh hüten und zugleich allerlei Dienste für den Pastor verrichten. In dieser Zeit stieg die

Frage in ihm auf, was wohl aus ihm werden würde, wenn er sterben müßte. Es war ihm, so jung er war, klar geworden — wie, weiß ich nicht —, daß Gott ein heiliger Gott ist, und daß er einmal vor Ihm zu erscheinen habe. Er beichtete seine Sünden dem Pastor, sagte die ihm aufgelegten Gebete getreulich her und unterwarf sich willig jeder Bußübung. Aber ruhiger wurde er dadurch nicht. Zugleich machte er die Entdeckung, daß seine Gedanken oft mitten im Gebet auf ganz andere, weltliche Dinge gerichtet wurden, und daß er trotz allen Betens vom Sündigen nicht loskam. Schließlich kam er auf den Einfall, das Klosterleben könne ihm vielleicht helfen, denn wenn es einen Ort auf Erden gab, wo das Weltgetriebe mit seiner Lust und Sünde keinen Eingang fand, so mußte es doch das stille, friedenerfüllte Kloster sein.

Seine Freude war deshalb groß, als er mit einem Klostermann bekannt wurde. Das geschah während einer längeren Abwesenheit des Pastors. In dieser Zeit versah ein Kapuzinermönch dessen Amtspflichten. Pater Kaver war ein bejahrter Mann von ehrwürdigem Äußeren, freundlich und zuvorkommend, zugleich ein guter Redner. Da er körperlich schwach war, wurde es für ratsam gehalten, ihn nicht in dem zwar geräumigen, aber unfreundlichen Pfarrhause, sondern in einem Privathause unterzubringen, in dem Gedanken, daß er dort auch sorgfältigere Pflege finden möchte. Auf diese Weise kam er in das Haus der Großmutter von Thomas. Hier genoß er viel Liebe, und besonders Thomas freundete sich mit ihm an, da sich der Mönch als ein rechter Freund der Jugend erwies.

Eines Tages machte Pater Kaver einen Gang ins Kloster, um sich dort einige Bücher zu holen. Tho-

mas durfte ihn zu seiner Freude begleiten. Endlich wurde so seines Herzens Wunsch erfüllt, eine so heilige Stätte kennen zu lernen. Aber seine Freude wich der Enttäuschung. Er fand nicht, was er erwartet hatte. Das weitläufige Gebäude mit langen Gängen, deren Wände mit Abbildungen aus dem Leben des Stifters des Ordens geschmückt waren, umschloß einen prächtigen Garten mit den schönsten Blumen, Gemüsen und Früchten, wie er kaum je einen in der bunten Welt draußen gesehen hatte, und neben dem Garten befand sich eine Kegelbahn zum Zeitvertreib für die Mönche. Im Vorübergehen bemerkte er auch durch die offenstehende Tür einer Zelle drei Mönche, die lachend und plaudernd um einen Tisch saßen und Karten spielten.

Auf dem Rückwege machten der Mönch und sein junger Begleiter einen Augenblick Halt auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes. Thomas war durch das Gesehene so niedergedrückt, daß er es nicht verbergen konnte. Der Pater, dem das gedrückte Wesen des Jungen auffiel, fragte ihn freundlich, was ihm fehle. Durch den herzlichen Ton der Frage ermutigt, schüttete Thomas sein Herz vor dem aufmerksam horchenden Mönche aus. Er erzählte ihm von seinen Gewissensnöten und Kämpfen, von seiner Unruhe und Angst und gestand ihm, daß trotz aller Anstrengungen, die Gebote Gottes zu befolgen und seine religiösen Pflichten gegen die heilige Kirche zu erfüllen, kein Friede in seine Seele einkehren wolle. Dazu sei er oft so zerstreut, daß ihm bei seinen Gebetsübungen häufig die törichtesten Dinge in den Kopf kämen, weshalb er schon manchmal gedacht habe, das einzige, was ihm übrigbleibe, sei, das Leben mit seinen Verführun-



gen zu fliehen und in ein Kloster zu gehen. Aber würde das Klosterleben ihm wirklich helfen können? Er schloß sein Bekenntnis mit den Worten:

„Ich würde gern alles darum geben, wenn ich werden könnte wie Sie, Ehrwürden.“

Der Kapuziner schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Auf diesem Wege kommst du nicht zum Ziel, mein Junge. Glaube mir, weder das priesterliche Gewand, noch Bußübungen, ja, noch so strenge Kastei-

ungen können dich aus dem Zustand erlösen, in welchem du dich befindest. Sie können dir nicht einmal Erleichterung geben. Das Herz des Menschen ist böse und unverbesserlich schlecht, und seine Natur verändert sich niemals. Nur Jesus kann dir helfen, nur das Blut Christi dich reinigen. Außer Christus gibt es kein Heil. Aber in Ihm ist Vergebung der Sünden und ewiger Friede zu finden, denn Er selbst hat das Sühnungswerk für verlorene Sünder vollbracht.“

„Aber, Ehrwürden“, rief Thomas verwundert, „wenn das so ist, wie kommt es dann, daß Sie Mönch geworden sind?“

„Ich bin es aus dem gleichen Bedürfnis heraus geworden, das du jetzt hast. Aber nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, kann ich dir nicht dazu raten, denselben Schritt zu tun.“

„Dann, bitte, Ehrwürden, erlauben Sie mir noch eine andere Frage. Sie sagten eben, nur das Blut Christi könne mich reinigen, und bei Ihm allein sei Vergebung der Sünden und ewiger Friede zu finden. Ist es denn nicht durch das Opfer der heiligen Messe, daß wir unter die Verdienste des Opfertodes Christi gebracht werden? So lehrt doch unsere Kirche.“

„Ja, es ist wahr, die Kirche lehrt so, und ich möchte auch dein Vertrauen in das, was die Kirche sagt, nicht erschüttern. Du darfst jedoch die Autorität der Kirche nicht über die des Wortes Gottes stellen. Glaubst du nicht, daß Gott, der Vater, die Verdienste Seines geliebten Sohnes anrechnen kann, wem Er will?“

„Ja, das glaube ich. Aber wie kann ich wissen, daß Gott sie mir anrechnet?“

„Ich sage dir“, entgegnete der Kapuziner, „und das ist der einzige Rat, den ich dir geben kann: Untersuche die Schrift! Lies Gottes Wort! In Joh. 3, 8 steht geschrieben: „Der Wind weht, wo er will, und du hörst sein Sausen, aber du weißt nicht, woher er kommt, und wohin er geht; also ist jeder, der aus dem Geiste geboren ist“. Ich möchte dir jetzt nichts weiter sagen. Nur handle nicht in Übereilung, sondern **u n t e r s u c h e!**“

Damit erhob sich der Mönch, und beide gingen schweigend heimwärts. Thomas hätte gern noch das eine und andere gefragt, aber er wagte es nicht, weil Pater Faver, wie es schien, den Gegenstand nicht weiter zu behandeln wünschte. Nicht lange danach wurde der Pater ernstlich krank und kehrte zum Leidwesen unseres Thomas ins Kloster zurück.

Unser junger Freund weidete nach wie vor seine Herde. Dabei hatte er viel Gelegenheit, über das Gehörte nachzudenken. Es brachte ihn für den Augenblick von dem Entschluß zurück, ins Kloster zu gehen. Zugleich hatte es einen schwachen Hoffnungsstrahl in seinem Herzen entfacht. Wenn er doch nur mehr über diese Dinge hätte hören können! Er verlangte so sehr nach Frieden. Der Pater, so überlegte er, hat geredet nach dem Maß der Erkenntnis, die er von diesen Dingen hat, oder, wenn er mehr weiß, so hat er aus Furcht nicht mehr gesagt. Thomas war noch jung, aber sein Verstand war früh gereift, und er begriff sehr wohl den Unterschied zwischen den Worten des alten Mönchs und den Lehren der Kirche.

So vergingen zwei Jahre. Da verließ Thomas seine Großmutter und trat bei einem Hufschmied in die Lehre. Hier traf ihn nach einiger Zeit ein schweres

Unglück. Beim Beschlagen eines wilden Pferdes wurde er von dem unruhigen Tier so unglücklich auf den Fuß getreten, daß er lange unter vielen Schmerzen daniederlag und endlich ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Seine Tante, die ihn dort besuchte, gab ihm ein Neues Testament und forderte ihn auf, fleißig darin zu lesen. Nicht lange nachher kam auch der Pastor. Als dieser das Testament erblickte, fragte er, von wem er das Buch bekommen habe. Thomas dachte nichts Böses und erwiderte der Wahrheit gemäß, seine Tante habe es ihm mitgebracht. Das hätte er besser nicht getan, denn der Pastor nahm ohne weiteres das Testament an sich, brachte es dem Mann der gläubigen Frau und riet ihm ernstlich, diese sofort in ein katholisches Stift zu bringen, da ihr Seelenheil gefährdet sei. Trotz des entschiedenen Widerspruchs der Frau wurde dieser Rat befolgt.

Unterdes verschlimmerte sich der Zustand von Thomas von Tag zu Tag. Schließlich erklärten die Ärzte, es sei nichts mehr zu machen; das Bein müsse abgenommen werden. Wie niederschmetternd dieser Bescheid für den armen Jungen war, bedarf keiner Erklärung. Noch so jung, und schon ein Krüppel! Doch schlimmer als alles andere war ihm der Gedanke, die Operation möchte tödlich verlaufen. Auf seinen dringenden Wunsch versah ihn der Priester mit den Sterbesakramenten. Ach, sie gaben ihm keine Ruhe. Kein Friede erfüllte sein banges Herz im Blick auf das, was vor ihm lag.

Der gefürchtete Tag der Operation kam und ging glücklich vorüber. Nach zwei Monaten war Thomas imstande, mit Hilfe von Krücken das Krankenhaus zu verlassen. Die Todesgefahr bestand nun zwar nicht

mehr, aber die innere Unruhe war geblieben. Jede Nacht brachte Thomas mehrere Stunden im Gebet zu, krampfhaft ein Kreuzifix in der Hand haltend, das er immer wieder küßte. Auf Anraten des Priesters unternahm er auch eine Wallfahrt nach einem Ort, an dem sich ein berühmtes Marienbild befand. Aber er fühlte sich immer elender und unglücklicher.

Eines Tages sah er ein Bild, das die Unterschrift trug: „Es ist in keinem Andern das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apost. 4, 12.) Dieses Wort traf ihn bis ins Innerste. Tagelang dachte er darüber nach, begann auch, wieder etwas hoffnungsvoller in die Zukunft zu schauen. Nur konnte er durchaus nicht begreifen, wie er durch einen a n d e r e n errettet werden sollte. In seiner Verlegenheit nahm er aufs neue seine Zuflucht zum Priester, bei dem er schon oft Rat gesucht hatte. Aber er fand die ersehnte Hilfe nicht.

Da er infolge des Verlustes seines Beines sein altes Handwerk nicht mehr ausüben konnte, erlernte er die Schneiderei. In seiner freien Zeit las er zwölf Bände „Heiligen=Legenden“. Dieser Lesestoff weckte aufs neue den Wunsch in ihm, Mönch zu werden, und er würde diesem Gedanken auch wohl die Tat haben folgen lassen, wenn die Umstände ihn nicht daran gehindert hätten.

Um sich in seinem neuen Beruf noch besser auszubilden, siedelte Thomas nach einiger Zeit in ein anderes Dorf über. Es war ein Wallfahrtsort, und gerade als er eintraf, kam eine Menge Wallfahrer an, die zu einem in der dortigen Kirche aufgestellten „wunder=tätigen“ Kreuzifix pilgerten. Er schloß sich den Wall=

fahren an. Die Kirche war gedrängt voll. Doch wer beschreibt sein freudiges Erstaunen, als er seinen alten Freund, den Pater Kaver, auf der Kanzel erblickte! Der Kapuziner hielt eine ergreifende Ansprache, erwähnte aber zu vieler Erstaunen in seiner Predigt das berühmte Kreuzifix mit keinem Wort, sondern sprach nur über das vollbrachte Werk Christi. Am Schluß rief er laut:

„Auf dem Kreuze zu Golgatha hat unser Herr und Heiland, der Sohn Gottes, bewiesen, wie lieb Er uns hat. Dort hat Er den Kelch des Jornes getrunken. Und an dem Fuße dieses Kreuzes ist der Platz, wo der schuldige Sünder Vergebung, der verlorene Sünder Erlösung und der tote Sünder Leben findet. Amen.“

Daß diese Worte aufs neue tiefen Eindruck auf unseren Freund machten, können wir gut verstehen. Er bewahrte und bewegte sie in seinem Herzen. Nicht lange nachher zog er in ein protestantisches Dorf, und hier kam er, wenige Tage nach seiner Ankunft, mit zwei Männern in Berührung, von denen der eine ein wahrhaft gläubiger Christ war. Wiederholt sprach Thomas mit diesem über das, was seine Seele erfüllte, und der andere wurde nicht müde, ihm den einfachen Heilsweg Gottes schlicht und klar auszulegen. Bei einer Unterhaltung führte der Gläubige die bekannte, so unendlich wichtige Stelle an: „Mit e i n e m Opfer hat Er auf immerdar vollkommen gemacht, die geheiligt werden“. (Hebr. 10, 14.) Thomas griff die Worte auf und bat um nähere Erklärung. Und als ihm diese in einfacher, überzeugender Weise gegeben wurde, begann es endlich licht zu werden in seiner umnachteten Seele. Nach langen traurigen Jahren fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Mit einemmal

erkannte er den Wert des kostbaren Blutes Christi und die Bedeutung Seines Werkes. Belehrt durch den Heiligen Geist, lernte er verstehen, daß das Werk Christi Gott vollkommen befriedigt und verherrlicht hat, aber auch, daß nur dieses Werk allein Gott zu befriedigen vermochte. In einfältigem Glauben empfing er die Vergebung seiner Sünden „um Seines Namens willen“ (1. Joh. 2, 12) und fand in Jesu Frieden mit Gott. Die dunkle Nacht des Zweifels und der Furcht war vorüber und der helle Tag der Sicherheit und Freude in Christo angebrochen. Jubelnd pries er seinen Erretter, der ihn nicht nur von der schweren Last seiner Sünden, sondern auch von dem drückenden Joch der Werkgerechtigkeit befreit hatte. — —

Wieder waren mehrere Jahre vergangen, Jahre, in denen Thomas immer besser die Wahrheit des Wortes erkannt hatte, daß „in keinem Anderen das Heil ist“. Da erhielt er eines Tages den Besuch seines Vaters, den er lange nicht gesehen hatte. Das Wiedersehen war herzlich. Die Freude erreichte aber den Gipfelpunkt, als Thomas aus dem Munde des Vaters die Kunde vernehmen durfte, daß auch er seinen Heiland gefunden habe und glücklich sei im Glauben an das auf Golgatha vollbrachte Werk.

Doch wie war dies gekommen?

Thomas' Vater war Eisenbahnbeamter und für eine Zeitlang mit anderen Beamten an dem Bau einer neuen Linie beschäftigt. Diese führte an einem Kloster vorbei. Eines Mittags, an einem besonders heißen Tage, hatte er mit einigen seiner Kollegen in dem Kloster Schutz vor der brennenden Sonnenglut gesucht und war von dem Prior freundlich zum Mittagessen ein-

geladen worden. Unter den Mönchen fiel den Gästen besonders einer auf durch sein ehrwürdiges Aussehen. Es war ein sehr alter Mann mit schneeweißem Haar und milden Zügen. Nach dem Mahle trat der Alte auf Thomas' Vater zu, und dieser war nicht wenig erstaunt, als er in dem Greise Pater Faver erkannte. Freundlich lud derselbe seinen alten Bekannten zu einem Spaziergang im Klostergarten ein. Hier erzählte er ihm, daß er zur Strafe in dieses Kloster versetzt worden sei, weil er öffentlich den Weg des Heils verkündigt hatte. „Doch nichts und niemand“, schloß er, „kann mir meine Freude in Christus rauben, und bald, bald werde ich Ihn sehen.“ Als sein Zuhörer ihm dann von Thomas erzählte, und er aus seinen Worten merkte, daß er sich wahrhaft zum Herrn befehrt hatte, war seine Freude groß, und er drückte den Wunsch aus, daß auch der Vater bald derselben Gnade teilhaftig werden möchte.

Die Unterhaltung mit dem greisen Mönch hatte einen nachhaltigen Eindruck auf den Vater gemacht. Er hatte das Gehörte nicht vergessen können, und endlich, nach vielen Zweifeln und Kämpfen, war er ebenfalls seiner Errettung gewiß geworden.

Der feste Halt

Ein Professor an der Kunstakademie in Petersburg wollte nicht glauben, daß es einen Gott gebe, der ihn mit Vaterliebe suche, ja, der sich überhaupt um ihn kümmere. Aber trotzdem hielt er gute Freundschaft mit dem Pfarrer der kleinen Stadt, in der seine Familie lebte. Die beiden unterhielten sich oft

über die Fragen: Woher kommt der Mensch? Wohin geht er? Wer wohnt über den Sternen? Gibt es einen Gott?

Als einst wieder die Ferien begannen, reiste der Professor zu seiner Familie. Dabei mußte er über einen zehn Kilometer breiten Sund setzen, der zugefroren war.

Die Fährleute erklärten eine Überfahrt für zu gefährlich, da das starke Eis bereits einmal durch einen Sturm zerrissen worden und die Schollen noch nicht recht zusammengefroren seien.

„Dummheiten!“ meinte der Professor, „ich bin noch jedes Jahr hinübergekommen. Vorwärts! Ich zahle hundert Franken.“

Das Geld lockte. Zwei Führer waren bereit, mit ihm zu gehen. Der eine ging voran und prüfte mit dem Bootshaken vorsichtig das Eis; der andere ging mit dem Gepäck einige Schritte hinter dem Professor her.

Als sie in der Mitte des Sundes waren, erhob sich plötzlich der Sturm wieder. Es krachte ab und zu wie ein Schuß. Plötzlich spaltete sich das Eis. Ein breiter Riß trennte den Professor von seinem vorausgehenden Führer, und wie er sich umkehrte, sah er den anderen dem Lande zueilen, denn überall klappten breite Spalten im Eise.

Da stand der einsame Mann auf einer Eisscholle, die langsam abbröckelnd dem offenen Meere zutrieb. Durch Umhergehen auf seiner kleinen Eisinsel konnte er sich notdürftig warm halten. Aber von Minute zu Minute wurde es dunkler. Die Nacht brach herein. Da wurde über die Hälfte von seiner Eisscholle abgerissen. In wenig Augenblicken schien er verloren. In

dieser Not fielen ihm die Worte des Pfarrers ein, die er ihm einmal gesagt hatte: „Wenn erst die dunklen Todesfluten um Ihre Füße spielen, dann werden Sie glauben können. Dann beten Sie zum Heiland.“ Und in seiner hoffnungslosen Lage kniete er auf dem Eise nieder und faltete die Hände. Aber er konnte nicht beten. Er hatte es ja seit seiner Kindheit nicht mehr getan. Nichts fiel ihm ein als das kleine Tischgebet, das er als Kind täglich hatte sprechen müssen: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheret hast!“ Kaum hatte er die Worte gesagt, die doch für seine Lage so unpassend wie möglich schienen, da ging's ihm wie ein Blitz durchs Herz:

„Das hat Gott mir beschert, damit ich heute zum Glauben komme. Also liebt Er mich und denkt an mich.“

Inzwischen war es ganz finster geworden. Da hörte er plötzlich hinter sich rufen. Wie er sich umwandte, sah er ein Boot herankommen, in welchem jemand eine Fackel schwenkte. Der Fährmann hatte Hilfe vom Ufer geholt. Der Professor war gerettet.

Als er heimkam, war sein erster Gang zu dem alten Pfarrer, um ihm zu erzählen, was Gott an ihm getan hatte. Alle seine Zweifel waren zerronnen wie Nebel vor der Sonne. Er bewies fortan durch einen gottesfürchtigen Lebenswandel, daß jene Stunde eine vollkommene Umänderung seines Lebens bewirkt hatte.

Schon zur Zeit Davids gab es Toren, die in ihrem Herzen sprachen: „Es ist kein Gott“. Heute, nach nahezu dreitausend Jahren, bringt man diese Torheit oft genug in öffentlichen Versammlungen zum Ausdruck. Aber wie mancher Gottesleugner hat,

wie dieser Professor in seiner Todesnot, als die Todesfluten über ihm zusammenschlugen, noch beten gelernt. Für ein anklagendes Gewissen hat die Weisheit dieser Welt noch kein Heilmittel gefunden.

In einer großen Volksversammlung in Westfalen erzählte der Redner folgendes:

Ein Arbeiter trat vor nicht langer Zeit mit seiner Frau und seinen vier Kindern aus der Kirche aus. Da wurde der kräftige Mann plötzlich aufs Krankenbett gelegt. In kurzer Zeit erreichte das Leiden einen bedenklichen Höhepunkt. „Frau“, sagte der Mann eines Morgens um vier Uhr, „laß den Pfarrer holen.“ Die Frau schrak zusammen. Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Du meinst wohl, ich soll zum Doktor gehen“, entgegnete sie schließlich. „Ich sage dir, laß den Pfarrer holen; ich muß in kurzer Zeit sterben“, antwortete der Kranke mit Nachdruck.

Die Todesangst des Mannes und das Erstaunen über seinen Wunsch ließen die Frau kaum zu Worte kommen. Nach minutenlanger Pause erwiderte sie: „Wie kann ich denn zum Pfarrer gehen? Du, ich, die Kinder, wir alle sind ja aus der Kirche ausgetreten. Zu uns kommt kein Pfarrer mehr.“ Da richtete sich der Kranke mühsam im Bett auf: „O Frau, rede nicht mehr, laß den Pfarrer holen! Ich sage dir, ich muß sterben.“ Als hätte er die letzte Kraft zur Äußerung seines Wunsches nötig gehabt, fiel der Mann erschöpft auf sein Lager zurück. Da sie niemand hatte, der ihr den Gang zum Pfarrer abnehmen konnte, eilte sie selbst zu ihm. „Kommen Sie doch zu meinem Mann, der nicht sterben kann, ehe er Sie gesehen hat!“ So bat die Frau den Pfarrer, der sogleich den Wunsch des Sterbenden erfüllte und zu ihm eilte.

Morgens um fünf Uhr stand der Pfarrer am Krankenbett des Arbeiters. Viel konnte der innerlich zerbrochene Mann nicht reden. „Beten Sie mit mir!“ war seine Bitte. „Es gibt doch eine Ewigkeit“, setzte er hinzu. „Man hat mich belogen. Der Tod hat mir die Wahrheit gesagt.“ Nachdem der Pfarrer seine Bitte erfüllt hatte, ließ der Sterbende Frau und Kinder zu sich kommen. „Es gibt eine Ewigkeit“, so bezeugte er seiner Familie, die er auf falsche Wege geleitet hatte. „Es gibt eine Ewigkeit, mein Sohn“, wandte er sich an seinen Ältesten, der schon im Jünglingsalter stand, und bat ihn, von dem falschen Wege umzukehren. Der Sohn schien widerwillig. Da wandte sich der Vater noch einmal mit dem Ton heißen Flehens an sein Kind: „Mein Sohn, laß dir von deinem sterbenden Vater sagen: Es gibt eine Ewigkeit. Kehre um und wandle in den Wegen Gottes.“ Die kleineren Kinder aber und die Frau bat er aufs dringendste, was ihnen auch begegnen möge, und was die Leute reden möchten, doch ja anders zu leben, als er ihnen vorgelebt habe, denn: „Es gibt eine Ewigkeit!“

Anderen Tags brachte die gebeugte Frau dem Pfarrer die Todesanzeige. Dabei sprach sie den Wunsch aus, mit den Ihrigen wieder zur Kirche zurückzukehren.

Es gibt eine Ewigkeit! Diese Wahrheit haben schon viele, die im Leben Gott, Ewigkeit und Gericht leugneten, in der Todesstunde erkannt. Der Mensch braucht einen Halt, der sich in den schwierigen Lagen des Lebens bewährt, der in Kummer und Schmerzen, in Enttäuschungen und allen Nöten, ja, auch in der Sterbestunde die Probe aushält. Diesen Halt haben wir in dem Evangelium von Jesus Chri-

stus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Denn dieses Evangelium ist eine Kraft Gottes, zum Heil jedem Glaubenden.

Georg Sillwood lebte in Keswick (England). Viele Jahre lang lag er krank, und in den letzten Jahren waren seine Schmerzen fast unerträglich. Ein Mann, der das Dasein Gottes und des Heilands leugnete, sandte an Sillwood eine Schmähschrift, betitelt:

„Wer war Jesus?“

Als Antwort schrieb Sillwood:

„Ich habe nicht die Kraft, auf alles in dieser Schrift über Jesus Gesagte einzugehen; ich kann selbst nicht einmal genügend die Frage beantworten: Wer war Er? Dennoch aber möchte ich Ihnen in aller Einfachheit sagen, was Er mir jetzt ist, da ich auf diesem Krankenbett liege.

„Ich mache die Erfahrung, daß Er mich inmitten von Angst und Leiden, die ohne Ihn unerträglich sein würden, trösten, aufrechterhalten und bewahren kann. Durch Nächte der Schlaflosigkeit und Tage der Schmerzen hindurch ist Er immer bei mir als mein lieber, gegenwärtiger Heiland, als „Einer, der liebt und anhänglicher ist als ein Bruder“. Er ist mir so nah, so köstlich, daß das, was sonst Finsternis sein würde, Licht ist. Ja, ich kann Ihm vertrauen und mich darin freuen. Seine Gegenwart, Seine Liebe, Er selbst sind für mich jetzt keine Rätsel mehr, sondern lebendige Wirklichkeiten. In den Tagen der Gesundheit und des Schaffens habe ich gefunden, daß Er das ist, was Er von sich sagt. Und jetzt in Krankheit und Hilflosigkeit erfahre ich mehr denn je Seine Realität.

„Darf ich eine Frage an Sie stellen als Antwort auf die Ihrige? Sind Sie je in meiner Lage gewesen,

mit nur einem Schritt zwischen sich und der Ewigkeit? Wenn dem also ist, fanden Sie in Ihrem Glauben jenen Trost, jene Freude und Ruhe, die ich jetzt in Jesus finde? Sie möchten mich bewegen, das aufzugeben, was das Leben in meinem Leben, das Licht meiner Finsternis, die Freude in meinen Leiden ist. Aber was wollen Sie mir statt dessen geben? Ich kann Ihnen nicht einmal sagen, was ich empfinde, was Jesus jetzt für mich ist. Keine Worte können es ausdrücken, und niemand kann es verstehen als diejenigen, die Ihn als ihren persönlichen Freund kennen. Eins aber finde ich, daß mein „System“, welches Jesus ist, die Probe von Schmerzen, Kummer und Enttäuschung aushalten kann, und daß sogar die Nähe des Todes nichts weiter bewirkt, als dieses System in seiner Realität und seinem Wert zu verstärken und zu erhöhen. Können Sie dasselbe von dem Ihrigen sagen?“

Der Unglaube hat dem Professor keinen Halt in der Stunde des Todes gegeben. Der Arbeiter gewann in den umstürzlerischen Lehren der Partei, der er sich verschrieben hatte, nicht den Halt, den jeder braucht, wenn er an den Pforten der Ewigkeit steht. Beide aber fanden ihn in den Wahrheiten des Evangeliums, in der Person unseres Herrn Jesus Christus. Das ist der Felsengrund, der feststeht, wenn die Gewässer der Todesnot wie dunkle Fluten an uns emporrauschen. Er ist die Hoffnung, wenn wir in den letzten Stunden nichts sehen als das Nichts unseres Lebens, und uns keine eigene Leistung, kein eigenes Werk den Eingang ins Paradies erschließen. Er ist unser Trost, wenn alles andere versagt. Er ist es, der uns die jubelnde Gewißheit unserer Erlösung, die jauchzende Freude

unserer Seligkeit ins Herz legt, so daß wir singen können:

Nun, so will ich wallen meinen Pfad dahin,
 Bis die Glocken schallen und daheim ich bin.
 Dann mit neuem Singen jauchz' ich froh Dir zu:
 Nichts hab' ich zu bringen; alles, Herr, bist Du!

Aber es wäre falsch, anzunehmen, daß nur Todesnot und Todespein uns zu der Erkenntnis des Heils in Jesus Christus bringen sollten. Nicht erst dann, wenn der Lebensweg in rasendem Tempo und in verzehrender Unsicherheit einem unbekanntem Ziele entgegenraßt, sollten wir die Notbremse des letzten Gebetsseufzers ziehen, damit gerade noch die Weiche herumgeworfen werde und uns auf das rechte Geleise bringe. Die Erfahrung beweist, daß es dann oft genug zu spät ist. Nein, wo immer uns das Wort Gottes ruft, sei es im Lenz oder im Mittag unseres Lebens, sollten wir Ihm gehorchen und zu Ihm kommen. Ja, Ihm gehorchen. Freilich muß uns alles gegeben werden. Alles kommt von der Gnade Gottes, die „erschienen ist, heilbringend für alle Menschen“. Aber an uns ist es, von dieser Gnade Gebrauch zu machen, zu Jesus zu gehen. Und haben wir dann diese Gnade ergriffen, so unterweist sie uns, was wir tun sollen. (Vergl. Tit. 2, 11—14.) Unser Leben sollte alsdann Ihm gehören. Unsere Arbeit sollte in Seinem Namen und zu Seiner Ehre geschehen. Er will das Muster sein, das wir hineinweben dürfen in all unser Leben und Wesen. Er will der Inhalt sein, der unser Herz erfüllt. Nachdem Er uns Sich selbst als Eigentumsvolk gereinigt hat, ist es unsere Sache, „eifrig zu sein in guten Werken“.

Aus „Wegweiser zur Heimat“

Mohammed oder Christus?

1.

In den sogenannten Türkenkriegen, die wegen der in ihnen verübten Grausamkeiten bis in die neueste Zeit hinein sprichwörtlich gewesen sind, gelang es den wilden und fanatischen Anhängern des falschen Propheten zweimal, bis nach Wien vorzudringen und die Stadt einzuschließen. Aber beide Male mußten sie wieder abziehen, ohne ihr Ziel, die Eroberung Wiens, erreicht zu haben. In den blutigen Kämpfen, die jahrzehntelang währten, starb mancher deutsche Mann unter den Streichen der krummen Türkenäbel. Die Unbarmherzigkeit der Kriegsführung erklärt sich wohl am besten aus der Tatsache, daß die Anhänger Mohammeds meinten, Allah und ihrem Propheten einen Dienst zu tun, wenn sie die Ungläubigen, d. h. alle Nicht-Mohammedaner, vom Erdboden vertilgten, sofern es ihnen nicht gelang, sie zur Annahme ihrer falschen Religion zu bewegen.

In die Zeit dieser Kriege fällt unsere Erzählung, die vielleicht einigen Lesern bekannt sein mag, trotzdem aber auch von solchen sicher nochmals gern gelesen werden wird.

Bei einer Kampfhandlung war es den Türken gelungen, einen noch jugendlichen deutschen Offizier aus vornehmer Familie trotz heldenmütigster Gegenwehr gefangen zu nehmen. Er wurde auf die Festung Belgrad gebracht, die unter dem Befehl eines Man-

nes stand, der als besonders treuer Anhänger des Propheten bekannt war. Der Türke empfing seinen Gefangenen freundlich. Es lag ihm daran, ihn zum Mohammedaner zu machen, und er bot alles auf, um den jungen Offizier dahin zu bringen, seinen christlichen Glauben zu verleugnen. Um seinen Zweck zu erreichen, versprach er ihm nicht nur die Freiheit, sondern auch Reichtum und hohe Ehre. Allein der Deutsche war nicht nur dem Namen nach Christ. Er wies die Zumutung des Kommandanten mit Entrüstung zurück und rief:

„Wie? Ich sollte Christus verleugnen? Ich sollte Den abschwören, der für mich am Kreuz gestorben ist, und dafür die falsche Religion Mohammeds annehmen? Nie! Lieber will ich das Schlimmste ertragen.“

„Du führst eine kecke Sprache, junger Mann“, erwiderte der Türke; „aber“, fügte er hohnlachend hinzu, „ich denke, wir werden schon Mittel finden, deinen stolzen Nacken zu beugen.“

„Nicht der Hochmut meines Herzens“, erwiderte der Offizier, „läßt mich so sprechen, sondern das Vertrauen, das ich in die Macht Dessen setze, dem ich all mein Glück und mein ewiges Heil verdanke. Der Glaube an Christus macht nicht stolz. Er zerbricht im Gegenteil die eigene Kraft, indem er zugleich die Kraft Christi zum Ausharren gibt.“

„Wohlan, wir wollen sehen, ob es uns nicht gelingt, deinen starken Glauben zum Wanken zu bringen“, rief der Kommandant zornig, und — er hielt Wort.

Grausamkeiten aller Art, wie sie nur ein entartetes menschliches Gemüt zu erfinden vermag, wurden angewandt, um den Gefangenen zum Abfall zu

bewegen, während ihm zugleich, im Falle seines Übertritts zum Islam, immer wieder die glänzendsten Angebote gemacht wurden. Aber alles scheiterte an der Festigkeit des Glaubens des jugendlichen Kriegers, der allen Quälereien mit würdiger Ruhe begegnete.

„Warum wollt ihr mir eure Religion aufdrängen?“ fragte er verschiedentlich. „Ich sage euch: Wendet euch lieber zu Christus! Glaubt mir: In Ihm allein ist wahre Rettung zu finden. Nur Seine Lehre macht reich und gibt ewiges Leben. Alles andere ist Trug und Täuschung.“

Leider hatten die glaubensmutigen Worte des jungen Christen bei dem Kommandanten keine andere Wirkung, als daß sie seinen Haß bis zum Siedepunkt steigerten. Kain kann seinen Bruder Abel nicht glühender gehaßt haben, als dieser Türke den jungen Christen haßte. Jeden Tag ersann er neue und schlimmere Qualen, um sein Opfer zur Verleugnung des Gekreuzigten zu bewegen.

Dennoch wankte der junge Mann nicht. Er vertraute seinem himmlischen Herrn, daß Er ihm nicht mehr auferlegen werde, als er zu tragen vermochte. Anstatt sich durch die Grausamkeit und Wut seines Feindes einschüchtern zu lassen, benutzte er jede Gelegenheit, um ihm die Frohe Botschaft des Heils in Christus zu verkündigen. Seine Worte, unterstützt und bestätigt durch ein wahrhaft christliches Verhalten, drangen dem Türken gleich brennenden Pfeilen ins Gewissen. Aber er verbarg den Eindruck, den die Standhaftigkeit des Christen auf ihn machte, unter der Miene tiefster Verachtung. Mit jedem Tage schien das Herz dieses grausamen Mannes verschlossener und verhärteter zu werden.

Der christliche Offizier war ein Mann von Ansehen, und als Deutscher gehörte er einem Volke an, das sich seiner Macht und seiner Würde wohl bewußt war. Der Kommandant wußte das und baute darauf seine Pläne. Er beschloß,



den jungen Edelmann bis zu einem Lasttier zu erniedrigen, eine Probe, die er seinem Urteil nach gewiß nicht bestehen würde. Er schickte den Offizier aufs Feld, ließ ihn mit einem Ochsen vor den Pflug spannen und bestellte einen Sklaven, der das ungleiche Paar mit der Peitsche antreiben mußte.

Was vermochte unter solchen Umständen, den unglücklichen Gefangenen aufrecht zu erhalten? Wo war die Kraft, die ihn befähigte, sein Haupt ohne Murren auch unter dieses erniedrigende Joch zu beugen? In der Tat war eine übermenschliche Kraft dazu erforderlich. Nur Gott konnte sie ihm geben. Und Er tat es. Der Herr selbst, von Dem geschrieben steht: „Ich bot meinen Rücken den Schlagenden und meine Wangen den Raufenden“, war ihm nahe mit Seinem Trost und der unaussprechlichen Freude Seiner Gemeinschaft. In Seiner Kraft bestand er auch diese Probe.

Der türkische Kommandant schäumte vor Wut ob der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, und wer

weiß, was er noch alles an Grausamkeiten schwerster und beleidigendster Art ersonnen haben würde, wenn ihm nicht unerwartet ein Halt geboten worden wäre! Das Gerücht der begangenen Greuelthaten verbreitete sich über die Mauern der Festung hinaus und erreichte das Ohr der Freunde des Gefangenen im Christenlager. Diese faßten daraufhin den Entschluß, schleunigst und nachdrücklichst Schritte zu seiner Befreiung zu tun. Ein Unterhändler mit einem ansehnlichen Lösegeld wurde in die Festung geschickt, aber der Kommandant ließ sich auf keinerlei Unterhandlungen ein. Er hoffte immer noch, daß die Leiden, die schwere Arbeit, der Hunger sowie die unaufhörlichen Quälereien im Gefängnis die Kraft seines Gefangenen doch noch brechen und ihn dazu bestimmen würden, Christus zu verleugnen und den falschen Propheten anzunehmen.

Die Freunde des Offiziers faßten jetzt einen anderen Plan, um ihren Zweck zu erreichen. Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß ein türkischer Gesandter von seiner Regierung mit einer wichtigen Botschaft ausgesandt worden sei. Sie kannten die Richtung, die dieser für seinen Rückweg wählen mußte, folgten ihm, überfielen ihn mit seiner Begleitung und nahmen ihn gefangen. Der Sultan bot ein ansehnliches Lösegeld, aber man verweigerte die Freigebung des Gesandten. Jedoch erklärte man sich nach einigen Unterhandlungen bereit, diesen gegen den Offizier auszutauschen, der durch den Kommandanten von Belgrad gefangen gehalten wurde. Der Sultan, dem an dem gefangenen Offizier wenig gelegen war, fand diesen Vorschlag höchst annehmbar und gab Befehl, den jungen Kriegsmann sofort freizulassen. Der Kommandant sah sich nunmehr genötigt, von seinem Opfer zu lassen. Zähne-

knirschend gab er ihm das Geleit bis außerhalb der Festungswerke der Stadt. Dort befanden sich bereits die Freunde des Offiziers mit dem gefangenen Gesandten. Die gegenseitige Auswechslung war in wenigen Minuten vollzogen.

Schmerz und Freude kämpften um die Herrschaft, als der junge Offizier unter seine Kameraden und Freunde trat. Manche unter den letzteren wichen bei dem Anblick des so furchtbar Mißhandelten erschrocken zurück. Wie hatten die unaufhörlichen Quälereien den einst von Kraft und Gesundheit strotzenden Mann entstellt! Seine Wangen waren bleich und eingefallen, und sein ganzer Körper ausgezehrt. In der Tat, er hatte viel gelitten um Christi willen.

Sein körperlicher Zustand gestattete ihm vorderhand nicht, im Heere zu bleiben. Er kehrte deshalb in seine Heimat zurück. Im Kreise der Seinigen vergaß er allgemach die ausgestandenen Leiden und Mühsale. Seine Gesundheit kehrte wieder. Tag für Tag dankte er dem Herrn, der ihn in der Stunde der Versuchung bewahrt und ihm Gnade und Kraft verliehen hatte, Seinen Namen nicht zu verleugnen. An der Seite einer ihm gleichgesinnten Frau, die er nicht viel später als Gattin heimführen durfte, verlebte er mehrere Jahre im ungestörten Genuß des häuslichen Glücks.

2.

Alles auf Erden ist häufigem und schnellem Wechsel unterworfen. So nahmen auch die Tage der Ruhe und des Friedens im Hause unseres Freundes ein plötzliches Ende. Von neuem brachen die Türken ins Land, und an den ehemaligen Offizier erging die dringende Aufforderung, sich dem Vaterland zur Ver-

fügung zu stellen. Er gehorchte. Zwar baten ihn die alternden Eltern, deren Stütze er war, daheim zu bleiben, und auch die jugendliche Gattin flehte ihn an, sich nicht noch einmal den Gefahren eines solchen Krieges auszusetzen. Aber so schwer es ihm wurde, sein Liebstes zu verlassen, hielt er es doch für seine Pflicht, dem an ihn ergangenen Ruf zu folgen und aufs neue die Rüstung anzulegen.

Gott beschirmte sein Leben. Die christlichen Heere waren siegreich. Belgrad wurde erobert. Mit der Festung fiel auch ihr Kommandant den Siegern in die Hände. Der Mann, der einst seinen Haß gegen Christus in solch unmenschlicher Weise an dem christlichen Offizier ausgelassen hatte, mochte wohl gehofft haben, seinen ehemaligen Gefangenen wiederum in die Gewalt zu bekommen. Aber jetzt war er gefangen, und zu seinem namenlosen Schrecken mußte er hören, daß gerade das Opfer seiner Grausamkeit, jener Offizier, den er mit einem Ochsen vor den Pflug gespannt hatte, zum Befehlshaber der Festung und mithin zu seinem Wächter ernannt worden war.

Sein Entsetzen aber würde sich wohl noch gesteigert haben, wenn er gewußt hätte, daß der Offizier es sich bei der Übernahme seines Postens ausbeeten hatte, über die Person des grausamen Ex-Kommandanten völlig nach freiem Ermessen verfügen zu dürfen. Da seine Vorgesetzten wußten, wie viel er einst von diesem Unmenschen erlitten hatte, willfährten sie ohne weiteres seiner Bitte. Gerade dieser Gefangene würde bei ihm wohl verwahrt sein.

Als der Türke abgeführt wurde, unterließ man nicht, ihm ausdrücklich zu sagen, daß jetzt sein Schicksal in die Hand seines früheren Schlachtopfers gelegt

sei. Zu seiner Überraschung wurde er aber nicht, wie er gefürchtet hatte, in das feuchte, unterirdische Verlies gebracht, in welchem einst jener geschmachtet hatte. Auch legte man ihm keine Ketten an, wie dies wenige Jahre vorher bei dem christlichen Offizier geschehen war. Nichtsdestoweniger machte sich der Gefangene in finsternem Trotz auf den Augenblick gefaßt, wo man ihm die Wahl stellen würde, entweder Christus anzunehmen oder Qualen zu leiden, gleich denen, die einst der Christ von ihm hatte erdulden müssen.

Der neue Festungskommandant säumte nicht, seinen Gefangenen zu besuchen. Schon am ersten Abend ging er zu ihm. Er fand ihn am Boden sitzend, die Arme kreuzweise übereinandergeschlagen. Das Gesicht zeigte die Blässe des Todes. Er schien auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Trotzdem harrte er mit stolzem Gleichmut seinem Urteil entgegen. Ohne seinen Blick zu erheben, rief er dem Eintretenden zu:

„Du, was du willst! Das Schicksal hat mich in deine Macht gegeben. Aber bis zum letzten Atemzug werde ich bekennen, daß Allah Gott ist und Mohammed sein Prophet.“

„Ich werde dich deshalb nicht hassen“, lautete die Antwort. „Auch werde ich für die Beleidigungen und Qualen, die du mir einst zugefügt hast, keine Rache nehmen, denn Jesus Christus, dem ich zu dienen begehre, hat den Seinigen geboten: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und betet für die, die euch beleidigen und verfolgen“. Dein Leben und deine Freiheit sind in meine Hand gegeben, und da ich dem Wunsch meines Herrn folgen möchte, gebe ich dir das eine wie die andere. Du bist frei!“

Jetzt hob der Gefangene seinen Blick und schaute den Sprecher an. In seinen Mienen malte sich maßloses Erstaunen. Hatte er recht gehört? Sollte er wirklich seine Freiheit wieder erhalten, ohne irgend etwas dafür zu geben? War so etwas möglich? Nein, es konnte nicht sein. Der Offizier trieb seinen Spott mit ihm. Ja, wenn er seine Religion fahren ließ und zum Christentum übertrat, mochte er wohl sein Leben retten können. Und von dieser Voraussetzung ausgehend, erwiderte er mit düster zu Boden gesenktem Blick:

„Ich verstehe: Ich soll ein Christ werden! Unter dieser Bedingung schenkst du mir Leben und Freiheit!“

Der Offizier verneinte.

„Die Lehre Christi ist eine Lehre der Liebe und nicht der Furcht“, versetzte er. „Ein wirklicher Christ verfolgt niemand wegen seiner Religion. Wohl wirbt er für die Sache seines Herrn, aber die Entscheidung für oder wider steht im freien Ermessen eines jeden. Es bleibt bei meinem Wort. So wie Christus den Menschen ohne Ausnahme umsonst, aus freier Gnade, Heil und Leben anbietet, so entbiete ich dir Leben und Freiheit ohne jegliche Bedingung. Du bist frei und kannst dieses Gefängnis sofort verlassen.“

Wieder hob der Gefangene sein Gesicht zu dem Mann, in dessen Hand sein Schicksal ruhte. Er vermochte das Gehörte nicht zu fassen und meinte immer noch, der Deutsche spotte seiner. Als er aber in das freundliche Auge des Kommandanten schaute und seinem offenen, ehrlichen Blick begegnete, rief er:

„Wie? verstehe ich dich recht? Du willst mir Leben und Freiheit umsonst schenken? Hast du denn die Qualen und die Schande vergessen, die ich dir einst zugefügt habe?“

„Nein, ich habe sie nicht vergessen, und mein Herr, um Dessenwillen ich sie erlitten habe, auch nicht“, erwiderte der Offizier ernst. „Aber Er vergab Seinen Mördern, betete für Seine Feinde noch am Kreuze und starb für Sünder. Sollte ich da, der ich aus Gnaden Sein Jünger bin, Böses mit Bösem vergelten? Ich versuche, in Seinem Sinn zu handeln und für Böses Gutes zu geben. Du bist frei, und ich bitte dich jetzt, dein Gefängnis zu verlassen und mir zu folgen.“

Das Auge des Türken wurde feucht. Es war, als hätte ein warmer Sonnenstrahl die zu Eis erstarrten Züge seines Gesichts zum Auftauen gebracht. Doch schon im nächsten Augenblick überzog ein Ausdruck tiefer Trauer die bleichen Wangen. Seine Glieder zuckten krampfhaft, und er preßte die Worte hervor:

„Es ist zu spät. Ich erkenne jetzt, daß die Lehre Christi besser ist als diejenige Mohammeds, denn Seine Religion ist auf Liebe gegründet. Ich ahnte es schon lange, aber mein Herz widerstand, und ich wollte nicht nachgeben. Die Worte, die du einst zu mir sprachst, haben mir schon damals keine Ruhe gelassen, aber gerade dies mehrte nur meinen Haß gegen dich und die Christen. Und jetzt erwartete ich nichts als gerechte Vergeltung. Deine Liebe hat mich überwunden, aber es ist zu spät; ich, ich — habe Gift genommen.“

Der Offizier hätte bei dem Bekenntnis des Türken laut aufjubeln mögen, aber seine letzten Worte bereiteten seiner Freude ein schnelles Ende. Mit tiefstem Mitgefühl blickte er auf den Unglücklichen herab, der mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt hatte, und im Ton wahrer Teilnahme erkundigte er sich nach den näheren Umständen seiner verzweifelten Tat.

„Ja, ich habe Gift genommen“, wiederholte der Gefangene. „Ich wählte den Tod, um deiner Rache zu entrinnen. Die Wirkung des Giftes ist sicher, wenn auch langsam. Wenn ich nun noch um eins bitten darf, so bitte ich dich, mich, solange mein Bewußtsein noch klar ist, mehr von dem Gott der Liebe hören zu lassen, von Dem deine Worte und deine Taten künden. Laß mich nochmals die Botschaft der Gnade vernehmen, das Evangelium von dem Kreuze Christi. Eine Lehre, die dir einst Kraft gab, die Grausamkeiten zu tragen, die ich dir zufügte, ja, sie mit Liebe zu vergelten, muß von Gott sein. Ich glaubte schon lange, daß es so sein müsse. Heute bin ich dessen gewiß.“

Der Offizier säumte nicht, seinen ehemaligen Feind in seine Wohnung zu bringen und ärztliche Hilfe zu holen. Die Wirkung des Giftes vermochte freilich die Kunst der Ärzte nicht aufzuhalten, aber die Gegenmittel machten doch die entsetzlichen Folgen einigermaßen erträglich. Die kurze Zeit, die der unglückliche Türke noch zu leben hatte, wurde dazu benutzt, ihn näher mit Dem bekannt zu machen, der gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Er starb in der völligen Gewißheit, daß Jesus alle seine Sünden getragen hatte.

Am Sterbelager seines einst so erbitterten Feindes stand mit Gefühlen, die zwischen Wehmut und Freude geteilt waren, der deutsche Offizier. Er trauerte im Blick auf ein durch solche Mittel herbeigeführtes Ende. Aber von Herzen konnte er danken dafür, daß sein Herr ihn damals gewürdigt hatte, um Seines Namens willen zu leiden, und daß Er ihm jetzt vergönnte, eine herrliche Frucht seiner Treue zu sehen.

„Zwölf Jahre, und dann sterben!“

Johannes K. war ein wohlhabender Landwirt. Er bewirtschaftete ein großes Landgut von mehreren hundert Morgen Wiesen und Ackerland. Jung, kräftig und lebensfroh, wie er war, benutzte er, gleich den meisten seiner Nachbarn, seine Mußestunden zur Jagd, zu gemeinschaftlichen Ausflügen mit seinen Freunden, zu Gesellschaften und dergleichen mehr. Obwohl er sich von allen Ausschweifungen fernhielt, des Sonntags regelmäßig zur Kirche ging und auch von Zeit zu Zeit an der Feier des Abendmahls teilnahm, war in seinem Inneren keinerlei Verlangen nach ernsteren Dingen. Er dachte nicht darüber nach, wie der heilige Gott über ihn urteilen, und was die Ewigkeit ihm bringen mochte. Kam ihm einmal ein solcher Gedanke, so war er sehr schnell wieder untergetaucht in den Bogen der Freuden und Vergnügungen dieser Welt. Ganz mit sich zufrieden und von anderen wegen seines lebenswürdigen Wesens und ehrenhaften Charakters geschätzt, lebte er sorglos dahin.

Da trat ein Zwischenfall ein, der für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollte. Einem seiner Verwandten, der wie er Landwirt war, wurden eines Tages von dem Hund seines Nachbarn, einem starken, bösen Tier, über ein Duzend Schafe zerrissen. Da der Besitzer des Hundes sich weigerte, Schadenersatz zu leisten, brachte der Geschädigte die Sache vor Gericht, und dieses entschied zu seinen Gunsten. Zur Feier des Tages, an welchem das Urteil gesprochen worden war, lud der Kläger eine Anzahl Freunde, darunter auch Johannes, zu einem Festessen ein. Auf

einen lustigen Nachmittag folgte ein ebensolcher Abend. Die Gesellschaft war in ausgelassener Stimmung. Unter derben Späßen und schnurrigen Erzählungen flogen die Stunden dahin. Es war bereits ziemlich spät geworden, als einer der Anwesenden, ein Arzt, aufstand und sagte:

„Hört, Freunde, wir haben jetzt schon so manches lustige Stück vernommen, daß es allmählich genug wird. Ich möchte deshalb etwas anderes vorbringen.“

„Sehr schön. Für Abwechslung sind wir dankbar.“

„Ich will jedem von euch sagen, wie lange er noch zu leben hat.“

Lachend und scherzend stimmten alle dem sonderbaren Vorschlag zu. Mit dem ihm zunächst Sitzenden beginnend, schritt der Arzt nun von einem zum anderen und bestimmte unter witzigen Bemerkungen einem jeden eine gewisse Anzahl von Lebensjahren, je nachdem er den Gesundheitszustand des Betreffenden günstig oder ungünstig beurteilte. Schließlich kam er auch zu Johannes, sah ihn mit einem bedauernden Blick an und sagte:

„Ja, was Johannes betrifft, so kann ich ihm nur noch zwölf Jahre geben. Er hat ja jetzt schon keinen Atem mehr.“

Der Doktor dachte wenig daran, welche niederschmetternde Wirkung diese Worte auf seinen Freund ausüben mochten. Johannes erwiderte nichts, verhielt sich auch den übrigen Teil des Abends sehr schweigsam, aber in seinem Inneren war der Fragen und Gegenfragen kein Ende mehr.

„Zwölf Jahre, und dann sterben?“ fragte er sich selbst. „Dummes Zeug! Ich werde länger, viel

länger leben. Aber wer weiß? Vielleicht hat er doch recht. Zwölf Jahre! Und wo werde ich dann sein? Dann kommt die Ewigkeit. Wo werde ich sie zubringen?"

Am nächsten Morgen fuhr er mit einem seiner Freunde nach seinem Gut zurück. Während der ganzen Fahrt blieb er einsilbig und verschlossen. Erst als das Ziel beinahe erreicht war, konnte er seine Gefühle nicht länger verbergen. Sich an seinen Gefährten wendend, fragte er:

„Hast du gehört, Robert, was der Doktor gestern abend zu mir gesagt hat?"

„Was meinst du?" entgegnete der Gefragte.

„Daß ich nicht mehr länger als zwölf Jahre zu leben hätte. Und, Robert, ich bin doch nicht bereit, zu sterben. Ich kann nicht sterben. Ich bin ein Sünder, und die Sünden von dreißig langen Jahren liegen auf mir! Was soll ich nur tun, Robert, was soll ich anfangen?"

Obwohl zwölf Jahre einen immerhin ziemlich langen Zeitabschnitt bedeuten, schien dem Mann, dessen Gewissen zu einem Gefühl seiner Schuld erwacht war, die Zeit doch sehr kurz zu sein. Und war es sicher, daß der Tod nicht gar v o r dem angegebenen Zeitpunkt eintrat? Ja, konnte er nicht jeden Tag eintreten? Was sollte dann aus ihm werden? Was konnte er dem heiligen Gott anbieten für ein Leben, das er mit einemmal in einem Licht sah, das alle dunklen Punkte aufzudecken schien?

Der andere war in Verlegenheit, was er dem offenbar tiefbesorgten Freund erwidern sollte. Mit solchen Fragen hatte er sich noch nie beschäftigt, und so blieb er die Antwort schuldig.

„Zwölf Jahre, zwölf Jahre, und dann sterben!“

Die Worte verfolgten den unglücklichen Mann Wochen und Monate lang. Wo er ging und stand, klangen sie ihm in den Ohren. Er begann, die Bibel zu lesen, er besuchte die Kirche noch häufiger als bis dahin, und er tat, was er konnte, um ein besserer Mensch zu werden und sich Gottes Wohlgefallen zu erwerben; denn, so urteilte er, sah Gott, daß es ihm ernst geworden war mit seinem Leben, so würde Er vielleicht unter die Vergangenheit einen Strich ziehen und sich mit seinen Bemühungen zufrieden erklären. Ach, es war eine unsichere Hoffnung, die ihn nicht beruhigte. Im Gegenteil, je mehr er sich bemühte, ein anderer Mensch zu werden, desto mehr wuchs die Unruhe seines Herzens, und desto mehr erkannte er seine ganze Sündhaftigkeit.

Zwei von den zwölf Jahren waren dahingegangen. Sie hatten dem Herzen des suchenden Mannes keinen Frieden gebracht. Statt dessen war die Last seiner Sünden immer schwerer geworden, und die Errettung schien in immer weitere Ferne gerückt. Johannes machte die Erfahrung, die schon mancher vor ihm gemacht hat, daß die Religion des natürlichen Menschen armselig und unbefriedigend ist, diese Religion, die sich in das kleine Wörtchen *T u n* zusammenfassen läßt.

An einem schönen Sommermorgen ging er, wie gewöhnlich, mit schwerem Herzen, ins Feld hinaus. Mehr als je war er mit seinem traurigen Zustand beschäftigt. Zu den Sünden von dreißig Jahren waren noch diejenigen von zwei weiteren hinzugekommen, und statt daß sein Schuldgefühl dem heiligen Gott gegenüber verschwunden wäre, war es nur noch drück-

kender geworden. Er fragte sich: Wie soll das noch enden? So ging er langsam seinen Weg, als ihm plötzlich, wie ein Blitzstrahl, die Anfangsworte von Römer 8 in den Sinn kamen: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christus Jesus sind“.

Es war dem Sinnenden zumute, als wenn eine Stimme vom Himmel zu ihm geredet hätte. Im Grunde war es auch nichts anderes, denn er hatte die Stimme des Geistes Gottes vernommen. Und das Wort Gottes, „lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert“ (Hebr. 4, 12), erwies auch an ihm seine mächtige, lebengebende Kraft. In einem Augenblick war die Last der Sünden verschwunden, und Johannes fühlte sich frei, frei wie ein Vogel. Glaubend erfaßte er jene gewaltigen Worte und machte sie sich zu eigen. War er vorher beinahe zusammengebrochen unter dem auf ihm lastenden Gewicht, so meinte er jetzt, die überströmende Freude, die sein Herz erfüllte, nicht ertragen zu können. Christus und Sein vollbrachtes Werk war allen seinen Bedürfnissen begegnet. Das Blut Jesu Christi hatte ihn weißer gewaschen als Schnee (Ps. 51, 7), und „Friede, tief wie ein Strom“, ergoß sich in seine Seele. — —

Die in ausgelassener Stunde unserem Freunde zugesprochenen zwölf Jahre sind längst verflossen; ja, es sind dreißig und mehr seit dem oben Erzählten ins Land gegangen, und Johannes lebt noch. Während dieser ganzen Zeit hat er als ein glücklicher Christ für seinen Herrn zu arbeiten gesucht. Da er selbst nicht die Gabe von Gott empfangen hatte, das Evangelium zu predigen, lud er bald nach seiner Bekehrung andere Gläubige ein, um auf dem Gute die Frohe Botschaft

von Christus zu verkündigen. Gott segnete seine Treue. Mehrere seiner Nachbarn kamen zum Nachdenken und fanden in Jesus ihren Heiland. Aber so wie Satan allezeit dem Werke Gottes widersteht, so tat er es auch hier. Die Besitzerin des Gutes, eine reiche, adelige Dame, eröffnete, beeinflusst durch Freunde, die gleich ihr das Heil in der Beobachtung äußerer religiöser Formen suchten, ihrem Pächter, daß sie derartige Versammlungen auf ihrem Gute nicht dulden könne. Und als Johannes erwiderte, daß er hierin ihren Wünschen nicht nachzukommen vermöge, wurde das Pachtverhältnis gekündigt. Zwei Jahre später mußte er das Gut verlassen, auf dem er beinahe sein ganzes Leben zugebracht hatte. Allein er tat es ohne Murren, indem er die Schmach Christi für größeren Reichtum hielt als sein irdisches Wohlergehen. Und bis zum letzten Tage stand sein Haus den Boten des Evangeliums, sowie allen denen offen, die das Wort vom Kreuz hören wollten.

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Hier ist also ein Irren möglich. Sonst würde es nicht heißen: Irret euch nicht! Es ist ja wohl so, daß mit keiner Sache so viel Spott getrieben wird als mit dem Namen Gottes. Und Gott schweigt dazu. Daraus könnte gefolgert werden: Gott läßt sich spotten, und so könnte es manchmal auch scheinen. Aber es s c h e i n t nur so. Möge sich darüber niemand einem Irrtum hingeben! Tatsache ist: Gott läßt sich n i c h t spotten. So sagt Sein göttlich Wort.

Eine andere Frage ist: Wartet Gott nicht oft lange, bis Er einem Spötter antwortet, oder bis Er ihn für seinen Spott zur Rechenschaft zieht? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Gott ist sehr langmütig, oft so langmütig, daß wir es nicht begreifen können. Schon Moses, der Mann des Gesetzes, schreibt von dem langmütigen, barmherzigen und gnädigen Gott. Und zwar teilt er mit, daß Gott sich selbst so genannt habe, kurz nachdem Israel die schlimme Sünde der Aufstellung des goldenen Kalbes begangen hatte. „Jehova ging vor seinem Angesicht vorüber“, kann man in 2. Mose 34 lesen, „und rief: Jehova, Jehova, Gott, barmherzig und gnädig, langsam zum Zorn und groß an Güte und Wahrheit, der Güte bewahrt auf Tausende hin, der Ungerechtigkeit, Übertretung und Sünde vergibt.“ Schon in der Zeit der Gesetzesherrschaft war also das Grundwesen Gottes Barmherzigkeit, Gnade und Güte. Das beweist ja auch Seine Langmut mit dem widerspenstigen Volk der Juden. Wievielmehr müssen heute in der Zeit der Gnadenherrschaft diese Grundzüge hervortreten! Freilich folgt auf die Worte der Gnade ein sehr ernstes Aber: „Aber keineswegs hält Er für schuldlos den Schuldigen“. Könnte es auch anders sein? Kann der dreimal heilige Gott Sünde einfach hingehen lassen? Er kann lange warten, warten in Langmut und Geduld; aber irre sich auch hierin niemand: Er kann keineswegs den Schuldigen für schuldlos halten. Wohl kann Er vergeben. Er vergibt Ungerechtigkeit, Übertretung und Sünde. Er vergibt auch spöttische und selbst lästernde Worte gegen Ihn und Seinen Sohn Jesus Christus. (Vergl. Matth. 12, 31. 32.) Aber weder das eine noch das andere läßt Er einfach so hin-

gehen. Er schweigt lange und ist groß an Güte. Er ist allezeit bereit, um des Opfers Seines geliebten Sohnes willen zu v e r g e b e n. Aber man täusche sich nicht: Er läßt den Menschen nicht seinen Spott mit Sich treiben. Scheint es manchmal auch so, einmal wird der Spötter seine Strafe finden, wenn nicht hier, dann in der Ewigkeit. Und letzteres ist das Allerschlimmste. Möge ein jeder sich warnen lassen!

Gott ist aber nicht immer langmütig dem Spötter gegenüber. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß der Lästerung Seine Strafe auf dem Fuße gefolgt ist. Die Menschen mochten dann wohl von Zufall reden, und es gibt gewiß merkwürdige Zufälle. Aber in manchen Fällen ist das göttliche Eingreifen so offensichtlich, daß das Reden vom Zufall mehr als töricht ist. Es wäre in solchen Fällen besser, zuzugeben: Hier hat Gott geredet! und — die einzig richtige Folgerung daraus zu ziehen.

Die nachfolgend mitgeteilte Begebenheit scheint mir zu den Fällen zu gehören, in denen Gottes Sprache deutlich vernehmbar ist. Möge sie zu aller Warnung dienen! Sie hat sich vor einigen Jahren in einem Bergstädtchen des lieblichen Thüringen zugetragen und stand seiner Zeit im „Bayrischen Sonntagsblatt“ zu lesen.

In der Nähe des Bergstädtchens Großbreitenbach, das nicht allein durch seine hohe Lage bekannt ist, sondern das auch noch vor wenigen Jahren durch die rote, gottlose Einstellung seiner vielen Arbeiter weit und breit als Hochburg allen „Fortschritts“ galt, wurde ein Sonnwendfeuer angesagt. Schon Tage zuvor wurde ein mächtiger Holzstoß zusammengetragen, dessen Feuerschein in der Runde bis Gehren, Il-

menau, Arnstadt und zum Rennsteig hinüber das Ansehen und den Ruhm der Gottlosen stärken sollte.

Am Abend des Johannistages 1931 bevölkerten Männlein und Weiblein, Kinderscharen und halbwüchsige Burschen und Mädchen, rote Lappen als Fahnen mitschleppend, den Weg zum Feuerplatz, das Schauspiel zu sehen. Mit jungem Mannsvolk besetzte Lastkraftwagen brausten unter vielem Lärmen und Gröhlen durch die Gruppen der Fußgänger.

Als die Sonne hinter den fernsten Waldrücken untergegangen war, begann die Sommwendfeier. Lachend und johlend zollten die Umstehenden den Führern und Sprechern auf die alles Gute und Edle in den Schmutz zerrenden Hezreden Beifall. Der rote Schein des mächtig zum dunklen Nachthimmel lodenden Feuers flackerte unruhig über die Gesichter. Als letzte Nummer des vorgesehenen Programms trugen zwei Burschen ein roh zusammengezimmertes Kreuz herbei, an dem anstelle des Erlösers ein — Hering angenagelt war. Die Haupthelden gröhlten Beifall, als unter gotteslästerlichem Meim das Kreuz in das Feuer geworfen wurde. Mancher neugierige Zuschauer dagegen wandte sich abgestoßen heimwärts. Nun geschah etwas Merkwürdiges: Das Kreuz wollte nicht brennen. Unter Flüchen hieben die tollsten Sprecher mit Hacke und Beil auf das Kreuz im Feuer ein. Doch alle Mühe war vergeblich, das Kreuz ließ sich nicht spalten. Unversehrt behauptete es sich in den lodern den Flammen.

Den Veranstaltern schien das Ganze auf einmal keinen Spaß mehr zu machen. Unter Schimpfen und Flüchen zogen sie ins Städtchen, in die Schenken. Leerer und leerer wurde es ums Feuer, das, in sich zu-

sammengesunken, mit den enteilenden Stunden zur schwelenden Glut wurde.

Die kurze Sommernacht entwich. Begrüßt von lieblichem Vogelgesang, zog der junge Tag herauf. Im Frührotglanz lagen die grünen Wälder, die taufrischen Fluren, blauduftig die Höhen und Berge. Schön und neu war die heitere Morgenwelt. Sie wußte nichts von dem Greuel der Nacht. Wo dieser sich abgespielt, lag ein Haufe verglimmender Asche, ein dünnes Rauchföhnelein zum Himmel sendend. Inmitten lag, schwarz angekohlt, aber doch unverbrannt — nur der Hering war verschwunden — das vielgelästerte Kreuz.

In früher Morgenstunde sauste ein dichtbesetztes Lastauto mit Leuten, die am verflossenen Abend an Gotteslästerung und Frevel ihre Kameraden überboten hatten, die steil abfallende Straße hinab, dem Sattel des langen Berges zu. Sie hatten in der Nacht noch tüchtig dem Alkohol zugesprochen und fuhren jetzt heimwärts. Ein Teil der Insassen war müde und schläfrig, der andere suchte mit heiserem Gesang letzte Lustigkeit zu heucheln. Da, als der Wagen beim Durchfahren eines Dorfes an einer bekannten gefährlichen Stelle vorbeikam, nahm der Führer, wohl seiner Geistesgegenwart nicht mehr mächtig, die Kurve zu kurz, der Wagen überrannte die steinerne, hohe Freitreppe eines Hauses, überschlug sich und schleuderte die laut aufschreienden Insassen durch die Luft. Mit zerschmetterten Gliedern und schweren Quetschwunden wurden die Verunglückten aufgelesen. Den Führer und seinen Mitfahrer zog man als erste tot unter den Trümmern hervor. Es waren die beiden, die mit Hacke und Beil auf das Kreuz eingeschlagen

hatten. Die anderen wurden halb sterbend in die Krankenhäuser der nächsten Städtchen gebracht.

„Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Nicht aufschließen!

Eines Tages, als ich noch ein junges Mädchen war, so erzählt eine Dame, kam eine arme Frau an unsere Tür, auf dem einen Arm ein mageres, krankes Kindlein, am anderen einen Korb tragend, in welchem Nadeln, Faden, Fingerhüte und dergleichen Dinge lagen, die sie verkaufte. Da ich sie und ihre Umstände kannte und wußte, wo sie wohnte, sagte ich bei mir selber — in einem Gefühl schönen Wohlwollens —: Bevor das kalte Wetter kommt, will ich dem armen Kind ein Paar warme Strümpfe stricken.

Als ich das nächste Mal ausging, kaufte ich Wolle dazu; da es aber warmes Wetter war, legte ich sie einstweilen in meinen Nähkorb. Tage vergingen. Zuweilen bekam ich die arme Frau zu Gesicht, und so oft ich sie sah, faßte ich aufs neue den Entschluß, am nächsten Tage die Strümpfe zu stricken. Da ich mir aber jedesmal einbildete, gerade jetzt besonders viel zu tun zu haben, setzte ich meinen Entschluß nie in die Tat um, was doch zwanzigmal möglich gewesen wäre.

Einmal hatte es über Nacht gefroren, und es war ein bitterkalter Tag, gerade solches Wetter, das einen an warme Kleider denken läßt. Recht gut angezogen, ging ich am Morgen aus, und wie ich so munter dahinschritt, begegnete mir an einer Biegung des Weges die arme Frau mit ihrem Korb am Arm,

aber ohne das Kind. Sie wird es wegen der Kälte zu Hause gelassen haben, dachte ich. Mein Gewissen strafte mich ob meiner Nachlässigkeit. „Das arme Ding“, dachte ich bei mir selbst, „wie gut könnte es jetzt die warmen Strümpfe brauchen!“ Ich blieb bei der Mutter stehen und sagte zu ihr:

„Wenn Sie morgen früh bei uns vorbeikommen, will ich Ihnen für Ihr Kindchen etwas geben, das ich heute noch machen werde.“

Der armen Frau traten die Tränen in die Augen.

„Dank Ihnen“, sagte sie, „viel Dank! Aber ich habe mein liebes Kind verloren. Letzte Woche hat man's begraben. Der Doktor sagte, der Hunger und die Kälte seien schuld gewesen, daß es habe sterben müssen, das arme, arme Geschöpfchen.“

Was ich bei diesen Worten fühlte, kann ich niemand sagen. Wie gut hätte es dem Kind getan, wenn es die Strümpflein zur rechten Zeit gehabt hätte! Was hatten nun meine guten Vorsätze geholfen? Sie hatten niemand etwas genützt. Mein Gewissen aber hatten sie mit einer Unterlassungssünde beschwert, die ich vor meinem Gott zu bekennen und zu bereuen hatte, und gegen die ich mich in Zukunft sehr in acht nehmen wollte.

Leider muß ich sagen, daß das nicht das einzigemal war, daß ich mir wegen ähnlicher Unterlassungen ernste Vorwürfe machen mußte. Einmal hatte ich im Sinn, einem jungen Mädchen, das gerade in die Stadt in Dienst kam, eine Bibel zu schenken. Aber ich schob es von Tag zu Tag auf, bis ich hören mußte, das Mädchen habe die Stelle aufgegeben und sei an einen anderen Ort gezogen. Ein andermal hatte ich mir vorgenommen, eine Sonntagschülerin zu besuchen, die

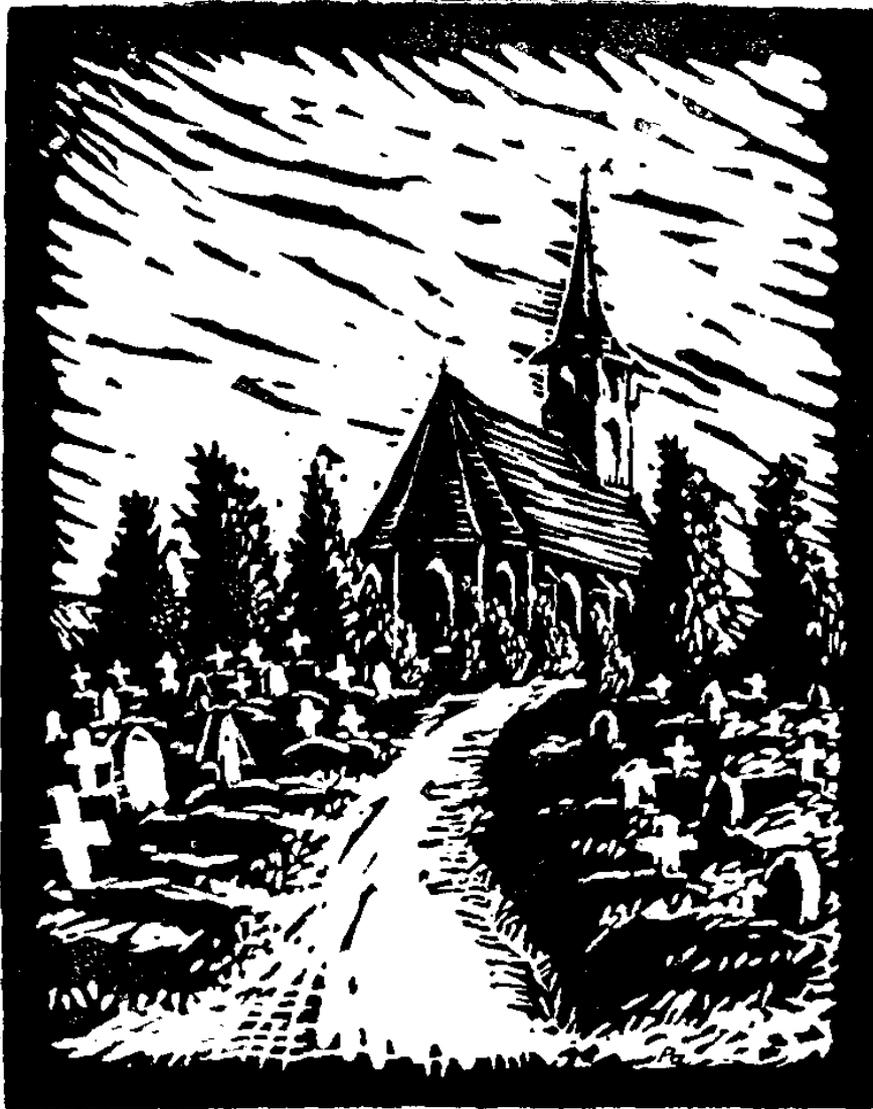
krank geworden war, und deren kindlicher Glaube mich öfters erfreut hatte. Aber eine Reihe Wochen verstrich, und an einem trüben Oktobermorgen hörte ich das Totenglöcklein läuten. Das Mädchen war gestorben. Der Tod hatte nicht auf mich gewartet.

Das sind nur einige von den guten Vorsätzen, die mir je und je in den Sinn gekommen sind. Ich muß mich schämen, wenn ich an die vielen Entschlüsse denke, die ich nie oder zu spät ausgeführt habe. Ich fürchte nur, es sind manche, die mir darin gleichen, und deswegen teile ich meine Erfahrungen mit. Mögen alle, die es angeht, sich warnen lassen! Besonders aber diejenigen, welche sich wieder und wieder vornehmen, Buße zu tun und ihre Zuflucht zu Jesus zu nehmen. Da hat schon mancher gezögert und aufgeschoben, bis der Tod kam und ihn ohne Gott, ohne Christus und ohne Hoffnung fand.

Ich wiederhole: Möge doch nur ja dann niemand aufschieben, wenn es sich darum handelt, für die Seele zu sorgen! In dieser wichtigen Sache guten Vorsätzen zu trauen, ist unendlich gefährlich, ja, verhängnisvoll. Denn da bedeutet aufgeschoben oft genug aufgehoben.

Ein gläubiger Mann, der in einem Badeort wohnte, traf dort eines Tages mit einer jungen Dame zusammen, die zur Kur an dem Orte weilte. Da sie sehr ernst aussah, nahm er sich die Freiheit, sie nach der Ursache ihrer Betrübniß zu fragen. Sie antwortete:

„Ach, ich will nicht mehr darüber nachdenken. Es ist ja alles Unsinn. Es war nur ein Traum, und ich begreife nicht, wie ich so töricht sein kann, mich durch einen Traum beunruhigen zu lassen. Allerdings war es ein merkwürdiger Traum. Mir träumte, ich be-



Bedenk dein Ende!

Herbert Pause
(Deike M.)

fände mich bereits auf dem Ball, den ich heute abend zu besuchen gedenke. Während des Tanzens wurde ich plötzlich krank und mußte in ein Nebenzimmer getragen werden, wo man mir eine stark duftende Essenz unter die Nase hielt. Darauf brachte man mich nach Hause und setzte mich in meinen Sessel. Hier starb ich.

Ich fand mich dann an einem Ort, wo eine Menge Engel und selige Menschen waren, die sangen und Gott priesen. Ich fühlte mich sehr wenig wohl in ihrer Gesellschaft und wünschte mich weit weg. Mein Führer sagte mir aber, daß ich, einmal von diesem Ort entfernt, nie mehr dahin zurückkehren könne. Als ich trotzdem auf meinem Wunsch bestand, stieß er mich zur Tür hinaus, und ich sank durch Finsternis, Feuer und Schwefel in einen tiefen Abgrund. Infolge des Schreckens erwachte ich."

Mit allem Ernst versuchte daraufhin der Gläubige, die junge Dame von ihrem Vorhaben, den Ball zu besuchen, abzuhalten. Er bat sie dringend, die erhaltene Warnung als von Gott gekommen zu betrachten, sie nicht gering zu achten, sondern, ohne aufzuschieben, die einzig richtige Folgerung zu ziehen, d. h. sich zu Jesus zu wenden. Aber die Dame antwortete:

„Ach was, ich werde doch nicht so töricht sein, mich durch Träume derart beunruhigen zu lassen!“ Und von dieser Ansicht ließ sie sich nicht abbringen.

Am Abend ging sie zum Ball. Dort wurde ihr unwohl, und wie sie geträumt hatte, so geschah es. Man ließ sie an etwas stark Duftendem riechen und trug sie dann nach Hause. Sie wurde in ihren Sessel gesetzt und — starb.

So nutzlos gute Vorsätze sind, so töricht ist es, ernste Warnungen in den Wind zu schlagen. Die junge Dame in unsrer Erzählung hielt es für töricht, die ihr durch den Traum gegebene Warnung zu beachten. Andere nehmen eine solche Warnung wohl an, aber dann zögern sie, ihr zu folgen. Sie schieben auf. Ach, die Welt ist ja auch schön, und ihr Herr und Meister ver-

steht es, ihre Schönheiten den Seelen auf das verlockendste vorzustellen. So wandeln solche Menschen wie Träumende am Rande eines gefährlichen Abgrunds dahin. Trotz erhaltener Warnungen spielen sie mit ihrem Schicksal, bis eines Tages in der Ewigkeit das schreckliche Erwachen kommt, denn „es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“. (Hebr. 10, 31.) Im Blick auf diese Ewigkeit mahnt Gottes Wort: „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“ (Hebr. 3, 7. 8.) Nichts ist wichtiger, als seine Seele, die unsterblich ist, zu retten, nichts törichter, als diese Errettung aufzuschieben.

Von zweifacher Blindheit geheilt

Der „Neukirchener Abreißkalender“ teilt mit:
 Ein wunderbares Erlebnis hatte vor Jahren ein Landmann aus der Pfarrgemeinde eines unserer Mitarbeiter. Er selbst erzählt davon folgendes:

Es war ein schwerer Schlag für mich, als ich wahrnahm, daß meine Augen anfangen, ihren Dienst zu versagen. In der Klinik erfuhr ich, auf dem einen Auge habe sich eine Glaskörpertrübung gebildet. Dazu gesellte sich eine Netzhautablösung, wodurch das Auge völlig erblindete. Auch das andere Auge war geschwächt, behielt aber seine Sehkraft noch mehrere Jahre. In meiner Angst, auch dieses Auge zu verlieren, betete ich viel, Gott möge mich davor bewahren. Eines Tages, als ich wieder einmal betete, war es mir, als sage mir eine Stimme: Wenn du die Bibel liest,

wirst du sehend werden. Nun forschte ich in der Schrift. Als ich an den Spruch kam: „Also hat Gott die Welt geliebt“, wurde mir so weh über meine Sünde, daß ich weinen mußte. Aber ich erkannte auch den Sohn Gottes als meinen Heiland und fand Frieden in Seinem Blut. Nun wußte ich, warum ich die Bibel lesen sollte. Der Herr wollte mich von meiner geistlichen Blindheit heilen.

Aber die Sehkraft des linken Auges nahm immer mehr ab, so daß ich keinen Menschen mehr erkannte. Der Arzt stellte grauen Star fest, riet jedoch von einer Operation ab, weil er durch diese bei dem vorhandenen Befund einen völligen Verlust des Sehvermögens befürchtete. Ich befahl mein Leiden in Gottes Hände, hoffte aber auf Heilung. Da geschah etwas Wunderbares. Eines Tages glitt ich auf dem Hof aus und fiel auf den Rücken. Nach einigen Tagen merkte ich zu meinem Erstaunen, daß ich besser sehen konnte. Ich konnte die Gegenstände wieder erkennen. Meine Freude war groß. Als ich in die Klinik kam, war der Professor aufs höchste überrascht.

„Das ist ja unglaublich mit Ihnen“, sagte er. „Ihre Linse fehlt ja.“

„D“, sagte ich, „die ist oben im Auge, da sehe ich etwas von ihr.“

So war es. Durch die Erschütterung des Falles war durch Gottes Fügung die kranke Linse in den Glaskörper hineingesunken. Ich bekam nun eine Brille, die die Linse ersetzte, und kann jetzt mit sieben Zehntel der normalen Sehkraft wieder lesen und schreiben. Der Herr hat Großes an mir getan, des bin ich fröhlich.

Treu bis in den Tod

In einem großen Dorf der Insel Madagaskar hatte jahrelang ein Missionar gearbeitet und das Evangelium gepredigt. Die Arbeit war nicht umsonst gewesen. Viele hatten bekannt, an Jesus Christus zu glauben.

Zu denen, die regelmäßig kamen, um aus Gottes Wort belehrt zu werden, gehörten ein Bauer und seine Frau. Sie betrieben eine einträgliche Landwirtschaft. Ihr einziges Söhnchen hieß Ramanabona. Der Kleine war ein aufgewecktes Kind. Die Eltern nahmen ihn oft mit in die Versammlung der Christen, ließen ihn auch die Schule des Missionars besuchen, wo er außer biblischer Geschichte lesen und schreiben lernte. Unter der Dorfjugend nahm Ramanabona mit der Zeit eine besondere Stellung ein. Einmal sagte er den Jungen, was er in der Bibel gelesen hatte, ein andermal erzählte er ihnen die Märchen seines Landes. Je länger er aber die Missionschule besuchte, desto mehr verloren die Märchen an Interesse für ihn. Er lernte die Bibel über alles lieben als „das Buch vom Heiland“.

Viele Jahre hatte das Evangelium auf der Insel unbehelligt verkündigt werden dürfen. Da kam eine neue Königin auf den Thron, die der Lehre Christi feindlich gesinnt war. Sie fürchtete, ihre Untertanen würden in dem Maße, wie sie diese Lehre annähmen, unfähig und kraftlos werden, die Freiheit ihrer Insel

gegen die europäischen Eindringlinge zu verteidigen. Um jeden Preis aber wollte sie die Unabhängigkeit von Land und Volk wahren. Öffentlich gegen das Christentum vorzugehen, wagte sie vorderhand nicht, aus Furcht, die europäischen Großmächte dadurch gegen sich einzunehmen. So suchte sie durch innere Maßnahmen der Ausbreitung des Christenglaubens entgegenzuwirken. Ein Madegasse, der Christ war, konnte keine Anstellung mehr als Regierungsbeamter erhalten. Ferner mußten die Christen außergewöhnlich hohe Steuern entrichten.

Auch von Ramanabonas Eltern wurden bald so viele Steuern verlangt, daß ihr Landwirtschaftsbetrieb die Gelder nicht mehr aufzubringen vermochte. Als der Vater sich bei einem Beamten beschwerte, entgegnete dieser: „Laß den christlichen Glauben fahren, und es wird dir wieder besser gehen“.

Die Eltern erwogen ihre Lage ernstlich. Sie sahen die Zeit kommen, wo sie ihr kleines Gut würden verkaufen müssen. Dann würde ein unwürdiges Sklavenlos ihr und ihres Sohnes Teil werden. Das aber glaubten sie nicht verantworten zu können. Sollte Ramanabona, für den sie gearbeitet und gespart hatten, einst als Sklave sein Leben verbringen? Nein. Das sollte nicht sein. Sie sprachen mit ihm darüber. Doch Ramanabona erklärte:

„Ich will lieber Sklave sein und Jesus nachfolgen, als ein freier Mann und Ihm untreu werden.“

Die Eltern meinten, ihr Sohn sei noch zu jung, um die Tragweite seiner Worte zu ermessen, und in der Hoffnung, durch ihr Beispiel auf ihn zu wirken, begannen sie, die Zusammenkünfte der Christen mehr und mehr zu meiden.

Allmählich ließ die Königin ihren Haß gegen das Christentum offener zutage treten. Das Predigen des Evangeliums wurde verboten. Übertretungen wurden streng bestraft. Um sich nicht verdächtig zu machen, untersagten die meisten Eltern ihren Kindern den Verkehr mit Namanabona, der nach wie vor begeistert von seinem Heiland zeugte.

Nachdem die öffentliche Predigt nicht mehr stattfinden durfte, versammelten die Christen der Umgegend sich insgeheim an einer Waldstelle, fernab von Namanabonas Wohnort, aus dessen Dorf niemand mehr an den Zusammenkünften teilnahm. Alle, auch Namanabonas Eltern, hatten ihren Glauben an Christus aufgegeben. Das betrückte den mittlerweile zum Jüngling Herangewachsenen so, daß es ihm nicht mehr möglich war, seine Feldarbeit mit Interesse zu tun. Da die Missionschule geschlossen und niemand da war, mit dem er über das reden konnte, was ihm über alles ging, suchte er häufiger die Einsamkeit auf, um zu beten. Einigemale blieb er stundenlang von Hause fort, so daß es den Eltern auffiel.

„Du bist gestern wieder lange umhergestrolcht, Namanabona“, sagte seine Mutter eines Morgens zu ihm. „Geh nun heute sogleich aufs Feld und sieh zu, daß du ein tüchtiger Bauer wirst. Dem christlichen Glauben entsage! Siehst du nicht, daß es zwecklos ist, sich gegen das Gebot der Königin aufzulehnen?“

Der Jüngling starrte schweigend vor sich hin. Bis jetzt war er seinen Eltern immer untertan gewesen. Mußte er sich von jetzt ab gegen sie kehren? Als seine Mutter ungeduldig ihre Worte wiederholte, entgegnete er:

„Heute — muß ich in den Wald, Mutter.“

„Und zu welchem Zweck? Vielleicht zur Versammlung der Christen?“ rief die Mutter zornig.

Hier trat der Vater herzu, der die letzten Worte gehört hatte, und sagte:

„Sei verständig, Junge. Mach es wie wir. Gib das Christentum auf! Es wird dich sonst das Leben kosten.“

Kamanabona schaute seinem Vater fest in die Augen.

„Ist es recht, Vater, um äußeren Vorteils willen den Heiland zu verleugnen? Ist Er nicht für dich und mich gestorben?“

Der Mann sah einen Augenblick beschämt zu Boden. Dann warf er den Kopf zurück und sagte trohig:

„Wenn der Gott der Christen der Herr aller Herren ist, warum läßt Er dann so viel Ungerechtigkeit zu und beweist Seine Macht nicht?“

„Er wird sie einmal zeigen und Sieger über alle sein“, erwiderte Kamanabona. „Vater, ich kann nicht anders. Sollte ich auch für Ihn sterben müssen, ich bleibe Jesus treu.“

Auf dieses mutige Bekenntnis seines Sohnes hatte der Vater nichts zu erwidern.

Auch die Mutter sagte nichts weiter, so daß Kamanabona ohne weiteren Widerstand seinen Plan ausführen konnte. Nach längerer Wanderung durch Wald und Gestrüpp war er am Ziel. Auf einem freien Waldplatz fand er unter einem hölzernen Schuttdach viele versammelt. Der Prediger war ihm bekannt. Es war ein Eingeborener, der ihm in der Missionschule Unterricht erteilt hatte. Er redete über die Sünde des Petrus, der seinen Herrn verleugnet hatte, sowie über die Güte und Barmherzigkeit Jesu, der Seinen Sün-

ger wiederherstellte und ihn aufs neue in Seinen Dienst berief. Er schloß mit den Worten:

„Gott verlangt Treue von uns. Darum möchte ich euch und mich an das Wort des Herrn Jesus erinnern: „Ein jeder nun, der mich vor den Menschen bekennen wird, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater, der in den Himmeln ist“.“ (Matth. 10, 32.)

Darauf standen alle auf, um zu beten. In diesem Augenblick erscholl lautes Geschrei. Krieger drangen aus dem Gebüsch hervor und umzingelten die Versammelten. Einige wollten fliehen, aber der Prediger hielt sie zurück:

„Flieht nicht! Denkt daran: „Jesus Christus ist Derselbe gestern und heute und in Ewigkeit“.“

Der Anführer der königlichen Schar erklärte alle für verhaftet. Zu je zwei und zwei wurden sie gebunden und auf mühevолlem Wege durch den Wald fortgeführt. Namanabona, der mit einem alten Mann zusammengesesselt war, unterstützte diesen, so viel er konnte. Der Marsch ging zur Hauptstadt. Es war ein weiter Weg. Als man schließlich in Tananarivo ankam, waren viele der Gefangenen dem Zusammenbrechen nahe.

Die Königin leitete diesmal selbst die gerichtliche Verhandlung. Einige der Gefangenen, entmutigt durch die Entbehrungen der vorausgegangenen Tage und die Angst vor dem, was kommen würde, widerriefen ihren Glauben. Als Jüngster und Letzter hatte Namanabona vor der Fürstin zu erscheinen. Schon oft hatte er gewünscht, seine Königin einmal zu sehen oder gar in ihre Leibgarde aufgenommen zu werden. Und nun mußte er sich ihren Worten: „Schwöre deinem Christenglauben ab! Er hilft nicht in Stunden der

Gefahr. Werde ein echter Madegasse!“ widersehen. Aber lieber als seine Königin war ihm sein Heiland, und nach kurzem Besinnen sprach er laut:

„Ich bin ein echter Madegasse, Majestät. Und weil ich das bin, kann ich Den nicht verleugnen, dem ich einmal Treue schwur, so gerne ich dir zu Willen sein möchte.“

„Der Christenglaube nimmt unseren Männern die Kraft, den Feinden zu widerstehen. Denkst du nicht an die Freiheit deines Volkes?“

„Ich denke daran, Majestät, denn ich liebe mein Volk“, erwiderte der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling unerschrocken. „Aber nur Jesus Christus macht wirklich frei. Und der Glaube an Ihn macht stark und treu bis in den Tod.“

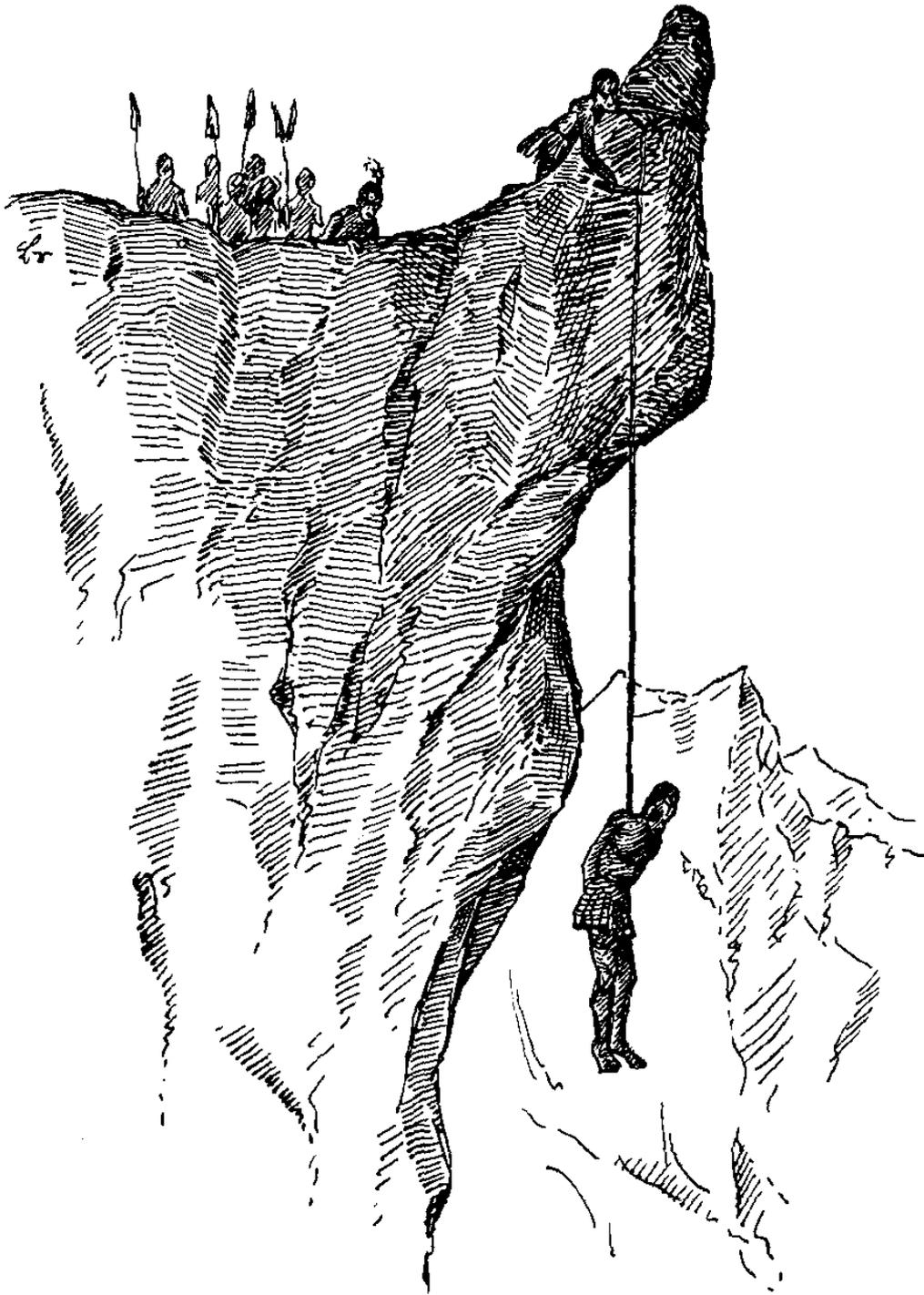
„Willst du mich belehren, jung, wie du bist?“ versetzte die Königin in scharfem Ton. „Ich wollte dich retten, aber du willst nicht.“

Sie winkte mit der Hand. Aufgerichteten Hauptes trat Namanabona in die Reihen der Gefangenen zurück.

Am folgenden Tage wurden zur Abschreckung der übrigen die vier edelsten Gefangenen lebendig verbrannt. Namanabona, der in der vordersten Reihe zusehen mußte, hörte ihr Gebet: „Herr, gib uns Kraft, Dir treu zu bleiben!“ Für einen Augenblick stieg durchdringendes Schmerzgeschrei aus den Flammen auf. Dann folgte tiefe Stille.

Tags darauf mußte Namanabona wieder im Palast erscheinen. Die Königin empfing ihn mit den Worten:

„Wenn du dem Gott der Christen abschwörst, werde ich dich mit der Zeit zum ersten Beamten des



Staates machen. Du gefällst mir. Besinne dich und bedenke: Es ist deine Königin, die mit dir redet und dir dieses hohe Anerbieten macht.“

„Aber der König aller Könige verbietet es mir“, lautete die feste Antwort. „Und Der, der Sein Leben für mich gab, hat das erste Anrecht an das meinige.“

„Fort mit dem Schwärmer!“ rief die Königin erzürnt. Ihre Geduld war erschöpft. Mit rauher Hand wurde der mutige junge Bekenner gefaßt und hinausgestoßen. Sein Schicksal war besiegelt.

Von den vierzig noch vorhandenen Gefangenen schworen zwanzig ihren Glauben ab. Die übrigen wurden über einen brennend heißen Weg auf den Gipfel eines hohen Felsens geführt, dessen Fuß ein Fluß bespülte.

„Schaut da hinunter!“ rief der Anführer der Schar. „Ich habe Befehl, euch alle dort hinabzustürzen. Doch noch habt ihr Gelegenheit, euer Leben zu retten. Noch könnt ihr euren Glauben widerrufen. Es ist nicht die Schuld der Königin, sondern eure eigene, wenn euer Leben nicht geschont wird.“

Zwei von den zwanzig Gefangenen erklärten daraufhin, Christus aufgeben zu wollen. Von den übrigen wurde einer an ein Seil gebunden und dieses an einer vorspringenden Felszacke befestigt. Er schwebte frei über dem schwindelnden Abgrund.

„Verleugne deinen Gott!“ rief der Anführer.

„Nein!“ klang es zurück.

Das Seil wurde durchschnitten. Der Körper fuhr in die Tiefe. Die übrigen ereilte nacheinander das gleiche Schicksal. Als Letzter kam Namanabona an die Reihe.

Lange ruhte das Auge des Anführers auf dem Jüngling, ehe er sein an diesem Tage so oft wiederholtes: „Verleugne deinen Gott!“ an ihn richtete.

„Nein“, sprach Namanabona fest. „Aber ich habe eine Bitte: Gönn mir eine Minute, um zu beten!“

Der Bitte wurde willfahrt. Namanabona kniete

auf dem Felsen nieder. Laut dankte er Gott, daß Er ihn würdigte, für seinen geliebten Herrn zu sterben. Dann betete er für die Seinigen. Sein letztes Wort galt der Königin und seinem Henker. Mit dem Ruf: „Hilf mir, Herr!“ ließ er sich mit dem verhängnisvollen Seil binden.

Während dieses an der Felszacke befestigt wurde, stand der Anführer mit abgewandtem Gesicht da und hielt Augen und Ohren fest geschlossen, bis alles vorüber war. Er hatte schon manch furchtbare Szene erlebt, sollte auch noch manche erleben. Aber die Erinnerung an diesen Augenblick hat ihn nie mehr losgelassen. Das Sterben dieses jungen Christen blieb ihm unauslöschlich im Gedächtnis und ist das Mittel geworden, daß er sich zwanzig Jahre später selbst dem Heiland übergab.

Die Kunde von dem Heldenmut und der Treue Namanabonas ist an noch vieler Ohren gedrungen. Wieviele durch sein Beispiel und sein Zeugnis noch zu Jesus geführt worden sind, wird die Ewigkeit klarmachen.

Disce mori!

Rürzlich kam ich wieder einmal durch ein reizendes württembergisches Städtchen, eins von denen, die mit ihren altertümlichen Giebelhäusern und laufenden Brunnen so heimelig wirken, daß man gar nicht wieder aus ihnen heraus möchte. Bei diesem Besuch fiel mir, was früher nicht der Fall gewesen war, ein am Portal der schönen altertümlichen Schloßkirche in weithin sichtbaren Buchstaben an-

gebrachter ganz kurzer lateinischer Satz auf. Er lautete: *Disce mori*, auf Deutsch: *Lerne zu sterben*.

Ich weiß nicht, ob dieser Satz in irgend einem lateinischen Schriftsteller vorkommt und im Zusammenhang vielleicht eine ganz andere Bedeutung hat als in seiner Herauslösung, oder ob irgend jemand ihn eigens für das Portal der Schloßkirche geprägt hat. Aber das ist ja auch unwichtig. Er steht da und redet, redet zu jedem Vorübergehenden: *Disce mori!*

Lerne zu sterben!

Man könnte fragen: Warum steht das wichtige Wort nicht deutsch über dem Kirchenportal? Denn die wenigsten verstehen Latein. Immerhin: Die Worte geben Anlaß zu Fragen, und Übersetzer finden sich schon. Was nun immer der Grund gewesen sein mag, den lateinischen Satz an diese Stelle zu setzen, der Sinn ist jedenfalls der: Tritt ein in dieses Gebäude! Da wird man dir sagen, wie du lernen kannst, zu sterben.

Lernen zu sterben? Ist das nötig? Kommt der Tod nicht ganz von selbst? Das tut er freilich, denn nachdem die Sünde in die Welt gekommen ist, ist es dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben. (Hebr. 9, 27.) Schon ein Neugeborenes trägt den Keim des Todes in sich. Seit dem Sündenfall ist dem Menschen der Zugang zum Baum des Lebens verwehrt. (Vergl. 1. Mose 3, 22—24.) Diese ernste Tatsache ist nicht wegzuleugnen. Jeder Tag beweist sie. Und dennoch ist die Aufforderung: *Lerne zu sterben!* von der allergrößten Bedeutung.

Manchem der Leser ist vielleicht die Geschichte jenes alten Schiffskapitäns bekannt, der sterben mußte und doch nicht sterben konnte, und der

deshalb seine Untergebenen einen nach dem anderen an sein Lager treten ließ, um sie zu fragen, wie man sterben könne. Die Antworten, die er erhielt, lauteten bis auf eine Ausnahme alle gleich. Sie bestanden aus einem verlegenen Achselzucken und den Worten: „Sterben müssen wir nun einmal alle“. Mit diesen Antworten konnte der arme Kapitän aber nichts anfangen. Sie bewiesen lediglich die Hilflosigkeit der Antwortenden und den Umstand, daß sie eben noch nicht gelernt hatten, zu sterben. Einer fügte seiner Antwort allerdings noch hinzu: „Man stirbt, wie es einem Seemann zukommt. Da heißt es, die Zähne zusammenbeißen und mit Mut aus dem Leben gehen.“ Aber auch diese Worte halfen dem Kapitän nicht, mochten sie auch noch so mutig und eines starken Mannes würdig lauten. Gewiß, so lange der Sterbende selbst noch gesund, so lange der Tod noch fern gewesen war, hatte er auch ähnlich gesprochen. Aber jetzt, am Rande der Ewigkeit, war alles so ganz anders. Mag sein, daß es einzelne Leute gibt, die es infolge ihrer Willenskraft fertig bringen, gleichmütig zu sterben. Jedenfalls war es bei dem alten Kapitän nicht so. Er war in seinem langen Leben manchem Sturm mit Gleichmut begegnet. Aber jetzt fand er keine Ruhe, und er wäre verzweifelt, wenn ihm nicht vor seinem Ende eine besondere Arznei gereicht worden wäre. Die Arznei bestand aus einigen wenigen Bibelversen, die ein junger, unwissender Schiffsjunge seinem Kapitän aus einer alten Bibel vorlas. Es war die Stelle aus Jes. 53: „Fürwahr, Er hat unsere Leiden getragen, und unsere Schmerzen hat Er auf sich geladen. Und wir, wir hielten Ihn für bestraft, von Gott geschlagen und niedergebeugt; doch um unserer

Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden. ... Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit." Diese Worte, im Glauben erfaßt, machten nicht nur, daß der Kapitän ruhig sterben konnte, sondern sie gaben ihm die Kraft, glücklich und in Frieden h e i m z u g e h e n.

Hiermit sind wir bei der einzig richtigen Beantwortung der Frage angelangt: Wie kann ein Mensch l e r n e n , zu sterben?

Hier muß Gottes Wort, die Heilige Schrift, zu Rate gezogen werden. Wenn Moses in seinem Gebet zu Gott fleht: „Lehre uns zählen unsere Tage, auf daß wir ein weises Herz erlangen!“ (Ps. 90, 12), so heißt das nichts anderes als: Lehre uns unser Ende bedenken, damit, wenn es kommt, die w a h r e W e i s h e i t u n s e r T e i l i s t ! Und wenn wir dann im Buch der Sprüche den Ausspruch der W e i s h e i t lesen: „Wer mich findet, hat das Leben gefunden und Wohlgefallen erlangt von Jehova. Wer aber an mir sündigt, tut seiner Seele Gewalt an; alle, die mich hassen, lieben den Tod“ (Kap. 8, 35. 36), dann heißt das im Grunde nichts anderes als: „Wer den S o h n hat“ — Er ist die wahre Weisheit — „hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht“. (1. Joh. 5, 12.) Sterben lernen im richtigen Sinne ist nichts anderes, als Den suchen und finden, der dem Tode die Macht genommen hat, so daß dieser Tod dann nicht mehr als der König der Schrecken vor der Seele steht, sondern die Eingangspforte ist in die Ruhe des Paradieses Gottes. Sterben lernen heißt, b e i z e i t e n

sterben, wie es in dem bekannten alten Spruch treffend zum Ausdruck kommt:

Wer stirbt, e h' er stirbt,
Der stirbt nit, w e n n er stirbt,

oder in jener Mahnung, die ich auf einem alten Grabstein eingemeißelt fand:

Darum stirb in Zeiten hier,
So darfst du den Tod nicht scheuen.

Sterben lernen heißt: Seine Zuflucht zu Dem nehmen, der einst für Sünder starb, damit sie ewiges Leben empfangen, der selbst das gewaltige Wort gesprochen hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist; und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit“. (Joh. 11, 25. 26.) Wer Jesus hat, h a t die Auferstehung und das Leben. Für einen solchen besteht in einem Sinn der Tod überhaupt nicht mehr. Eingemacht mit dem Sieger über Tod und Grab, kann er triumphierend singen:

Jesus lebt! Er hat gesiegt;
Wer kann Seinen Ruhm verkünden!
Meine Sünd' im Grabe liegt,
Keine Schuld ist mehr zu finden.
Ja, Er lebt -- i c h s t e r b e n i c h t;
Dem Sein Tod war mein Gericht.

Und was ist der Weg, um zu diesem Erleben zu kommen, um einen solchen Vers von Herzen singen zu können? — Der G l a u b e. „G l a u b s t du dies?“ fügte der Herr Seinen an Marta von Bethanien gerichteten herrlichen Worten hinzu. Ja, „wer an den Sohn g l a u b t, h a t ewiges Leben“. (Joh. 3, 36.)

Der alte Kapitän hat die Wahrheit dieses Wortes an sich erfahren. Er konnte nichts mehr tun, um sein Leben zu ändern. Dazu war es für ihn zu spät. Aber

er konnte, sein Leben verurteilend, Den annehmen, der freiwillig in den Tod ging, „um Gefangene aus dem Kerker herauszuführen, und aus dem Gefängnis, die in der Finsternis sitzen“. (Jes. 42, 7.) So lernte er sterben.

Noch ein Wort sei mir gestattet in Verbindung mit unserem Thema: „Disce mori!“ Im 2. Kapitel seines Briefes an die Römer schreibt der Apostel von Gott, daß Er „einem jeden vergelten werde nach seinen Werken: denen, die mit Ausbarren in gutem Werke Herrlichkeit und Ehre und Unverweslichkeit suchen, ewiges Leben; denen aber, die streitsüchtig und der Wahrheit ungehorsam sind, der Ungerechtigkeit aber gehorsam, Zorn und Grimm“. (R. 6—8.) Ich glaube, daß diese Worte ebenfalls der Erwägung wert sind, wenn es sich um die Frage handelt: Wie lerne ich sterben? Wir sagten uns schon, daß sterben lernen G l a u b e n heiße an Den, der die Auferstehung und das Leben ist. Zum Glauben an Jesus muß sich aber die Nachfolge Jesu und der Dienst für Ihn gesellen, wenn der Gläubige g l ü c k l i c h e n , friedeerfüllten Herzens der Vollendung seines Laufs entgegensetzen will. „Die das Gute getan haben“, wird der Herr Jesus einst erwecken „zur Auferstehung des Lebens.“ (Joh. 5, 29.) Hier ist des Lernens kein Ende. Und wer weiß, ob wir, die Glaubenden, die wir wachend dastehen im Dienst unseres Herrn, nicht die Stunde als unsere glücklichste erleben dürfen, wo Er selbst kommen wird, um die geliebten Seinigen heimzuführen ins Vaterhaus? Wer weiß, ob wir nicht als Lebende Sein Kommen sehen und dann, o h n e durch den Tod zu gehen, „Unsterblichkeit anziehen“ werden, dann, wenn sich das Wort erfüllen wird: „Verschlun-

gen ist der Tod in Sieg. Wo ist, o Tod, dein Stachel? wo ist, o Tod, dein Sieg?“! (1. Kor. 15, 53—55.)

„Daher, meine geliebten Brüder, seid fest, unbeweglich, allezeit überströmend in dem Werke des Herrn, da ihr wisst, daß eure Mühe nicht vergeblich ist im Herrn!“ (B. 58.)

„Versuch es noch einmal!“

„**D**ater, versuch es noch einmal! Ich bitte dich, nur noch einmal! Vielleicht wird dir's doch gelingen!“

So bat in flehentlichem Ton ein kleines Mädchen mit blassen Wangen und traurigen Augen einen älteren Mann, der, den Kopf auf beide Hände gestützt, in dumpfem Brüten vor sich hinstarrte. Er machte keinen angenehmen Eindruck. Man brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, daß eine durchzechte Nacht hinter ihm lag, und sein Aussehen, sein unordentlicher Anzug verrieten, daß sein Geld nicht dazu diente, wozu es dienen sollte, sondern daß er es dazu benutzte, seinen niedrigen Leidenschaften zu frönen. Der Anblick des Kindes dagegen war rührend. Es stand vor seinem Vater und bat immer wieder: „Versuch es doch noch einmal, Vater!“ Schließlich kam etwas Leben in die starren Züge des Mannes, und halblaut murmelte er vor sich hin:

„Es nützt ja nichts, Else. Ich kann das Trinken nicht lassen. Hab's oft genug versucht. Aber der Schnapsteufel hält mich in seinen Krallen. Ich weiß, daß der Branntwein mich kaputt macht. Aber wenn er reines Gift wäre, ich müßte ihn haben. O das Sa-

tansgetränk! Da hab' ich wieder meine Entlassung so gut wie in der Tasche. Der Alte hat mir gesagt, er könne mein liederliches Treiben nicht mehr dulden. Hat ja auch im Grunde recht. Das wäre also schon die dritte Stelle, die ich um des — — Trinkens willen verloren habe. Kann sein, daß ich schon morgen wieder auf der Straße stehe. Weiß auch, wie mein Weg enden wird. Ich renne mit offenen Augen ins Verderben. Aber was hilft's? Ich kann mir nicht helfen. Ich kann nun einmal das Trinken nicht lassen."

Die Augen hatten ihre Starrheit verloren. Verzweifelt schauten sie darein, und tief seufzend ließ der arme Mensch den Kopf wieder auf die Brust herabsinken. Er bot das traurige Bild eines mit Ketten gebundenen Sklaven der Sünde. Nach einigen Augenblicken schaute er wieder auf, und wirr schweiften seine Blicke durch das von Möbeln fast entblößte Gemach. Wie traulich hatte es früher hier ausgesehen, und wie armselig war es jetzt! Wo war die schöne Wanduhr, die ihn so oft durch ihr rastloses Ticken erfreut hatte? Wo war der niedliche Schrank aus Mahagoni, auf den er so stolz gewesen war, weil er von seinem Fleiße und seiner Sparsamkeit gezeugt hatte? Ja, wo waren so manche Hausgeräte, die in einem Haushalt unentbehrlich sind? Alles war ins Pfandhaus gewandert für — Branntwein.

Schließlich blieb der Blick des Mannes auf seinem Töchterchen haften. Wie erbärmlich sah das Kind in seinem geflickten und abgenutzten Kleidchen aus! Es waren noch nicht alle Vatergefühle in ihm erstorben. Er liebte sein Kind, die einzige Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Frau, und als er ihm in die traurigen Augen sah, die ihm sagten, daß dieses Kind,

wenn nötig, sich für den unwürdigen Vater aufgeopfert haben würde, rang er stöhnend die Hände.

„Kind, Kind!“ rief er. „Du weißt, daß ich's versucht habe! Die Männer von dem frommen Verein da drüben haben mit mir gesprochen und es mir sonnenklar gemacht, daß das Hauptelend in unserer Stadt eine Folge des Branntweintrinkens sei, und daß ich mit jedem Groschen, den ich ins Wirtshaus trage, schon zum voraus mein Kostgeld für das Armenhaus bezahle oder gar die Nägel für meinen Sarg. Ich hab' auch das feierliche Gelübde abgelegt, keinen Tropfen mehr zu trinken, hab' meinen Namen in die Liste eingezeichnet und geglaubt, jetzt sei alles gut. Ich hatte mein Wort gegeben und wollte es halten, und es hat ja auch ein paar Wochen gut gegangen. Ich trug mein Geld nicht mehr ins Wirtshaus, sondern gab's der Mutter. Und da hatte sie wieder ein Lachen für mich. Aber dann kam — Fluch jenem Tage! — ja, dann kam die schwere Versuchung, und da war ich so schwach wie ein kleines Kind. Hu, was war das ein schrecklicher Morgen! Ich hatte mein Gelübde gebrochen, — mein Wort hab' ich gebrochen, — und dann, dann wurde es schlimmer als je.“

Der arme Mann schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte zum Erbarmen.

„Ich hab's noch einmal versucht“, fuhr er nach längerer Pause in dumpfem Tone fort, und die Worte lauteten so, als habe er die Gegenwart seines Kindes ganz vergessen. „Das war damals, als meine arme Sophie im Sterben lag. Es war mein fester, mein fester Entschluß, das Wenige, was die Sterbende so nötig brauchte, nicht ins Wirtshaus zu tragen. Zwei Tage enthielt ich mich; aber am dritten Tage, da —“

Eine Bervünschung über den Branntwein und über die, welche ihm das verderbliche Getränk nur zu gern verkauften, kam über die Lippen des verzweifelten Mannes. Die Erinnerung an jene schrecklichen Augenblicke schien sich wie ein brennender Pfeil in sein Herz zu bohren. Die Worte erstickten ihm in der Kehle, und nur ein lautes Stöhnen wurde noch hörbar. Else wagte in diesem Augenblick nichts mehr zu sagen. Die Tränen liefen ihr über die bleichen Wangen. Sie preßte die Hände zusammen und wußte nichts zu tun, als in ihrem Herzen zu rufen: „O Gott, hilf doch! Erbarme Dich meines armen Vaters!“

„Kind!“ rief plötzlich der Unglückliche laut, indem er den Kopf hob und seiner Tochter in die tränengefüllten Augen sah, „wenn ein Mensch einmal diesem Teufelsgetränk verfallen ist, dann gibt es keine Macht, um ihn je wieder von ihm zu befreien. Es ist gleich einem Fieber, gleich einer wahnsinnigen Naselei. Da helfen keine guten Vorsätze, da nützt kein vernünftiges Überlegen, da gibt selbst der Gedanke an das Verderben der ganzen Familie keine Kraft, denn sicher hat niemand sein Weib und sein Kind mehr geliebt, als ich es getan habe.“

„Aber die Gnade Gottes kann helfen“, flüsterte das Kind kaum hörbar.

„Ach, rede mir nicht davon!“ rief der Mann, indem er aufsprang und mit großen Schritten im Zimmer hin und her rannte. „Rede mir nicht von Gott. Das haben die Männer von dem Verein auch getan, und damals hab' ich geglaubt, Gott könne und würde mir helfen. Aber heute glaub' ich es nicht mehr. Denke ich an Gott, so sehe ich nur einen zornigen Mann vor mir, der mir mit seiner Verdammung droht.“

„Aber wir dürfen doch an Seine Liebe denken“, erwiderte das Kind mit zitternder Stimme. „O Vater, lieber, lieber Vater! Laß mich dir einen Vers, nur einen kleinen Vers sagen, den mir die Lehrerin gestern zu lernen aufgegeben hat. Er heißt: „I ch v e r m a g a l l e s i n D e m , d e r m i c h k r ä f t i g t ! “ Die Lehrerin sagte, durch Jesus, der um unfertwillen den Kreuzestod erlitten hat, könnten wir jede Versuchung überwinden. Ach, Vater, versuch es doch noch einmal!“

„Geh zur Schule, Kind, geh zur Schule!“ rief der Vater halb ungeduldig, halb traurig. „Ich sage dir, es ist alles umsonst. Was sollen mir auch diese Worte nützen, die für dich ganz gut sein mögen? Mir helfen sie nicht. Dazu ist's zu spät. Drum geh, geh!“

Und da das Kind zögerte, schob er es von sich, indem er mit hastigen Schritten seinen Gang durchs Zimmer fortsetzte. Else wagte keinen Einwand mehr zu erheben, aber wieder drang der Schrei aus ihrem Herzen: „O Gott, erbarme Dich doch!“ Sie setzte ihren alten Hut auf, warf ein abgetragenes Tuch um die Schultern und schickte sich zum Gehen an.

„O Gott, hilf meinem armen Vater um Jesu willen!“ flüsterte sie. „Laß Du es ihn noch einmal versuchen!“

Bevor sie jedoch das Zimmer verließ, legte sie ihr kleines Testament auf den Tisch. Sie hatte dies schon öfter getan in der Hoffnung, daß ihr Vater einmal darin lesen würde, so wie er in früheren Tagen in der jetzt längst verpfändeten Hausbibel gelesen hatte. Aber sie hatte, wenn sie dann später nach Hause kam, das heilige Buch stets auf demselben Platz wiedergefunden, ohne daß es offenbar nur berührt worden war.

Aber wer weiß? Vielleicht würde der Vater diesmal darin lesen. Gott konnte ihren Herzenswunsch erfüllen.

Der Wunsch unserer kleinen Freundin wurde erfüllt. Nachdem Peter Petersen noch eine Zeitlang seufzend und stöhnend das Zimmer durchmessen hatte, blieb er plötzlich am Tisch stehen und nahm, ohne eigentlich zu wissen, warum, das Testament zur Hand. Mechanisch durchblätterte er das Buch. Schon war er im Begriff, es wieder beiseite zu legen, als sein Auge auf einen Namen fiel, der dem seinen ähnlich war. Es war der Name des Apostels Petrus. Er hatte das Testament an der Stelle aufgeschlagen, die von dem Sturm berichtet, der die Jünger auf einer nächtlichen Fahrt überrascht hatte, und davon, wie Jesus, wandelnd auf dem See, zu ihnen kam.

„Ja, wenn ich diesem Petrus ähnlich wäre!“ murmelte er vor sich hin. „Das war ein großer Apostel und dazu ein heiliger Märtyrer. Aber halt! wenn ich mich recht erinnere, so ist es ihm auch einmal passiert, daß er strauchelte und fiel. Wie war die Sache doch noch?“

Peter setzte sich, rückte seinen Stuhl nahe an den Tisch und begann zu lesen, wobei er sich dann und wann durch seine eigenen Anmerkungen unterbrach.

„Jesus redete zu ihnen und sprach: Seid gutes Mutes, ich bin's; fürchtet euch nicht! Petrus aber antwortete Ihm und sprach: Herr, wenn Du es bist, so befehl mir, zu Dir zu kommen auf den Wassern. Er aber sprach: Komm! Und Petrus stieg aus dem Schiffe und wandelte auf den Wassern, um zu Jesu zu kommen.“ (Matth. 14, 27—29.)

„Wahrhaftig“, unterbrach sich der Leser, indem er das Buch halb schloß, „er war ein kühner Mann, dieser Petrus. Er konnte auf dem See wandeln, gerade so wie ich Menschen gekannt habe, die standhaft und ohne Wanken über jede Versuchung hinwegschreiten und allem wie ein Fels widerstehen konnten. Es gibt solche, die ihr Wort verpfänden und nie gebrochen haben. Nichts konnte sie bewegen, auch nur einen Schluck zu trinken.“

Er nahm das Buch wieder zur Hand und las: „Als er aber den starken Wind sah, fürchtete er sich; und als er anfang zu sinken, schrie er und sprach: Herr, rette mich!“

Hier mußte er wieder eine Pause machen. Nachdenklich ruhten seine Augen auf den letzten Worten.

„Petrus fing an zu sinken!“ setzte er sein Selbstgespräch fort. „Jetzt fällt mir's ein; das hab' ich früher schon gelesen. Er fing an zu sinken. Merkwürdig — er, ein Heiliger, ein Apostel, er mußte schreien: „Herr, rette mich!“ Sollte man es für möglich halten? Also auch ein solcher Mann konnte sinken und mußte um Hilfe schreien. Nun, geholfen ist ihm worden, sonst hätte er ja nicht der große Apostel werden können. Hat Jesus denn sogleich geholfen?“

„Als bald aber streckte Jesus die Hand aus, ergriff ihn und spricht zu ihm: Kleingläubiger, warum zweifeltest du?“

Peter schloß das Buch, stand auf und schritt wieder im Zimmer auf und ab. Das Gelesene hielt ihn gefangen. Kein Wort kam über seine Lippen. Aber wenn man in seinem Herzen hätte lesen können, so würde man da etwa folgende Gedanken entdeckt haben:

„Jesus hat ihn erhört. Jesus hat ihm die rettende Hand entgegengestreckt, als er selbst keine Kraft besaß, um sich retten zu können. Ja, Jesus hatte Kraft genug. Aber Jesus hatte auch Liebe genug. Als bald streckte Er Seine Hand aus. Ach, wenn Er doch noch auf Erden wäre! Er würde auch mir helfen. Aber Jesus lebt doch noch. Wir singen doch an Ostern:

Jesus lebt,
Mit Ihm auch ich.

Er hat doch auch heute noch Kraft und Liebe. Wenn nun auch ich geradeswegs zu Ihm ginge und Hilfe bei Ihm suchte? Ob Er auch mir helfen würde, damit ich nicht immer tiefer sinke? Ob Er auch mir wohl die rettende Hand entgegenstrecken und mich zu Sich emporziehen würde, obwohl ich so oft mein Wort gebrochen habe?“

Er setzte sich wieder an den Tisch und öffnete von neuem das Testament. Diesmal war's eine ganz andere Stelle, auf die sein Auge fiel. Aber sie dünkte ihn beinahe eine Botschaft, die Gott unmittelbar für ihn vom Himmel sandte. Er las die Worte: „Keine Versuchung hat euch ergriffen, als nur eine menschliche; Gott aber ist treu, der nicht zulassen wird, daß ihr über euer Vermögen versucht werdet, sondern mit der Versuchung auch den Ausgang schaffen wird, so daß ihr sie ertragen könnt.“ (1. Kor. 10, 13.)

Diesen Vers mußte Peter immer wieder lesen. Die Worte hatten es ihm angetan. Er fragte nicht, ob sie auch für ihn, den tiefgesunkenen Sünder, bestimmt sein mochten. Noch eben hatte er abweisend in Gegenwart seiner Tochter von Gott gesprochen. Jetzt wurde es ihm mit einemmal klar, daß, wenn jemand, es einzig und allein dieser Gott war, der ihm helfen

konnte. Es war, als habe sich ein matter Lichtschimmer Bahngebroschen, um die finsternen Schatten seiner Seele zu zerstreuen. Ein Kampf von ganz anderer Art wie bisher war in ihm erwacht. Plötzlich erhob er sich, hob das kleine Buch hoch empor und rief:

„Ja, hier liegt auch für mich die Heilung, oder es gibt keine. Gott muß alles tun. Sonst bin ich verloren. Ich habe versucht, den geraden Weg zu gehen, und ich bin gefallen. Ich habe versucht, die Sünde zu lassen, aber ich habe es nicht gekonnt. Jetzt will ich mich, wie Petrus es getan hat, ganz der Barmherzigkeit und Stärke des Heilands übergeben. Seine Kraft kann mir helfen. Ihm vertrauend, will ich es noch einmal, ja, noch einmal versuchen! O Herr Jesus, erbarme Dich meiner!“

Während Else auf ihrem Weg zur Schule betend und weinend ihres armen Vaters gedachte, wagte sie nicht zu hoffen, daß Gott ihre Bitte schon bald erhören werde. Und während daheim im Herzen des unglücklichen, von dem Willen seines Fleisches gebundenen Mannes das Wort Gottes seine machtvolle Wirkung auszuüben begann, wagte dieser noch weniger, daran zu denken, daß Gott noch andere Herzen zubereiten würde, um sich mit seinem Unglück zu beschäftigen. Und dennoch war es so. Diesmal war es ein in einem großen, feinen Hause wohnendes kleines Mädchen, das sich mit Wärme seiner Sache fürbittend annahm. Herr B., Peters Fabrikherr, saß in seinem mit rotem Leder ausgeschlagenen Klubsessel, und vor ihm stand seine jüngste Tochter Klara mit Backen, die vor Eifer glühten.

„Versuche es doch noch einmal mit dem armen

Mann, Papa“, bat die Kleine wieder und wieder, während sie mit beiden Händen des Vaters Hand faßte.

„Warum soll ich es denn noch einmal versuchen?“ fragte er lächelnd, obwohl er bereits ganz gut wußte, weshalb sein Töchterchen so eindringlich bat.

„Ach, Papa, du weißt doch, wegen seiner kleinen Tochter, die, wie Mama sagt, die beste in der ganzen Schule ist“, lautete die Antwort. „Sie sieht immer so blaß und so traurig aus. Ich habe auch gehört, daß sie ihre Mutter bis zu ihrem Tod so gut gepflegt hat, wie sie nur konnte. Es ist sicher nicht ihre Schuld, daß ihr Vater so schrecklich viel trinkt. Denk doch nur, wie viel Leid sie tragen muß. Und nun soll noch mehr dazu kommen?“

„Nein, das soll es nicht. Wir wollen uns sogleich nach ihr umsehen“, erwiderte der Vater freundlich. „Dem Mann ist nicht zu helfen. Wir können ihn nicht retten. Aber er soll sein Kind nicht verderben. Ich sollte meinen, sie wäre alt genug, um bei fremden Leuten in Dienst zu treten.“

„Aber, Papa“, fiel Klara hastig ein, „das würde Else sicher nicht glücklich machen. Sie müßte ja immer daran denken, daß ihr armer Vater, um den sich dann kein Mensch mehr kümmert, noch tiefer sinken und unrettbar verloren sein würde. Nein, so geht es wirklich nicht, Papa. Versuche es doch noch einmal mit ihm! Entlaß ihn nicht aus der Arbeit! Vielleicht ändert er sich doch noch. Bitte, bitte, Papa, tu es um Elses willen!“

Was blieb dem Fabrikherrn übrig? Sein Töchterchen verteidigte ihre Sache mit solcher Wärme, daß er sich schließlich bereit erklären mußte, es noch ein-

mal mit dem Arbeiter zu versuchen, der sich schon so viel in seinem Dienst hatte zu schulden kommen lassen. Noch einmal wollte er nicht nur ein, sondern beide Augen zudrücken und um des innigen Bittens seines und um des anderen Kindes willen weiter Geduld mit dem Mann üben, an dessen Besserung er kaum mehr zu denken wagte.

Es war in der Tat ein seltsames Zusammentreffen gnadenvoller Wirkungen:

Der Glaube hatte in dem Herzen des Sünders zu wirken angefangen, so daß er rufen konnte: „Mich auf die Barmherzigkeit und Stärke des Heilands werfend, will ich Ihm vertrauen, daß Er sich meiner erbarmen und mir helfen wird“. Die Hoffnung ließ ein junges, von Kummer gebeugtes Mädchen bitten: „Versuche es noch einmal! Gottes Gnade kann dir helfen, und an Seine Liebe dürfen wir denken.“ Und die Liebe ließ das Töchterchen des reichen Fabrikherrn sprechen: „Versuche es noch einmal mit dem armen Mann! Vielleicht ändert er sich noch. Er möchte sonst unrettbar verloren sein.“

Ich will nicht die inneren Kämpfe und Schwierigkeiten schildern, durch die Peter noch zu gehen hatte. Oft kehrte die Versuchung zum Trinken zurück. Oft ließ er mutlos das Haupt sinken, und einigemal wollte er sich gar hoffnungsloser Verzweiflung hingeben. Aber immer wieder nahm er zu dem Worte Gottes und zu Ihm seine Zuflucht, der die Quelle alles Heils ist. Nachdem er in Ihm seinen Heiland gefunden, fand er in Ihm auch Kraft und Stärke. Und am Ende erfuhr er, daß der Teufel flieht, wenn man ihm widersteht.

Als die langen hellen Sommertage zurückgekehrt

waren, ließ die schöne Wanduhr auf ihrem Platz hinter der Tür wieder ihr rastloses Ticken vernehmen, und auf dem Tisch lag die aus dem Pfandhaus zurückgeholte große Familienbibel. Viel hatte sich geändert seit jenem trüben Morgen, an dem unsere Erzählung begann. Der Vater saß nicht mehr da, den Blick zu Boden gesenkt, wie einer, der seine Mitmenschen nicht anzusehen wagt. Sein Auge blickte klar und ruhig. Sein Anzug war rein und ordentlich. Und aus Elses lieben Zügen war jede Spur von Leid und Kummer geschwunden; sie sah wohl und blühend aus.

„Wie glücklich sind wir doch jetzt, Vater!“ rief sie eines Morgens entzückt, als die Morgensonne ins Zimmer schien, und die Gegenstände des Kleinen, jetzt wieder so traulichen Gemachs in ihren Strahlen glänzten.

„Ja, mein teures Kind“, erwiderte der Vater, während Tränen in seine Augen traten. „Gott hat Großes an mir getan. Auf der abschüssigen Bahn hatte ich die allerletzte Stufe erreicht. Da riß Seine Gnadenhand mich zurück vom ewigen Verderben. Er hat deine Bemühungen der Liebe um deinen unglücklichen Vater gesegnet und mich auf den rechten Pfad gebracht. Ich habe Seine Rettermacht erfahren. Dafür sei Sein großer Name in Ewigkeit gepriesen!“

Ein kostbarer Fund

Eines Tages bekam Reichardt, ein Judenmissionar in Kairo, in seinem Bibeldepot den Besuch einiger arabischer Juden, die aus einem der ganz entlegenen und unbekanntesten Dasisdistrikte im

Herzen Arabiens kamen. Auf die eine oder die andere Art hatten sie erfahren, es gäbe einen Laden in Kairo, wo man das Heilige Gesetz bekommen könne, und so kamen sie, um hebräische Alte Testamente zu kaufen. Missionar Reichhardt gab ihnen die verlangten Bücher mit Freuden. Ehe er die Kiste schloß, fügte er unter ernstem Gebet, und ohne ein Wort darüber zu sagen, den Alten Testamenten ein hebräisches Neues Testament hinzu.

Nach etwa zwei Jahren kamen die Juden wieder und brachten dem christlichen Mann in Kairo einen Brief ihres Rabbi. Was sagte der Brief? Er bekundete, wie hoch sie die wunderschönen Bände des Gesetzes, der Propheten und der Psalmen schätzten. Aber er sagte noch mehr: Zu ihrer Überraschung hätten sie neben den genannten Büchern noch ein anderes Buch in der heiligen Sprache gefunden, das Neue Testament. Sie hätten noch nie davon gehört, auch nie von Dem, von welchem es rede. Als sie aber in den heiligen Worten dieses Buches, das inmitten ihrer eigenen heiligen Schriften gelegen hatte, von Ihm gelesen, seien sie einmütig zu dem Schluß gekommen, daß Er der Messias Israels sei. „Von dem Tage an“, schloß der Rabbi, „steigen unsere Gebete zu dem Gott Israels allezeit im Namen von Messias Jesus auf.“ So wird es immer wieder wahr: „Mein Wort . . . wird nicht leer zu mir zurückkehren“.

Aus „Sions Freund“

„Gott hat alle zusammen in den Unglauben eingeschlossen, auf daß Er alle begnadige. O Tiefe des Reichtums, sowohl der Weisheit als auch der Erkenntnis Gottes!“ (Röm. 11, 32. 33.)

Was das Herz erquickt

Teurer Heiland! Dich zu kennen
Und, gelehnt an Deine Brust,
Freund der Seele Dich zu nennen,
Das ist heil'ge, sel'ge Lust.
Alle kennest Du mit Namen,
Die, verirrt und voller Schuld,
Nun im Glauben zu Dir kamen,
Hegst und pflegst sie mit Geduld.

Unausprechlich hohe Freude,
Dein zu sein, Du großer Hirt,
Der auf immer grüne Weide
Seine kleine Herde führt!
Der in Seinem Schoß erwarmen
Läßt, was nie sie fände aus,
Und es dann auf starken Armen
Heimwärts trägt ins Vaterhaus.

Des Erbarmens mächt'ge Gluten
Führten Dich zu uns herab,
Deiner Liebe heiße Gluten
Überwanden Tod und Grab.
Diese Liebe zu genießen,
Zu Dir aufschau'n unverrückt,
Stille ruhn zu Deinen Füßen,
Das ist's, was das Herz erquickt.

R. B.

Menschen- und Gottes Wege

„**N**un, Freund Wolf, was machen die Kinder?“
 Der Angeredete, ein bereits ergrauter Mann, antwortete nicht sogleich. Ein trüber Zug trat in sein ausdrucksvolles Gesicht, in das die Zeit manche Runzel gegraben hatte.

„Was sie machen? Das ist eine Frage, die nicht in zwei Worten beantwortet ist“, kam es dann stoßend über seine Lippen. „Mein Wunsch war von jeher, unseren Kindern zu zeigen, daß Gott immer noch Fleiß, ehrliche Arbeit und echtes Pflichtbewußtsein segnet. Das, was ich darin von mir selbst verlangte, galt auch als eisernes Gebot für meine Kinder. Leider bin ich dabei nicht immer von meiner lieben Frau unterstützt worden, so oft ich sie auch darum gebeten habe. In ihrer Gutmütigkeit war und ist sie häufig viel zu nachgiebig ihren Jungen gegenüber.“

„Das ist freilich schade“, erwiderte Freund Landhaus. „Aber in euren Töchtern hat Gott euch doch wirklich einen Schatz geschenkt. Es ist eine Freude, sie zu beobachten, und deine beiden Schwiegersöhne machen den Eindruck von fleißigen, von Herzen gläubigen Männern.“

„Ja, das ist so“, nickte Wolf, und ein heller Schein ging über seine Züge. „Auch Rainer, unser körperlich so schwacher Jüngster, hat sich

früh zum Herrn bekehrt und ist ein lieber Junge. Beim Gedanken an ihn ist mir schon mehr als einmal das Wort unseres Herrn in Matth. 11 in den Sinn gekommen: Vor Weisen und Verständigen hast Du dies verborgen und hast es Unmündigen geoffenbart.“

Mit einem Händedruck schieden die beiden Männer.

Als Vater Wolf nach Hause kam, lagen eilige Bestellungen vor. Von einer Schiffswerft, die einen Dampfer im Trockendock liegen hatte, wurden mehrere Leute angefordert, zur Ausführung notwendiger Reparaturen. Solche Gänge waren besonders Heinz erwünscht, dem Sohn, der dem Vater vor allem Sorge machte. Er benutzte gern jede Gelegenheit, um mit seinem Freund, dem Monteur Otto Kern, der väterlichen Aufsicht zu entzweylen. Kern war ein gescheiter Mensch, aber sein Einfluß auf die beiden Söhne des Geschäftsinhabers war kein guter. Besonders für Heinz war er zum Verhängnis geworden. Mit Vorliebe begleitete dieser den Freund zu den lustigen Abenden, die einen anderen Charakter trugen als die Mußestunden im ernstesten Elternhause.

Die jungen Leute, bei denen Otto Kern „Hahn im Korb“ war, hatten im „Löwen“ ein eigenes Zimmer, wo sie ihre regelmäßigen Zusammenkünfte abhielten. Heinz hatte sich in dieser Gesellschaft zuerst nicht wohl gefühlt. Die dort geführten Gespräche waren ihm vom Elternhause her fremd. Oft wurden hier tüchtige Menschen der Stadt mit einer Lauge beißenden Spotts übergossen. Selbst sein eigener Vater war als der „fromme Wolf“ oder als ein „Wolf in Schafskleidern“ nicht verschont geblieben. Kern hatte es indessen verstanden, die besseren Empfindungen

bei Heinz mehr und mehr zu ersticken, und bald lebte er nur noch in dieser Welt der sogenannten Freiheit. „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt“, wurde mit Vorliebe in dem Kreise gesungen. Hätte der Dichter von Schenkendorf diese „Freiheitshelden“ gesehen, so hätte er gewiß mit Bedauern den Kopf geschüttelt.

Die Zusammenkünfte der jungen Leute kosteten natürlich Geld. Nicht ein Glas Bier, nicht eine Zigarette gab es umsonst. Außerdem wurde um Geld gespielt, wobei Heinz meist der „Leidtragende“ war. Zwar half Kern stets bereitwilligst aus, aber jede Spielschuld wurde notiert, und bald hatte der Freund ein für Heinzens Verhältnisse nicht unbedeutendes Sümmechen von dem leichtsinnigen Jüngling zu fordern.

Wie zu Geld kommen? Diese Frage war für Heinz brennend geworden. Zwar hatte er es oft genug verstanden, der schwachen Mutter ein Markstück oder zwei abzuschmeicheln. Aber diese kleinen Beträge waren natürlich zu gering, um alle seine Ausgaben und vor allem seine Spielschulden zu decken, und der Vater hielt ihn knapp, sehr knapp. Was tun? Es gab eine Möglichkeit, Geld in die Hand zu bekommen, ohne daß es besonders auffiel. Heinz war mehrmals zugegen gewesen, wie der Vater die Kupfer- und Messingabfälle verkaufte. Ein solcher Verkauf ergab stets eine schöne Summe. Wenn es ihm nur einmal gelang, selbst einen solchen Kauf zu tätigen, war er aus der Not heraus. Dann konnte er seine Schulden bezahlen, und es würde auch noch ein Baken übrigbleiben.

Und die Gelegenheit kam. In einem Nachbarort war wieder einmal eine größere Arbeit zu tun, zu der

diesmal alle Werkstätten außer Heinz gefahren waren. Selbst der Vater war mit draußen, und er allein zu Hause. Da öffnete sich die Tür zur Werkstatt, und herein trat der Jude Knopp, begrüßte freundlich „Herrn Wolf jr.“ und fragte nach Abfällen. Vater Wolf hatte diesem Menschen nie recht getraut und deshalb auch nur selten ein Geschäft mit ihm gemacht. Herr Knopp verstand es indessen, dem „jungen Herrn“ begreiflich zu machen, daß niemand reeller sei und besser zahle als er. So war der Handel schnell abgeschlossen, und nach kurzer Zeit rollte das Wägelchen des Althändlers weiter. Man sah es seinem zufriedenen Gesicht an, daß das „Geschäftchen“ gut war.

Heinz hatte fast fünfzig Mark in der Tasche. Wohl war ihm nicht bei der Sache, wenn es ihm auch gelang, ein gleichgültiges Gesicht aufzusetzen, als er dem erstaunten Freund Kern seine Schulden auf einmal zurückzahlte.

Am nächsten Tage gegen Abend kam sein Schwager Kolf, der die älteste von Wolfs Töchtern geheiratet hatte und eine kleine Fabrik für Textilwaren besaß. Als er Heinz erblickte, hielt er ihn an und fragte: „Heinz, ich habe dich so lange nicht mehr in der Bibelstunde gesehen. Warum läßt du Vater immer allein gehen?“

„Vater hat meine Gesellschaft nicht nötig, und ich muß abends andere Anregung haben. Ein schöner Himmel interessiert mich nicht, solange ich mich Tag für Tag herumplacken muß. Du natürlich hast's gut. Du sitzt gemütlich auf deinem Drehschemel, paffst blaue Wölkchen in die Luft und verdienst dein Geld auf bequeme Weise. Da mag für dich so eine „geist-

liche Erbauung“, wie Mutter es nennt, gut und nötig sein. Für mich ist das nichts.“

Rolf schaute den jungen Schwager ernst an, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Heinz, ich fürchte, du bist in keine gute Gesellschaft geraten. Glaube mir, dieser Weg macht nicht glücklich. Er führt ins Verderben.“

Heinz lachte und widersprach. Aber es war ihm elend dabei zumute. Sein Gewissen stimmte den Worten des Schwagers zu. Er hörte die innere Stimme sagen: „Rolf hat recht, und auch der Vater hat recht. Du bist ein Lügner und Betrüger. Du bist ein Dieb. Deine Mutter hast du, wer weiß wie oft, hintergangen und belogen, hast manches Mal ihr Geldtäschchen leichter gemacht! Und was ist die Tat, die du gestern verübt hast, anders als gemeiner Diebstahl?“

Heinz wurde es unheimlich. Mit einigen Worten riß er sich los von dem Schwager und verschwand.

Planlos irrte er in der Stadt umher. Zum „Löwen“ zog es ihn an diesem Abend nicht. Nachdem sein Gewissen einmal aufgewacht war, redete es immer ernster, so daß er einen förmlichen Ekel an allem und — an sich selbst empfand. Ohne eigentlich zu wissen, was er tat, lief er in den Stadtwald. Es dunkelte bereits. Die wenigen Spaziergänger machten, daß sie nach Hause kamen. Ihn trieb es weiter. An dem dunklen Wasser, das sich in einem alten Steinbruch gesammelt hatte, machte er halt. Hier herum hatte einst der „Schinderhannes“, der gefürchtete Räuberhauptmann, in einer Höhle Schutz gesucht vor seinen Häschern. Ob er sich auf einem ähnlichen Weg befand wie jener? Der Anfang zu einer Diebeslaufbahn war gemacht.

Und noch immer redete das Gewissen, diesmal in harten Worten: „Elender Feigling, denkst du vielleicht, hier in dem stillen Wasser fändest du Ruhe; da wäre alles vorbei? Meinst du, der Bursche, der sich hier vorige Woche nach einer Schlägerei ertränkt hat, der hätte jetzt Ruhe? Dem irdischen Richter ist er entronnen, aber nicht den Händen des heiligen Gottes.“

Heinz schauderte. Noch gestern bei Tisch hatte der Vater davon gelesen, daß es schrecklich sei, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Und die Bibel log nicht, mochten auch seine Freunde darüber spotten.

Das Bild seiner Mutter trat vor ihn. Wie gut war sie ihm immer gewesen! Wie hatte sie für ihn und sich um ihn gesorgt! Früher hatte sie ihn oft mit frohen Augen angeschaut; in letzter Zeit sah sie ihn häufig traurig an. Nicht, weil sie sich schon länger krank fühlte, sondern weil sie wußte, daß er böse Wege ging. Aus ihrer alten Lutherbibel hatte sie ihm hie und da den Spruch vorgelesen: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht“. (Spr. 1, 10.) Aber dazu hatte er gelacht, hatte auch gesucht, die Mutter mit einem Scherzwort zum Lachen zu bringen. Seine Freunde, das waren doch keine bösen Buben. Das waren Leute von Witze und Verstand, die das Leben richtig anfaßten und etwas davon hatten. So hatte er bis dahin gedacht. Heute kam ihm sein Urteil als ein Fehlurteil vor.

Es fing an zu regnen. Er erhob sich und machte sich auf den Heimweg. Als er nach Hause kam, war es spät. Ein Wagen stand vor der Tür. Gerade kam der Vater mit dem Arzt aus Mutters Schlafzimmer. Was war geschehen? Im Wohnzimmer fand er nie-

mand. Aber in der Küche saß seine Schwester Maria und weinte. Auch Rainer saß noch dort mit dem traurigen Gesicht und den zitternden Händen.

„Maria, was ist geschehen?“ rief Heinz angstvoll.

Die Schwester schaute ihn traurig an.

„Heinz, du weißt doch, daß Mutter schon lange ein ernstes Brustleiden hat. Nun soll sie operiert werden. Der Arzt fürchtet, daß es Krebs ist. O Heinz, wenn Mutter sterben sollte, was sollen wir dann machen?“

Das Mädchen legte den Kopf auf den Tisch und schluchzte bitterlich. Auch dem armen Rainer rollten die Tränen über die Wangen, ohne daß er versuchte, sie zu trocknen.

Heinz stand da wie an den Boden gebannt. Sein Gewissen klagte ihn erneut an: „Du, du bist schuld an dem Leid deiner Mutter. Ihre Sorgen um dich haben die Krankheit verschlimmert.“

Schon am nächsten Tage wurde die Mutter ins Krankenhaus gebracht. Die Operation verlief gut. Langsam erholte sich die Kranke. Es schien, als ob tatsächlich eine Heilung eingetreten wäre.

Auch bei Heinz schien sich eine Wendung zum Guten vollzogen zu haben. In der nächsten Zeit gab es für den Vater keinen Anlaß zum Klagen. Aber er wußte, sollte es bei seinem Sohn zu wirklicher Umkehr kommen, so mußten Sündenerkenntnis und Sündenbekenntnis vorausgehen mit Sündenvergebung von seiten Gottes. Es gibt viele, die um die Folgen der Sünde trauern — und so war es bei Heinz —, aber nur das Trauern um die Sünde selbst ist gottgemäße Buße.

Zu einer wirklichen Genesung kam es bei der Mutter nicht. Schon nach Jahresfrist stellte sich das schreckliche Übel in verstärktem Maße ein. Eine nochmalige Operation hielt der Arzt für erfolglos. Die die Kranke liebten, vor allem ihr Gatte, sagten sich: Es gilt Abschied zu nehmen für dieses Leben, und das vielleicht schon bald.

Es war um diese Zeit, daß Wolf in dem neuerbauten Hause seines Freundes Landhaus eine Badeeinrichtung installiert hatte. Landhaus, dessen Grundsatz war, keine Schulden zu haben, hatte um sofortige Ausstellung der Rechnung gebeten.

Heinz, der mit seinem Vater die Arbeit gemacht hatte, war längst wieder auf bösen Wegen. Alle guten Vorsätze waren vergessen. Mehr als einmal hatte er inzwischen seine Hand nach des Vaters Gut ausgestreckt, und jedesmal hatte die Stimme seines Gewissens leiser geklungen. Beständig war er in Geldnot. Auch jetzt war sie wieder groß. In Mutters Geldtasche konnte er nicht mehr. Die verwaltete seine Schwester Maria, und von ihr war nichts zu bekommen.

Es gibt zwei Sprichwörter, die von der Not reden und von dem Verhalten in ihr. Das eine lautet: „Not lehrt beten“, das andere: „Not kennt kein Gebot“. Das erstere konnte Heinz für seinen Fall nicht brauchen. Beten, das hatte er seit langem nicht mehr getan. Damit war er fertig, hoffentlich für immer. Aber das zweite: „Not kennt kein Gebot“ — danach ließ sich handeln. Landhaus wollte gern seine Rechnung bezahlen. Nun, zur Erfüllung dieses Wunsches konnte er dem Mann schon verhelfen.

So ging er zu dem Freund seines Vaters. Er

wollte das Geld nicht stehlen. Bewahre, es sollte nur ein Vorschuß sein, den er später zurückzahlte. Herr Landhaus öffnete selbst die Tür:

„Nun, junger Freund, die Rechnung mitgebracht?“

„Nein, Herr Landhaus, sie ist noch nicht fertig. Sie wird aber auf etwa M. 390.— kommen. Vater läßt nun fragen, ob Sie mir nicht zweihundert Mark mitgeben könnten, da er morgen einige größere Wechsel zu decken hat.“

Landhaus sah den jungen Mann genauer an. Ein leises Mißtrauen beschlich ihn. Fast freute er sich, daß er die Summe nicht im Hause hatte.

„Ich will dir was sagen, Heinz“, erwiderte er, „ich muß diesen Nachmittag ins Geschäft und bringe dann gegen Abend selbst dem Vater das Geld. Ich wollte ohnehin deine kranke Mutter besuchen.“

„Nein, nein!“ rief Heinz ganz verwirrt, „so eilig ist die Sache nicht. Warten Sie nur, bis Vater die Rechnung bringt. Er wird gewiß auch ohne diesen Betrag fertig.“

So schnell er gekommen, war er auch wieder verschwunden. Abends kam Landhaus, um Frau Wolf zu besuchen. Die gewünschten M. 200.— hatte er bei sich. Leider fand er den Freund nicht zu Hause. Als er der kranken Mutter gegenüber den Besuch des Sohnes erwähnte, wurde sie ganz ängstlich und sagte:

„Es ist gut, daß Sie Heinz das Geld nicht gegeben haben. Davon hätte sein Vater nichts gesehen. Das braucht er für sich. Es stimmt nicht, daß mein Mann auf das Geld wartet.“

„Wir haben einen schweren Kummer“, fuhr sie nach einer Pause fort. „Heinz ist nicht nur leichtsinnig.“

nig, sondern geradezu schlecht geworden. Lange habe ich es gewußt, hab' es aber in falscher Liebe verborgen gehalten und meinem Mann vieles verschwiegen. Im Blick auf meine Söhne trifft mich große Schuld. Nie sollte eine Mutter die Verkehrtheiten ihrer Kinder verbergen, nie Geheimnisse vor dem Vater haben. Ich muß mich tief schämen und kann Gott nur um Gnade bitten für mich und mein armes verblendetes Kind."

Schluchzend barg die arme Mutter den Kopf in den Kissen. Der Besucher hörte bewegt das Bekenntnis der todkranken Frau und dachte an die Unterredung, die er einige Jahre vorher mit ihrem Gatten gehabt hatte.

Auch Vater Wolf war nicht ohne Schuld. Er hatte zu wenig an die inneren Bedürfnisse seiner Familie gedacht. Arbeiten, Verdienen, Vorwärtskommen, das war die tägliche Lösung gewesen. Er war auch vorwärts gekommen. Aus einem kleinen Handwerker war ein bekannter Meister geworden, der nicht nur sechs und mehr Gesellen in seinen Werkstätten beschäftigte, sondern auch ein schönes Vermögen besaß. Aber was nützte ihm das? Das Geld hatte ihn nicht glücklich, und das Leid um die Söhne hatte ihn früh alt gemacht.

Schon wenige Tage später stand der gebeugte Mann an dem Sterbebett seiner Frau, die er von ganzem Herzen liebte. Die Sterbende hatte einen schweren Kampf hinter sich. Ihre Seelennot war groß gewesen, größer noch als die oft schrecklichen Schmerzen ihres armen Leibes. Nun war der Kampf beendet. In einem offenen Bekenntnis hatte sie ihrem Gott und Vater alles gesagt. Sie hatte sich nicht entschuldigt,

sich nicht geschont. Das göttliche Licht Seines Wortes hatte ihr alles gezeigt, und sie war dem Wort nicht ausgewichen. Auch ihrem Mann hatte sie ihr vieles Fehlen in der Erziehung der Söhne bekannt.

Still und friedlich lag sie da. Sie fühlte die tröstende Nähe ihres teuren Heilands. Weinend stand der Gatte neben ihr. Ihn liebend anschauend, kam es stoßweise von ihren Lippen:

„Mein lieber Mann, — es wird mir schwer, — dich allein zu lassen mit all deinen Sorgen um die Kinder — besonders um Heinz und Gert —, aber auch um unseren schwachen Rainer. — Der Herr Jesus nimmt mich zu sich —, ich bin dir keine Hilfe gewesen —, aber ich gehe zu Ihm. — Er nahm mich einmal als eine Verlorene an —, und auch meine viele Untreue hat Er mir vergeben. — Ich ruhe jetzt in Seinen Armen. — Heinrich, das Todestal ist nicht mehr finster.“

Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte:

„Auch wenn ich wanderte im Tale des Todesschattens, fürchte ich nichts Ubles, denn Du bist bei mir.“

„Ja, Du — mein — Heiland — bist — bei — mir —, bei mir.“

Noch ein Blick traf den geliebten Mann. Dann schlossen sich die müden Augen für immer. Eine schwerkgeprüfte Frau und Mutter hatte ausgelitten.

Von ihren Kindern hatte die Mutter schon am Tage vorher Abschied genommen, aber sie alle hatten nicht geglaubt, daß das Ende so nahe sei. Jetzt kamen sie unter Weinen, um, wenn möglich, noch ein Wort zu hören, aber das Mutterherz hatte aufgehört zu schlagen.

Heinz lag, als die anderen still hinausgegangen waren, noch vor dem Bett der toten Mutter. Ihre kalte Hand festhaltend, rief er unter Schluchzen:

„Mutter, Mutter, vergib mir!“

Es war zu spät. Mund und Auge blieben geschlossen.

Wie ein Gebrochener ging er tagelang umher.

Für den Vater war es ein kleiner Trost in seinem Schmerz, Heinz zu beobachten. Schien er nicht wirklich umkehren zu wollen?

Eine Woche nach der Mutter Begräbnis traf Heinz seinen früheren Freund Otto Kern. Fast ein Jahr hatten die beiden sich nicht gesehen. Nach einer ernststen Auseinandersetzung mit dem Meister hatte Kern die Stelle verlassen. Bei einer Konkurrenzfirma in der Nachbarschaft hatte er Arbeit gefunden.

„Heinz, alter Freund, was ist denn mit dir los? Du siehst ja aus wie drei Tage Regenwetter.“

„Otto, meine Mutter ist gestorben!“

Kern stuzte, dann ergriff er des anderen Hand und sagte mit einer Verbeugung:

„Herzlichstes Beileid!“

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Junge, nun laß dich nicht unterkriegen! Kopf hoch! Sterben müssen wir nun einmal alle. Das Welt-
rad dreht sich ständig ohne Aufhören. Deine Mutter in Ehren, aber ihr tut kein Glied mehr weh. Du aber mußt jetzt mit deiner Trauer Schluß machen. Komm, laß uns ein Glas miteinander trinken! Ich habe dir viel zu erzählen.“

Und Heinz — folgte. Es erging ihm wie dem unverständigen Jüngling in den Sprüchen, von dem es heißt: „Auf einmal ging er . . . , wie ein Ochs zur

Schlachtbank geht . . . , wie ein Vogel zur Schlinge eilt und nicht weiß, daß es sein Leben gilt“.

Schon wenige Tage später merkte der Vater zu seinem Schmerz, daß Heinz wieder seine früheren Wege ging. Wohl waren seine Gefühle wach geworden, aber sein Gewissen war nicht erreicht.

Vater Wolfs Gesundheit war durch den Tod seiner Frau stark erschüttert worden. Seine alte Energie war fast ganz verschwunden. Er fühlte, mit seiner Kraft ging es bergab, und mit seinem Geschäft ging es auch bergab. Unter dem auf ihm lastenden Druck faßte er einen Entschluß, der eigentlich unverständlich war und sich schon bald als verhängnisvoll erweisen sollte. Er überließ nämlich seinen Söhnen Heinz und Gert fast ganz die Fortführung seines Betriebes. Hoffte er, sie auf diese Weise zu selbständigen Geschäftslenten zu erziehen?

Daß er in kurzer Zeit traurige Erfahrungen machte, war kein Wunder. Abends waren seine Söhne regelmäßig im Wirtshaus zu finden. Auf seine Vorstellungen hin sagten sie, das sei nötig um der Kunden willen. Auch das Ansehen des Geschäfts verlange es. Der Vater schüttelte hierzu den Kopf. Ihn hatten bei seinen kaufmännischen Erwägungen stets zwei Dinge geleitet: „ein gutes Stück Arbeit“ und ein „angemessener Preis“. Dabei hatte Gott ihn segnen können.

Zu tun gab es auch weiterhin. Wie bisher wurde gehämmert vom Morgen bis zum Abend, aber die Kasse war immer leer, und die Lieferanten, die sonst pünktlich ihr Geld empfangen hatten, mußten jetzt oft lange warten.

In dieser Zeit sah man Wolf oft bei seinem alten Freunde Marschall, einem lieben, nüchternen Chri-

sten. Ihm konnte er seine Sorgen anvertrauen. Marschall hatte gleich Wolf einen weltlich gesinnten Sohn, und „geteiltes Leid ist halbes Leid“.

Sein Schmerz war groß, als der Herr den alten Marschall schnell zu Sich nahm. So kam es, daß Vater Wolf immer einsamer wurde. Er machte jetzt häufig Krankenbesuche. Das war seit einiger Zeit seine liebste Beschäftigung. Er war dazu durch das Schriftwort veranlaßt worden: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater ist dieser: Waisen und Witwen in ihrer Drangsal besuchen, sich selbst von der Welt unbefleckt erhalten“ (Jak. 1, 27.)

Eines Tages besuchte er eine alte Christin. Es war rührend, wie diese schwer leidende Frau sich selbst vergessen konnte. Anstatt zu trösten, wurde Wolf selbst an diesem Krankenbett mit Trost erfüllt durch die Freude der Kranken. Der Heimweg führte ihn durch eine der Hauptstraßen der Stadt. Es war Mittagszeit und der Verkehr stark. Das Gewühl in den Straßen hatte ihn schon öfters verwirrt gemacht. Fast wie im Traum schritt er dahin. Da plötzlich lautes Rufen: „Halt, Vorsicht! Platz!“ Erschrocken springt er zur Seite, aber es ist die verkehrte Seite. Ein Schrei aus vielen Kehlen — und schon ist der Straßenbahnwagen über ihn weggefahren.

Man will ihn hervorziehen, aber es geht nicht. Der Wagen setzt langsam zurück. Noch einmal gehen die vorderen Räder über den zerschundenen Körper. Der Verunglückte scheint bereits tot. Man bringt ihn ins Krankenhaus. Hier kommt er für kurze Zeit wieder zu sich. Seine Kinder stehen jammernd um sein Bett. Er kann ihnen nur noch einige Worte sagen:

„Kinder, — ich habe — manches — verkehrt — gemacht. — Ich war — euch — nicht immer — ein Vorbild —. Aber — ich — gehe — zum — Heiland und zu — eurer Mutter —. Folgt — dem — Herrn Jesus —, Er führt — auf — rechter — Straße.“

Ein leises Stöhnen, ein schmerzliches Zucken, und Vater Wolf ist nicht mehr.

An seinem Grabe las man einen Vers aus dem Propheten Amos: „Geschicht ein Unglück in der Stadt, und Jehova hätte es nicht bewirkt?“ (Kap. 3, 6.)

Nicht lange nach dem Tode des Vaters trat klar zutage, wie schlecht die Söhne gewirtschaftet hatten. Die längst mißtrauisch gewordenen Lieferanten verweigerten weitere Kredite, und das Ende vom Lied war, daß alles verkauft werden mußte. Von dem Reichtum des Vaters blieb den Kindern nur das Wohnhaus.

1914 kam Gert wurde Soldat und mußte bald in den Krieg. Seine Schrecknisse wurden ihm zum Heil. Davon zeugten seine Briefe. Er fiel in den letzten Kämpfen.

Heinz kam zunächst in einen Betrieb, der für Kriegsbedarf arbeitete. Aus dieser Arbeit heraus ging es ins Feld. Nach Kriegsschluß blieb er mehrere Jahre verschollen. Dann tauchte er irgendwo wieder auf. Darauf hörte man wieder lange nichts von ihm. „Unstet und flüchtig“ hätte man über sein Leben schreiben können.

Rainer, der jüngste Sohn, entwickelte sich in einer Weise, die niemand erwartet hätte. Gerade das

Kind, um dessen Fortkommen sich die Eltern am meisten gesorgt hatten, erfuhr nach Ps. 27, 10 die Hilfe und den Segen Gottes. Er arbeitete in einem Gartenbaubetrieb. Die gesunde Tätigkeit, das ständige Weilen in der frischen Luft stärkten seinen schwachen Körper derart, daß er mit der Zeit ein eigenes Geschäft eröffnen konnte. Er ging seinen Weg in Gottesfurcht, und Gott segnete ihn.

Nach Jahren erhielt er ganz unerwartet folgenden Brief, der ihn ebenso sehr überraschte wie erfreute:

A., im März . . .

Lieber Bruder Rainer!

Du wirst Dich gewiß wundern, von mir einen Brief zu bekommen. Es sind jetzt bald achtzehn Jahre her, daß wir uns zuletzt sahen. Gehört habe ich noch einigemal von Dir durch unseren Bruder Gert seligen Angedenkens.

Vor einigen Jahren ist mir gesagt worden, Du seiest verzogen, sonst hätte ich Dir schon mal geschrieben. Ich selbst war seit Jahren eine arme, frierende Seele, die nirgends ein warmes Plätzchen erobern konnte. Das tut sehr weh, besonders dann, wenn man sich sagen muß: durch eigene Schuld.

Ich habe einen schweren, furchtbaren Weg gehen müssen. Immer wieder bin ich der Versuchung zum Bösen erlegen. Von Kind an haben die geliebten Eltern alles getan, um mich zum Heil zu führen; aber ich wollte ja nicht. Und es ist doch so einfach, zum Herrn Jesus zu kommen. Bekennt und glaubt man, so erfährt man die Vergebung aller Schuld und muß Ihn dann lieb haben. Heute, lieber Bruder, kannst Du Dich mit mir freuen, denn ich darf freudig bekennen, ein Eigentum des Herrn zu sein. Meine Sünden, meine große Schuld haben mich, der ich schon mehrmals in Versuchung stand, Hand an mich zu legen, vor dem heiligen Gott zusammenbrechen lassen. Aber Er hat mir das ganze Bündel abgenommen und mich gesegnet und erquickt. Heute fühle ich mich froh und frei und glücklich im Glauben an meinen Erlöser.



Albrecht Dürer / Die apokalyptischen Reiter Bong K.
(Zu dem kleinen Aufsatz: Komm!, siehe Seite 192)

Wohl habe ich ein schweres Geschick zu tragen, aber der Herr gibt mir Kraft dazu. Und wenn es mir mangelt, so habe ich Sein heiliges Wort zur Hand und kann daraus erneut Kraft und Hoffnung schöpfen. Viel Unrecht habe ich getan, auch Dir, lieber Bruder! Willst Du mir vergeben?

Hoffentlich hilfst mir der Herr, daß ich noch einmal in treuer Pflichterfüllung, die ich so oft versäumt habe, wirken kann zum Wohl des Ganzen.

Dein trauernder, aber dennoch glücklicher
Bruder Heinz.

Als Rainer diesen Brief gelesen hatte, kamen ihm Freudentränen. Er war ihm ein neuer Beweis dafür, daß Gott auch den schlimmsten Sünder zu erreichen weiß. Zugleich mußte er daran denken, daß er seinen Vater einmal hatte beten hören: „Herr, rette doch alle meine Kinder! Und wenn Du es nicht anders kannst als dadurch, daß Du sie völlig zerbrichst, dann wähle diesen Weg.“

Ja, Elterngebete sind stark. Sie dringen zum Herzen Gottes. Rainer zweifelte nicht daran, daß Gott nach Seinem Erbarmen an Heinz gehandelt hatte.

Dem so lange Verschollenen sandte er bald eine Antwort, in der er Gott seinen Dank ausdrückte für Sein Tun. Einen Monat später empfing er einen zweiten Brief:

Lieber Rainer!

Als ich Deinen lieben Brief empfing, habe ich Freudentränen geweint. Immer wieder muß ich Deine Zeilen lesen, zumal ich Jahre lang kein gutes Wort hörte und las.

Als ich vor Jahren in Köln als Vertreter arbeitete, und uns (wir waren zu fünfzehn Vertretern) der Werbeleiter mit der Provision durchging, stand ich vor Weihnachten hungrig und frierend ohne Wohnung auf der Straße.

Da kümmerte sich niemand um mich, und ich ging, wie so oft, Wege der Sünde . . .

Du fragst, wie ich zum Herrn gekommen sei. In den letzten Jahren habe ich oft um Vergebung zu Gott gerufen. Jedoch die weltlichen Freuden zogen mich immer wieder in ihren Bann. So kam es zu keiner wahren Entscheidung. Das lag zum Teil daran, daß ich die Schuld immer auch bei anderen suchte und nicht bei mir allein. Als ich mich dann endlich ganz vor Gott demütigte, kam es wie eine Erleuchtung über mich. Ein Glücksgefühl, das ich Dir nicht beschreiben kann, wurde mir zuteil, und ich konnte Gott preisen und Ihm danken, daß Er mich durch Jesus, Seinen teuren Sohn, als Sein Eigentum angenommen hat. Heute kann ich wie ein Kind mit Ihm reden und darf Seine Liebe rühmen.

Lieber Bruder! Ich muß bekennen, daß Gott mich törichtem, eigenwilligen Menschen diese Wege gehen lassen mußte, um mich an Sein Vaterherz ziehen zu können.

Fünfzehn Monate weile ich bereits hier im Gefängnis. Die Strafe ist hoch bemessen, um mich zu bessern. Wann ich frei werde, weiß ich nicht. Es kann Jahre dauern. Aber der Herr ist mir in Seiner Gnade nahe, und ich habe alles in Seine Hand gestellt. Er weiß am besten die richtige Zeit für mich. Gedenke meiner in Deinen Gebeten!

Dein durch die Gnade hoffender Bruder Heinz.

Unter Tränen las Rainer auch diesen zweiten Brief, und dann sank er auf die Kniee, um dem Herrn aufs neue für Seine Gnadenwege zu danken und den Bruder Seiner weiteren Leitung zu befehlen.

Im Geiste wanderte er zurück. Was hatte er nicht alles gesehen und erlebt? Das schmerzliche Ende seiner geliebten Mutter, kurz danach den Unglücksfall seines fleißigen Vaters, dann den Krieg mit seinen Schrecken, den Tod seines Bruders Gert. Das Bild war so dunkel, daß er wohl erzittern mochte ob der ernstesten Wege Gottes.

Aber dann erging es ihm wie Jahrtausende früher dem Propheten Gottes auf dem Berge Horeb. War bei allem Ernst Gott nicht auch sehr gnädig gewesen? Wahrlich, er hatte die Sprache Gottes in Seinen Regierungswegen vernommen, aber waren es doch nicht Wege der Gnade geworden? Hatte er nicht das stille, sanfte Säuseln der Gnade hören dürfen?

Wie ein roter Faden zog sich diese Gnade durch alles hindurch. Der bei allem Traurigen glückliche Heimgang der Mutter, das letzte Zeugnis des Vaters, das Bekenntnis seines Bruders Gert, und nun die Briefe von Heinz — es ging ihm ans Herz. Dunkel waren die Wege, die eigenes Verschulden heraufbeschworen hatte, aber licht waren die göttlichen Fußspuren. Und was ihn selbst anging, wie gnädig hatte Gott ihn geführt! Er, früher fast ein Krüppel, war gesund geworden. Sah man es ihm überhaupt noch an, daß er viele Jahre schwach und kränklich gewesen war? Er konnte sein eigenes Geschäft führen und sich und seine Familie ernähren. Sein Auge leuchtete. Er dachte an seine geliebte Frau, an seine Kinder, die frisch und fröhlich heranwuchsen. Fürwahr, er hatte allen Grund, Dem zu danken, von dem jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt. „Auch mit Heinz kommst Du zu Deinem Ziel“, kam es vertrauensvoll über seine Lippen. „Du, Herr, wirst ihn nicht lassen.“

An das Bücherbrett im Wohnzimmer tretend, nahm er seines Vaters alte Bibel zur Hand und las Psalm 36, und sein ganzes Inneres sprach Ja zu den jubelnden Worten des königlichen Sängers:

„Jehova! an die Himmel reicht Deine Güte, bis zu den Wolken Deine Treue.“

„Deine Gerechtigkeit ist gleich Bergen Gottes, Deine Gerichte sind eine große Tiefe; Menschen und Vieh rettetest Du, Jehova.

„Wie köstlich ist Deine Güte, o Gott! und Menschenkinder nehmen Zuflucht zu Deiner Flügel Schatten.“

Komm!

Wenn diese Zeilen gelesen werden, ist die Hälfte des Jahres wieder bereits überschritten. Der Frühling, der noch vor nicht langer Zeit so viel versprechend vor uns lag, ist vorüber. Der Sommer hat begonnen. Nicht mehr lange, und die Tage werden kürzer, der Herbst rückt näher mit dem Segen seiner Ernte, aber auch mit dem Mahnen an nahende Winterkälte und Winterstarre. Dann drückt aufs neue der Tod der Natur seinen Stempel auf. Ein Jahr ist wieder in dem Schoß der Zeit versunken.

Wie die Tage und Jahre, so das ganze Leben. Es ist so: „Schnell eilt es vorüber, und wir fliegen dahin!“ Viele Leser dieser Zeilen haben, wie auch ihr Schreiber, längst die Hälfte ihrer Jahre überschritten. Vor anderen liegt noch das volle Leben; ob aber ein langes Leben? Das steht in Gottes Hand. Und wenn es auch lang ist, dennoch ist's wie ein Traum. Die Jugend geht vorüber. Die Blüte des Lebens — wie schnell ist sie dahin! Und kommt erst der Herbst, dann ist es so wie in der Ferienzeit. Sind einmal die Ferien zur Hälfte verstrichen, so scheint der Rest der Tage der Ruhe und Ausspannung nur so dahinzura-

sen. „Der Mensch — wie Gras sind seine Tage; wie die Blume des Feldes, also blüht er.“

Aber ist es nicht grausam, in diesen schönen, lachenden Sommertagen das Bild des Todes zu malen? Es wäre grausam, wenn das Mahnen an des Lebens kurze Spanne Selbstzweck dieser Zeilen wäre. Es wäre grausam, wenn nicht die Absicht dahinter stünde, vom Zeitlichen und damit dem Vergänglichem, dem Tode Verfallenen, zum ewigen Leben zu führen. Warner gelten als Störenfriede. Aber ist der nicht ein besserer Freund, der beizeiten auf den Ernst der Lage hinweist und den Weg zur Rettung weist, als der, welcher, die Gefahr kennend, aus falscher Rücksichtnahme schweigt? „Schweigen wir, so wird uns Schuld treffen“, sagten einst jene vier armen ausfälligen Männer in Samaria (lies 2. Kön. 6, 24 bis Kap. 7) zueinander, als sie eine gute Botschaft für die hungernde Bevölkerung der Stadt empfangen hatten. Ihre Botschaft konnte ein zahlreiches Volk retten. Da war es ihre Pflicht, zu reden, anstatt Zwecken der Selbstsucht zu folgen.

Auch wir haben eine gute Botschaft zu bringen und bringen sie immer wieder. Die Botschaft lautet: Komm zu dem Quell des Lebens! und sie gilt jeder dürstenden Seele. „Aber ich bin ja gar keine dürstende Seele!“ Eben deswegen kommen wir als Warner, dir jetzt vielleicht noch unwillkommen, um dich, wenn möglich, durch den Hinweis auf kommende Tage der Not und des Schreckens zu einer suchenden, verlangenden Seele zu machen.

Die Welt geht dem Gericht entgegen, wie jeder lebende Mensch dem Tode entgegenght, und nach dem Tode dem Gericht. Gottes Wort redet von dem Kom-

menden Zorn. Es gibt Menschen, die tadelnd sagen: Ihr solltet die Leute nicht dadurch zur Umkehr von ihren Wegen bringen, daß ihr sie mit der Aussicht auf ein künftiges Gericht schreckt und sie durch die Hoffnung ewiger Herrlichkeit lockt. Im Grunde genommen, verführt ihr dadurch den Menschen zur Selbstsucht. Weshalb soll der eine es besser haben als der andere? Aber solche Redereien sind töricht. Gottes Wort spricht anders. Gott warnt den Sünder ausdrücklich und ernst. Paulus, Sein treuer Diener und Abgesandter, schreibt: „So sind wir nun Gesandte für Christus, als ob Gott durch uns ermahnte; wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.) Wer etwas von Gottes majestätischer Heiligkeit und Gerechtigkeit weiß, wer in Seinem Licht erkannt hat, daß es furchtbar ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, der kann über eine solche Art, zu tadeln, nur die Achseln zucken.

Und deshalb warnen auch wir. Wir möchten euch herausreißen aus eurer gefährlichen Ruhe und eingebildeten Sicherheit. Wir möchten von ganzem Herzen wünschen, daß ihr zu solchen werdet, die da wahrhaft dürsten nach dem Wasser des Lebens. Welch ein Labfal ist an heißen Sommertagen ein Trunk aus einem klaren Bergquell! Wer einmal wirklich Durst gehabt hat, der weiß solches Labfal zu schätzen. Und wer einmal am Verdursten ist, der trinkt, wenn ihm Wasser angeboten wird, und fragt nicht: Aus welchem Grunde trinke ich? Ähnlich ergeht es einer Seele, in welcher der Durst nach dem Wasser des Lebens geweckt worden ist. Sie hält sich nicht bei den Gründen auf, die sie zum Dürsten gebracht haben. Sie nimmt das angebotene Wasser des Lebens und trinkt und trinkt.

Und dieses Wasser wird, wie unser Herr und Heiland selbst gesagt hat, in ihr eine Quelle Wassers werden, das ins ewige Leben quillt. (Joh. 4, 14.)

Komm! haben wir diese Zeilen überschrieben. „He! ihr Durstigen alle, kommet zu den Wassern!“ so rief vor Jahrtausenden der große Evangelist und Prophet Jesaias. „Und die ihr kein Geld habt, kommet, kauft ein und esset! ja, kommet, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis Wein und Milch!“ „Wen da dürstet, der komme!“ Klingt die Stimme des Heiligen Geistes im letzten Kapitel des letzten Buches der Bibel. „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ (Offbg. 22, 17.) Fürwahr, eine freundliche und dringende Einladung. Sie ergeht an jeden Dürstenden. Und was sie anbietet, wird umsonst geboten. Wer könnte auch den Preis des Wassers des Lebens bezahlen? Einer hat ihn gezahlt, Jesus Christus, Gottes Sohn. Damit der sündige Mensch ewiges Leben empfangen könne, mußte Er, der Heilige, in den Tod gehen. Am Kreuz ist die Grundlage gelegt worden, auf der jeder, der will, kommen und trinken kann. Dort hat der Heilige Sühnung getan für fremde Schuld, eine vollkommene und umfassende Sühnung, die uns heute noch berechtigt, die göttliche Einladung weiterzugeben an jedermann.

Es gibt noch ein anderes Komm! im Buche der Offenbarung. Es findet sich im 6. Kapitel und wird mit Donnerstimme vier Reitern zugerufen. Und auf den Ruf hin kommen die Reiter — Albrecht Dürer hat die Szene in Holz geschnitten*) —, und was sie bringen, ist Tod und Verderben. Einer der Reiter nach

*) siehe das Bild auf Seite 185.

dem anderen kommt: Der erste auf weißem, der zweite auf feuerrotem, der dritte auf schwarzem, der vierte auf fahlem Pferd. Schon die Farben sind bezeichnend. Wehe denen, die mit diesen Reitern zu tun haben! Wehe denen, die von den Gerichten betroffen werden, die wir beschrieben finden im Buch der Offenbarung! Und wehe allen denen, die demaleinst gerufen werden, um vor dem Richter zu erscheinen, der einmal auf dem großen weißen Thron sitzen wird, um alle Toten zu richten, die in ihrem Leben nicht getrunken haben von dem Wasser des Lebens und ohne Gott gestorben sind! Dann wird das Wasser des Lebens nicht mehr angeboten werden.

Aber heute ist noch wohlgenommene Zeit, heute ist noch der Tag des Heils. „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“ (Hebr. 3, 15.) „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

Christ im Alltag

„**B**esegnete Mahlzeit!“ sagt der alte Meister und verläßt die Schlosserei. Zehn Paar Arbeits-hände legen darauf ihre Werkzeuge nieder. Einige der Männer wiederholen den Gruß und gehen nach Hause an den Mittagstisch. Das sind die glücklicheren — sie sehen Weib und Kinder zur Mittagszeit, sitzen in der eigenen Stube, bei lieben Gesichtern in friedlicher Tischgemeinschaft, und was nicht unwesentlich ist, sie entgehen müßigen Gesprächen. Die anderen indessen, die über die Mittagszeit in der Werkstatt verbleiben, gehen zum Waschraum und seifen

sich Hände und Arme rein. Auch Martin ist darunter, der junge Schlosser. Gemächlich krempelt er dann wieder seine Ärmel vor.

„Deine Arbeitskleider sind recht fadenscheinig geworden, du mußt dir neue kaufen“, schießt es ihm hierbei durch den Sinn. Das sind die Worte seiner alten Mutter, die sie nach der letzten Wäsche zu ihm gesagt hatte, und — einige Morgen später lag sie kalt und tot in ihrem Bett. „Herzschlag“, hatte der Arzt wie etwas Alltägliches gesagt und war wieder gegangen. Und dann folgten Stunden aufregender Geschäftigkeit, und als sie die Tote forttrugen, da wußten die Menschen wohl nicht, daß sie einen Teil einer Mannesseele mit wegtrugen . . .

Martin geht wieder an seinen Werkstisch zurück. Die in der Werkstatt Verbleibenden sitzen schon bei ihrem einfachen Mahl. Auch Martin legt das seine vor sich zurecht, dann legt er die Hände zusammen und spricht still für sich sein Tischgebet. Die anderen lachen darüber und schelten ihn einen dummen Jungen, der noch wenig von der Welt und der Wirklichkeit wisse. Er solle nur älter und erfahrener werden, dann würde er seinen Plunder und seine Frömmerei als ein unbequemes Geschlepp erkennen und von selbst ablegen. Martin wendet sich nicht mehr gegen solche Anwürfe; das hat er vor Jahren getan und sich dabei ereifert. Er hat über derlei Dinge zu reden verlernt.

So einer brauche überhaupt nicht zu essen, hört er kurz darauf einen anderen schelten. (Der Vorwurf gilt einem dritten, der, ein Stück Brot in der Hand, am Fenster steht.) Wenn einer bei diesem Verdienst sich am Montag kein Brot mehr kaufen könne, so geschehe ihm recht, und er dürfe weder ein Bedauern

noch eine Bereitwilligkeit, ihm auszuhelfen, von seinen Nächsten erwarten.

„Deine Meinung ist schon richtig, Werner“, entgegnet der, dem diese Worte gegolten. „Ich hätte nicht dorthin gehen sollen, und es ist mir eine Warnung. Ich werde solche Stätten künftig meiden wie der Fisch das Land. Doch was bringst du denn, Martin? Ich kann schon warten bis heute abend.“

„Iß“, sagt der Angeredete und drückt ihn auf den Stuhl nieder.

„Da seht den Frömmler“, spottet Werner. „Zuerst betet er zu allen Propheten und Göttern um eine gesegnete Mahlzeit, und dann verschenkt er seine armselige Kost mitsamt dem Segen. Freilich — so sind sie alle, die Bibelschnüffler! Sie wollen höher bewertet sein als unsereins. Dabei ist ihr Getue nur Schein und weiter nichts.“

„Deswegen wird er für uns doch ein dummer Junge bleiben“, bekräftigt ein anderer. „Mag er selbst noch seine schäbigen Hosen verschenken und zum Himmel noch die Hölle mittags herbeirufen.“

Die übrigen lachen. Martin verläßt den Raum.

Seitdem sind einige Wochen vergangen. Der Winter wirft Kälte und Schnee in die Straßen und Gärten. Ammern, Meisen, Finken und Amseln kommen ans Fenster und bitten als hungrige Zudringlinge um Fett und Kerne. Krächzendes Rabenvolk zieht morgens und abends über dem Städtchen vom und zum Lann. Der reiche Segen des Sommers und Herbstes schleppt eine lange Kette von Entbehrungen für die Säger und Feldbewohner hinter sich drein, und die weichen Schneeflocken des Winters gefrieren zu harten Sorgenklößen für manches Haus.

„Leider, Werner“, sagt eines Abends der alte Meister, „leider muß ich Sie entlassen. Die Arbeit geht zurück, und Sie sind der letzte, der in die Schloßferei kam.“

Da tritt Martin hinzu. Er spricht zu dem Meister, wie schwer es für einen älteren Mann wie Werner sei, wieder Arbeit zu finden, wie eine Schar Kinder um dessen Tisch sitze und der Winter Sorge und häufig auch Not durch die Fenster der Städte werfe. Er, der Meister, solle dafür ihm das Arbeitsbuch geben.

Der Meister bleibt still. Er sieht dem jungen Handwerker gar tief in die Augen. Er sagt kein Wort und reicht ihm die Rechte. Es ist wie ein Dank für eine überragende Tat.

Langsam nähern sich auch die anderen. Sie geben dem Scheidenden die Hand. Einige haben seltsame Augen, und Martin ist es, als sagten diese: Verzeih! Und als zuletzt auch Werner vor ihm steht, da ruhen zwei rissige Hände wie zusammengekörpert ineinander, und Martin weiß: diese Tat bringt goldene Frucht. —

P. S.

Gedanke

Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrecht zu erhalten! Doch siebenmal wehe den Unglücklichen, die Zerstreuung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten sich davor, allein zu sein, denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt. M. Claudius

Glickikan

Die Geschichte eines Indianer-
häuptlings.

I.

1. Überwunden.

Im vollen Kriegsschmuck war Glickikan, der Häuptling der Monsey, eines Stammes der Delawaren, von Goshgoshünk zur neuen Missionsstation herübergekommen. Er brachte eine ganze Reihe seiner Freunde mit. Die christlichen Indianer der Missionsstation sahen sich bedeutungsvoll an. Sie begrüßten ihren ehemaligen Freund sehr herzlich, doch sie ließen durchaus nicht erkennen, daß sein Besuch für sie etwas Besonderes sei. Aber in ihren Herzen, da kämpften Furcht und Freude miteinander.

Wiederholt hatte Glickikan nun schon unter der Verkündigung David Zeisbergers gesehen. Mehr als einmal hatten verstohlen die christlichen Indianer zu ihm hinübergeschaut. Der alte Anton, der vor Jahr und Tag als einer der ersten die heidnischen Götzen verlassen und dem Herrn Christus die Treue gelobt hatte, guckte ihn mehrmals während Zeisbergers Predigten scharf an. Er hätte so gern hinter der undurchdringlichen Miene gelesen, was in dem Herzen des alten Kämpfers vorging. Aber da war nichts zu lesen. Umso besser wußte jeder der christlichen India-

ner aus der Vergangenheit Glikkikans, welcher harter Feind des Christentums der Häuptling war. In manchem Krieg hatte er seinen Mut bewiesen. Kein Kampf war ihm zu heiß, kein Streit zu blutig gewesen. Aber noch höher denn seine Tapferkeit ward seine Redekunst unter seinen Stammesgenossen gerühmt. Kurz zuvor hatten einmal die Jesuiten versucht, ihn für das Christentum zu gewinnen. Aber sie hatten beschämt wieder abziehen müssen, denn der Häuptling hatte sie in die Enge getrieben, so daß sie auf sein Fragen und Reden auch nicht eins hatten antworten können. Auch einem Mann aus der Brüdergemeinde, der mit ihm über den christlichen Glauben verhandelt hatte, war es ähnlich ergangen.

Warum saß nun der Häuptling wieder unter dem Wort Gottes? Warum war er gekommen? Wollte er hören oder reden? War sein Herz vom Wort getroffen, oder wollte er nur streiten?

David Zeisberger, der Missionar, war nicht da. Er hatte von einer drei Stunden entfernt liegenden Siedlung eine Einladung erhalten und sich sogleich aufgemacht, um als Bote seines Herrn die Frohbotschaft den Wilden zu sagen. So mußte der alte Anton die Abendandacht halten. Er saß mit seinen Freunden und den herzugekommenen heidnischen Indianern um das hell aufflammende Feuer. Alle waren schweigsam. Glikkikan schaute ernst vor sich hin. Wer scharf zugehört hätte, würde beobachtet haben, wie je und dann ein leises Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Heute sollte sein großer Tag sein. Heute sollten seine Freunde sehen, wie er auch mit den Christen fertig wurde. Die letzten Male war er hier gewesen, um Stoff für seine Disputation zu gewinnen. Er hatte sei-

nen Gegner ausgekundschaftet. Jetzt kannte er alle seine Schwächen, wie er meinte. Daheim hatte er sich alles zurechtgelegt, was er den Christen auf ihre Botschaft hin erwidern wollte. Er wollte ihnen zeigen und sagen, wie sie dem Indianervolk mit ihrer Religion die Kraft nähmen, wie der Große Geist, von dem ihre Priester erzählten, weit gewaltiger sei denn dieser Christengott, der seinen eigenen Sohn ans Kreuz schlagen ließ.

Der alte Anton begann mit seiner Abendandacht. Es waren ganz einfache, schlichte Worte, die er sagte.

„Meine Freunde, hört mir zu“, so begann er, „ich will euch eine große Sache erzählen. Gott machte Himmel und Erde und alles, was darinnen ist. Es gibt nichts, was Gott nicht gemacht hat.“

Einen Augenblick schwieg er. Seine Augen gingen von einem zum andern. Bei Olikkan verweilten sie etwas länger. Doch des Häuptlings Antlitz blieb völlig unbeweglich.

„Gott hat uns geschaffen“, fuhr der alte Anton fort, „aber wer von uns kennt seinen Schöpfer? Keiner! Ich sage euch die Wahrheit, keiner kennt ihn. Wir sind alle von Gott abgefallen, wir sind alle sündige Geschöpfe. Unser Verstand aber, von dem wir so Großes halten, auf den wir bauen, auf den wir uns verlassen, der ist von der Sünde verfinstert.“

Wieder hielt Anton an. Dann setzte er sich in den Kreis seiner Zuhörer. Tiefes Schweigen herrschte. Wortlos schauten alle in die Flammen. In den Herzen der christlichen Indianer stiegen leise Gebete auf zum Herrn des Himmels und der Erden. Es war ein Ringen und Kämpfen um den Sieg des Wortes über das Heidentum.

Aber auch in den Herzen der Heiden kämpfte es. Olikkikan hatte mit einemmal vergessen, was er gegen die Verkündigung des Missionars hatte vorbringen wollen. Sein Denken drehte sich um das eine Wort, das Anton zum Schluß gesagt hatte: „Unsere Vernunft und unser Verstand sind durch die Sünde verfinstert“. Er wollte sich davon losreißen. Er wollte an das denken, was er zu sagen hatte. Es gelang ihm nicht. Rückwärts wanderten seine Gedanken. Mit einemmal wurden Heldentaten, die er ehemals vollbracht, zu Sünden; Dinge, über die er nie nachgedacht, machten ihm Not. Und dann stieg eine Frage in ihm auf: „War auch sein Denken verfinstert durch die Sünde? War vielleicht alles das, was er gegen die Botschaft des Christentums vorbringen wollte, nichts anderes als ein Wehren des verfinsterten Herzens gegen das Licht?“

Anton war wieder aufgestanden. Seine Stimme klang jetzt froher als vorher. Es blieb ihr aber der eindringliche Ton, den sie gleich von Anfang gehabt hatte. „Der Gott, welcher alle Dinge und Menschen geschaffen hat“, sagte er, „kam in die Welt als ein Mensch. Warum kam Er so in die Welt? Überlegt euch das.“

Neues Schweigen.

Der Kopf des Delawarenhäuptlings hatte sich tief herab gebeugt. Vergessen war, was er zu sagen gehabt hatte. „Warum kam Gott in die Welt? Warum sandte Er Seinen Sohn?“ fragte es in seinem Herzen. O, heute Morgen hatte er noch gewußt, was er darauf antworten wollte. Da hatte noch Spott und Ironie in ihm gewohnt, und er hatte sich darauf gefreut, wie die Christen sich ärgern würden. Jetzt nahm er schweigend



„Gott hat uns geschaffen“, fuhr der alte Anton fort, „aber wer von uns kennt seinen Schöpfer? Keiner! Ich sage euch die Wahrheit, keiner kennt Ihn. Wir sind alle von Gott abgefallen, wir sind alle sündige Geschöpfe. Unser Verstand aber, von dem wir so Großes halten, auf den wir bauen, auf den wir uns verlassen, der ist von der Sünde verfinstert.“

Wieder hielt Anton an. Dann setzte er sich in den Kreis seiner Zuhörer. . . .

Antons Erklärung auf. „Gott wurde ein Mensch und nahm Fleisch und Blut an, damit Er Sein Blut für uns vergießen könnte zur Tilgung unserer Sünden. Durch Seinen bitteren Tod am Kreuz erwarb Er uns Leben und Seligkeit. Er hat uns dadurch losgekauft von der Sünde, vom Tod und von der Gewalt des Teufels.“

Dann berichtete Anton die ganze frohe Botschaft, die er ehemals selbst mit so erschrockenem und doch frohem Herzen aufgenommen, die ihn aus der Finsternis des Heidentums in neues Licht hineingestellt hatte.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Indianer. Im Schein des Lagerfeuers zeigte sich der Missionar. Sein Gesicht war ernst. Er grüßte mit einer Handbewegung. Dann setzte er sich zwischen die Rothäute. Er hörte dem zu, was Anton sagte.

Als Anton geendigt, sagte auch Zeisberger noch einige Worte. Er bestätigte, was sein Schüler verkündigt hatte.

Dann herrschte wieder tiefes Schweigen. Minuten verrannen. Eine Stunde ging aus der Zeit in die Ewigkeit.

Der Missionar erhob sich.

„Es ist Zeit, daß wir schlafen gehen“, sagte er. Seine Hand ruhte auf der Schulter des Delawarenhäuptlings.

„Glückikan“, redete er ihn an, „du hast deinen Mut bewiesen in Hunderten von Schlachten. Beweise deinen Mut heute und stelle dich Gott.“

Der Häuptling sagte nichts. Einsam ging er in die Nacht. Aber in seinem Herzen brannte ein Feuer. In seinem Herzen kämpfte es, wie es nie gekämpft

hatte. Seine Freunde fragten ihn: „Warum sagtest du nichts? Wir hatten uns schon so auf dein Reden gefreut.“

Glikkikan blieb stehen. Der Mond beschien die schweigende Schar. Des Häuptlings Augen wanderten von einem zum anderen. Ganz ernst klang dann seine Stimme: „Ich habe nichts zu sagen. Ich glaube den Worten des Missionars.“

Durch die Nacht wanderten die Indianer heim.

In Goshgoshünk erwartete man Glikkikan. Sie mochten den weißen Mann und seine Botschaft nicht leiden. Er hatte einen Teil ihrer Brüder von ihnen getrennt; sie waren von ihnen weggezogen, weil sie sich den Anordnungen Zeisbergers nicht fügen, weil sie weiter auf ihre Weise leben wollten, und weil sie von dem Feuerwasser, das die anderen weißen Leute ihnen gebracht, nicht zu lassen vermochten. Nun freuten sie sich darauf, wie Glikkikan erzählen würde, daß er die Weißen in die Enge getrieben und sie durch seine Weisheit und durch die Schärfe seines Verstandes besiegt habe. Wie staunten sie da, als Glikkikan als ein ganz anderer zu ihnen kam.

„Andert euren Sinn“, sagte er, als sie ihn umstanden. „Ihr seid schuldig geworden gegen Gott und das Evangelium. Ihr habt die Wahrheit von euch gewiesen. Ich weiß jetzt, daß der weiße Mann recht hat. Es gibt auch für uns nur eine Rettung: die Rettung durch die Frohbotschaft von Jesus Christus.“

Viele schüttelten das Haupt. Anderen aber gingen Glikkikans Worte zu Herzen. Sie überlegten noch einmal alles das, was sie früher von Zeisberger gehört. In den nächsten Tagen und Wochen wanderten viele Indianer von Goshgoshünk zur Missionsstati-

on. Viele wurden Christen. Der weiße Mann durfte nach langer Zeit die Freude haben, Frucht zu sehen.

Einer der Treuesten aber war Glikkikan, der Häuptling.

2. Glikkikan läßt sich taufen.

Wochen nach jenem Erlebnis hatte Glikkikan sich mit seinen Stämmen aufgemacht und war weiter nach Westen gezogen. Die Weißen drangen immer mehr in die Gebiete der Indianer ein, nahmen ihnen ihr Land und ihren Besitz. Wollten die Rothhäute nicht dauernd im Kampf mit ihnen leben, so mußten sie sich in unbewohntere Gegenden zurückziehen.

Die Bedrängung durch die Weißen machte sich für die christlichen Indianer unangenehm bemerkbar. Ihre Stammesgenossen sahen in ihnen Verräter. Mehr als einmal war Zeisbergers Niederlassung von wütenden Indianerscharen umringt worden, mehr als einmal sah es so aus, als ob die ganze Station in Flammen aufgehen sollte. Von Tag zu Tag nahm die Unsicherheit zu.

Da war eines Tages Glikkikan wieder einmal gekommen, um sich von Zeisberger und von den christlichen Indianern mehr vom Evangelium sagen zu lassen. Er hatte lange in Zeisbergers Hütte gesessen. Aus dem Evangelium hatte der Missionar ihm vorgelesen und ihm erklärt, was er nicht verstand.

„Möchtest du ganz Christ sein?“ war zum Schluß seine Frage gewesen.

Glikkikan nickte.

„Weißt du, was das bedeutet?“ fragte Zeisberger.

„Ich denke, ja,“ gab der Häuptling zurück.

„Du mußt von den grausamen Kriegsweisen deiner Väter lassen.“

„Ich weiß“, jagte Glikkikan. Seine Augen waren starr auf die Wand gerichtet. Längst zurückliegende Erlebnisse seines Lebens wurden in ihm lebendig. Er dachte an den jungen Krieger, den er vor einigen Jahren am Marterpfahl gehabt hatte. Wie hatte er sich erfreut an den Qualen seines Feindes! Wie waren die Peitschenhiebe auf ihn niedergefaßt! Zwar hatte auch Achtung vor dem Helden in ihm gelebt. Aber die höhnischen Worte des Gequälten ließen die Wut immer wieder neu in seinem Herzen wach werden. Drei Tage hatte es gedauert, bis der Ärmste sein Leben ausgehaucht hatte. Zuletzt war er nur noch ein Fleischbündel gewesen. Das brechende Auge des Feindes hatte ihn getroffen. „Wenn's dir einmal so ginge“, war's durch seine Seele gezuckt. Aber dann war das Erlebnis vergessen. Jetzt wurde es neu in ihm lebendig, und mit ihm all die anderen Grausamkeiten, die innerhalb seines Stammes Sitte waren. Glikkikan liebte das Kriegshandwerk. Das Herz schwell ihm, wenn er daran dachte, wie er im Kampf mit den Gegnern seinen Mut, seine Unererschrockenheit und seine Tatkraft hatte beweisen können. Durfte das nun alles nicht mehr sein?

Der Blick des Håuptlings verließ die Wand und wanderte zum Missionar.

„Bist du bereit, alles daranzugeben?“ fragte dieser.

„Wenn's sein muß, ja, Herr“, gab Glikkikan zurück. „Ich weiß, es wird mir schwer werden. Ich weiß, auch vom Feuerwasser kann ich nur schlecht lassen. Ich hab's mir hundertmal vorgenommen, nicht

mehr zu trinken. Aber wenn die Bläßgesichter mit ihren Angeboten kommen, dann packt mich wieder die Lust. Dann ergeb' ich mich wieder dem Trunk.“

„Christus kann dich davon frei machen, Glikkikan“, sagte Zeisberger schlicht. „Du mußt Ihm nur vertrauen und dich Ihm ganz hingeben.“

„Ich will“, sagte mit festem Ton der Indianer.

Es klopfte an die Tür. Verstört trat einer der christlichen Indianer ein.

„Die Kriegsrufe unserer Feinde sind wieder zu vernehmen“, sagte er.

„Sind die Wachen aufgezogen?“ fragte Zeisberger.

Der Bote bejahte.

„Dann fürchtet euch nicht und seid getrost“, fuhr der Missionar fort. „Es kann uns nichts geschehen, als was Gott ersehen hat. Alarmiert die Gemeinde! Die Station soll in Verteidigungszustand gesetzt werden. Wir machen aber nur von den Waffen Gebrauch, wenn die Not aufs höchste gestiegen ist.“

Der Bote entfernte sich.

„Es wird schlimmer in den letzten Wochen“, wandte sich Zeisberger wieder an Glikkikan. „Ich glaube nicht, daß wir noch lange unsere Station hier halten können.“

Da stand der Häuptling auf. Seine Augen leuchteten.

„Ich mache euch einen Vorschlag, Missionar. Kommt zu mir an den Biberfluß. In meiner Nähe wohnt mancher Indianerstamm. Ihr werdet viel Gelegenheit haben, das Wort Gottes zu verkünden. Und ruhiger ist es dort auch. So weit sind die Bläßgesichter noch nicht vorgedrungen.“

„Aber der Weg ist weit“, gab Zeisberger zurück.
 „Wie können wir mit der ganzen Gemeinde, mit Hab und Gut, zu dir kommen?“

„Durch den Urwald wird's kaum möglich sein“, entgegnete Olikkikan. „Aber auf dem Wasser läßt sich's schaffen.“

Wochen später zogen die christlichen Indianer weiter nach Westen. Auf Kanoes hatten sie all ihr Hab und Gut verpackt. Die vorderen Boote waren mit Indianern besetzt, die sich bis an die Zähne bewaffnet hatten. Man rechnete mit allerlei Überfällen und mancher Gefahr. Die hinteren Kanoes füllten die Missionare mit den Frauen und Kindern, sowie die bewegliche Habe der Ausziehenden.

Wunderbar war die Fahrt. Rechts und links reichten die großen gewaltigen Waldungen bis an das Ufer. Bunte Vögel nisteten in den Zweigen. Farbenreiche Schmetterlinge tummelten sich in der Sonne. Kräftig holten die Ruderer aus. Frohe Gesänge und Lieder der Brüdergemeinde, die Zeisberger in die Delawarensprache übersetzt hatte, klangen über das Wasser.

Tag um Tag währte die Fahrt. Manch Hindernis war zu überwinden. Einmal mußten alle Kanoes ans Land geschleppt und die Lasten auf die ganze Karawane verteilt werden, denn zwei Tage lang galt es durch den Urwald zu marschieren, weil Stromschnellen die Weiterfahrt auf dem Fluß unmöglich machten. Endlich war doch das Ziel erreicht. Am Biberfluß empfing Olikkikan seine neuen Freunde. Hütten wurden aufgeschlagen, das Land wurde bepflanzt. Bald entstand eine neue Siedlung. Sie erhielt den Namen „Friedensstadt“.

In Friedensstadt war Glikkikan häufiger Besucher der Christengemeinde. Immer tiefer drangen Zeisbergers Worte in sein Herz ein. Und dann trennte er sich plötzlich von seinen heidnischen Volksgenossen, um ganz unter den Christen in Friedensstadt zu wohnen. Die Trennung verursachte gewaltige Aufregung unter den Indianern. Ratsversammlungen wurden abgehalten. Hier und da wurden Stimmen laut, die gegen das Werk der Christen hezten und eine Vernichtung der Missionsstation wünschten.

„Wir wollen es zuerst noch einmal im Frieden versuchen“, sagte ein Häuptling.

Er machte sich eines Tages auf, Glikkikan auf der Christenstation aufzusuchen. Er saß ihm gegenüber in der einfachen kleinen Blockhütte, die Glikkikan sich gebaut hatte.

Lange schwiegen beide. Dann nahm der Heide das Wort.

„Warum hast du uns verlassen?“ fragte er.

„Ich will Christ werden“, war die Antwort.

„Hast du deine ruhmreiche Vergangenheit vergessen?“

Glikkikan verneinte.

„Denkst du nicht mehr daran, was du uns gewesen bist? Mitten aus unserem Rat bist du zu den Christen gegangen. Was willst du bei ihnen? Hoffst du, eine weiße Haut zu bekommen?“

Glikkikans Augen tauchten in denen seines ehemaligen Freundes unter. Er wollte abwehrend das Haupt schütteln. Aber der andere fuhr schon fort:

„Nicht einer deiner Füße wird weiß werden, geschweige denn deine ganze Haut. Du warst ein tapferer Mann, warst ein geachteter Ratgeber. Du hast

an meiner Seite gefessen am Matsfeuer, mit dem Teppich vor dir. Du hast mir geholfen, die Geschäfte unserer Nation zu leiten. Und jetzt verschmäht du das alles! Denkst du, du hättest etwas Besseres gefunden? Warte nur, bald wirst du innwerden, wie jämmerlich du betrogen bist!"

„Nicht also, mein Freund“, entgegnete Glikkikan. „Ich habe längst erkannt, daß das Glück nur bei dem Gott der Christen zu finden ist. Darum habe ich mich ihnen angeschlossen und will alles mit ihnen tragen. Wo sie hingehen, da gehe ich auch hin; wo sie bleiben, da bleibe ich auch. Nichts soll mich von ihnen scheiden. Ihr Volk soll mein Volk und ihr Gott soll mein Gott sein.“

Der Heide verzog den Mund zum Lächeln.

„Aus einem Krieger bist du ein Vetter, ein Feigling, ein Schwächling geworden“, sagte er. „Wir stoßen dich aus unserer Gemeinschaft. Wir wollen nichts mehr mit dir zu schaffen haben.“

„Das tut mir leid“, gab Glikkikan zurück, „aber ich kann nicht anders. Das Wort Gottes hat mich überwunden.“

Ohne zu grüßen, nahm der Häuptling Abschied.

Wochen später empfing Glikkikan die Taufe. Zeisberger gab ihm den Namen Izaak. Er hoffte bald in dem Neubekehrten einen tüchtigen Helfer bei der Ausbreitung des Gotteswortes zu haben, denn er wußte, daß Glikkikan unter seinen Stammesgenossen geachtet und geehrt wurde, und daß man, trotzdem man ihn aus der Gemeinschaft ausgestoßen, doch auch weiterhin zu ihm als einem alten Helden aufschaute und auf sein Wort etwas gab.

3. Eine neue Heimat.

Friedensstadt blühte und gedieh. Aber schon bald war der Feind wieder auf dem Posten. Die europäischen Händler zogen den weiter nach Westen gewanderten Indianern nach. Auch in der Nähe von Friedensstadt suchten sie ihre Absatzgebiete. Die Indianer, die sich tapfer im Kriege schlugen, die den Tod nicht fürchteten und jeder Gefahr mutig ins Auge schauten, waren den Versuchungen des Alkohols gegenüber die größten Schwächlinge. Es kam so weit, daß die heidnischen Rothäute von dem genossenen Rum, den amerikanische und englische Händler ihnen verkauften, tagelang vollkommen betrunken waren. Ihre Wildheit wurde im betrunkenen Zustand geradezu unerträglich. Immer wieder wurde die Missionsstation belästigt. Das schlimmste aber war, daß sich auch unter den christlichen Indianern mancher der Versuchung nicht gewachsen zeigte.

Zeisbergers Sorgen um seine Gemeinde, um das Werk, das Gott ihm aufgetragen hatte, wuchsen von Tag zu Tag.

Da kam eines Tages von Metawatwes, dem Oberhaupt der Unami, der gleichzeitig als Oberhaupt des ganzen Delawarenstammes galt, die Botschaft, der weiße Mann möge ihn in seiner Residenz in Ge-felemukpechünk am Muskingum aufsuchen und ihm und seinen Häuptlingen sagen, welche Botschaft er habe.

Zeisberger beriet sich mit Olikkikan. Der schlug vor, die Einladung anzunehmen. Beide machten sich in Begleitung dreier christlicher Indianer auf den Weg, den großen Häuptling aufzusuchen. Durch mäch-

tige Urwälder führte der hundert Stunden weite Pfad. Es war um die Mittagszeit, als die fünf in der Hauptstadt des Häuptlings ankamen. Freundlich wurden sie begrüßt und in das Haus des Häuptlings geleitet. Bald war das ganze Gebäude mit Häuptlingen und angesehenen Indianern gefüllt; draußen aber harrten die übrigen Stammesangehörigen.

„Wir grüßen dich mit dem Gruß des Friedens“, empfing der Häuptling den Weißen. „Künde uns, welche Botschaft dich zu uns getrieben hat.“

Zeisberger dankte, und dann predigte er den gespannt lauschenden Rothäuten von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus die Menschen besucht hat.

Tiefste Stille herrschte. Schweigend ging erst gegen Abend die Versammlung auseinander. Zeisberger saß noch mit Glikkikan und Metawatwes bis tief in die Nacht hinein zusammen. Alles wollte der Häuptling wissen. Und Zeisberger stand Rede und Antwort. Er zeigte dem Häuptling, wie groß die Sünde und Schuld der Menschen vor Gott sei, und wie keiner in der Lage wäre, Gottes Gebote zu erfüllen.

Schweigend hörte Metawatwes zu.

„Du hast recht“, sagte er dann, „niemals aber wird einer so heilig leben können, wie das Christentum es fordert. Wir sind alle arme Sünder.“

Da mischte sich Glikkikan in das Gespräch.

„Du hast recht, mein Freund“, sagte er, „daß wir arme Sünder sind. Aber darauf kommt's an, daß wir die Armut unseres Herzens fühlen. Fühlen wir sie, dann lernen wir schreien nach dem Heiland, und dann macht Er uns heil.“

Metawatwes schaute Glikkikan an.

„Du bist einer der Unseren“, sagte er, „bist selbst

Häuptling gewesen, bist es noch. Ich weiß nicht, wie sich das zusammenreimen soll: ein Häuptling und ein Christ."

„Aber ich weiß es“, entgegnete Glikkikan. „Ja, ich war ein Häuptling, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allzeit überwunden; und ein rechter Häuptling soll doch nie unterliegen, sondern allzeit siegen. Das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfters vorgenommen hatte, nicht mehr zu trinken, so konnte ich es doch nicht lassen. Aber nun bin ich erst ein rechter Häuptling, denn jetzt kann ich siegen. Die Sünde kann mich nicht mehr überwinden wie ehemals, denn ich will die sündige Lustbarkeit nicht mehr sehen. Ich habe kein Gefallen daran, denn ich habe etwas Besseres gefunden. Das wünsche ich auch dir.“

Als die drei sich am späten Abend trennten, war in des Häuptlings Herz ein großes Fragen zurückgeblieben, und wenn er auch noch nicht überzeugt war, daß die Botschaft, die Zeisberger brachte, die alleinseigmachende war, so hatte er die Christen doch in sein Herz geschlossen, so daß er ihnen sein Gebiet gern als Wohnsitz anbot.

„Kommt zu uns! Bleibt bei uns! Wir wollen euch in Schutz nehmen. Niemand soll sich unterstehen, irgend einem von euch zu schaden“, das war sein letztes Wort.

Der Ruf kam der jungen Christengemeinde wie ein Gnadengeschenk von Gott.

Im nächsten Jahr schon machten sich Zeisberger und Glikkikan auf, um in der Nähe von Gefelenup-
pechümf ihre neue Missionsstation aufzuschlagen. Schönbrunn nannten sie sie.

In Schönbrunn verlebte Glikkikan die herrlichsten Jahre seines Lebens. Immer mehr Christen siedelten sich rings umher an. Noch zwei andere Stationen entstanden. Mit brennendem Herzen diente der alte Indianerhäuptling seinem Gott. Rings umher war es bei den anderen Stämmen bekannt geworden, daß er ganz entschieden auf die Seite der Christen getreten sei, und mehr als einmal kamen Indianer zu ihm, um sich mit ihm zu unterhalten. Vielen durfte er ein Begleiter sein zum persönlichen Heiland. Die größte Freude war es ihm, als er dem angesehensten Häuptling, „Weißauge“, den Weg des Friedens zeigen durfte.

Weißauge war weit in der Welt herumgekommen, hatte ganz Amerika bereist, hatte auch die größten Städte an der Ostküste kennengelernt, und es war sein sehnlichster Wunsch, seinen roten Brüdern etwas von dem Guten, das die Weißen hatten, zu vermitteln. Vom Christentum aber hatte er noch keinen lebendigen Eindruck bekommen.

Von seiner Weltwanderung zurückgekehrt, traf er in Schönbrunn mit Glikkikan zusammen. Sie hatten vor vielen Jahren Freundschaft miteinander geschlossen und waren in manchem Kampf treue Genossen gewesen. Die Freude des Wiedersehens war darum nicht klein.

„Laß uns noch einmal die Friedenspfeife miteinander rauchen“, sagte Weißauge, als sie am ersten Abend zusammensaßen. Alte Erinnerungen tauschten sie miteinander aus.

Plötzlich aber legte Glikkikan seine Hand auf des Freundes Arm.

„Ich habe dir etwas zu sagen“, begann er.

„Rede“, forderte ihn Weißauge auf.

„Denkst du noch der Stunde“, sagte darauf Glikkikan, „da wir nach hartem Kampf Freundschaft miteinander schlossen? Wir haben uns verpflichtet, einander treu zu sein, einander zu lieben, so lange wir leben werden. Wir legten unsere Tabaksbeutel zwischen uns, daß jeder nach Belieben daraus nehmen konnte. Wir versprachen uns, einander zu erzählen, wenn einer von uns den Weg zum Glück entdecken sollte, damit dann der andere mit ihm gehen könnte. Dies Versprechen muß ich heute einlösen.“

Eine Weile hielt Glikkikan inne. Nachdenklich schaute er den Freund an.

„Ich möchte dir bezeugen“, sagte er dann, „daß ich den Weg des Glücks gefunden habe und ihn auch gehe.“

Weißauges Augen blickten starr. Glikkikan fuhr fort:

„Der Weg ist das Wort Gottes. Das führt zum Heiland und zum ewigen Leben. Komm, geh mit mir, teile mein Glück.“ Herzbeweglich klang diese Bitte.

Weißauge kamen die Tränen. Er schämte sich ihrer nicht. Er reichte dem Freund die Hand.

„Noch weiß ich nicht, was es mit dem Christentum auf sich hat“, sagte er, „aber ich fühle, daß Liebe dich treibt, also mit mir zu reden. Auch ich möchte den Weg des Glücks gehen. Zeige ihn mir.“

Und Glikkikan zeigte ihm den Weg.

„Ich bin heute mit dem Boot über das Wasser gefahren“, sagte er. „Es wurde vom starken Strom weit hinunter getrieben. Ich war in Gefahr, umgeworfen zu werden. Da dachte ich: Ebenso geht es den Menschen in der Welt, die keinen Heiland haben. Sie

werden von ihren Sünden fortgetrieben, ohne sich helfen zu können, und sind in Gefahr, in der Sünde umzukommen und verloren zu gehen. Sobald aber der Heiland unser Herz einnimmt und regiert, kann man der Sünde und der Verführung der Welt widerstehen.“

Lange saßen die beiden zusammen. Schon graute der Morgen, als sie sich trennten. Keiner von beiden hat die Nacht jemals vergessen. Weißauge fand den Weg zum Heiland. Auch er bekehrte sich. Die Freundschaft zwischen ihm und Glikkikan wurde noch inniger und fester. Gemeinsam kämpften sie fortan für das Reich Jesu Christi. Als einst ein englischer Agent sie für die englische Kolonialtruppe werben wollte, sagten sie:

„Wir sind bereits geworben.“

Der Engländer schaute sie groß an.

„Ihr seid geworben?“

„Ja“, entgegneten sie. „Der größte Herr und König hat uns in Seinen Dienst gerufen, Jesus, der Retter, den Gott gesandt hat. Ihm wollen wir folgen, für Ihn kämpfen, für sonst niemand mehr.“

Manchen Freundesdienst erwiesen sich die beiden noch. Weißauge wollte von jeher hoch hinaus. Auf die Dauer waren ihm die Brüdergemeindemissionare nicht mehr angesehen genug. Er dachte, der Ruf der Indianer würde gewaltiger und er angesehenener werden, wenn sie einen Bischof hätten, wie die englische Hochkirche. So machte er sich denn auf und ging nach Philadelphia, um dort neue Missionare zu werben. Das erfuhr Glikkikan. Ernst redete er seinem Freund ins Gewissen, so daß dieser seinen Antrag zurücknahm, aufrichtig Buße tat und fortan ein treuer Helfer in Zeisbergers Mission wurde.

Von Jahr zu Jahr wuchs das Werk. Auch Netawatwes, der Oberhäuptling der Delawaren, wurde Christ. Die Missionsstation blühte auf. Schulen wurden errichtet, Ländereien urbar gemacht. Es war ein Jauchzen und Danken. Mit hellen Augen sahen die Rothhäute in die Welt. Ihre Herzen jubelten ob dem, was Gott an ihnen getan hatte. Zu den Frohesten gehörte Glikkifan.

„Das ist mir genug!“

Am 22. Dezember 1899 lag in Northfield (Nordamerika) ein Vater, umgeben von der Liebe der Seinen, auf seinem letzten Lager. Plötzlich rief er:

„Die Erde tritt zurück, der Himmel tut sich mir auf! Mein, das ist kein Traum. Wie herrlich! Wenn dies der Tod ist, dann ist er lieblich. Hier ist kein Todesstol. Gott ruft mich, und ich muß gehen! Dies ist mein Krönungstag, nach dem ich seit Jahren ausgeschaut habe!“

Einige Stunden später entschlief der Mann. Es war der große Evangelist Moody. Er war als Sohn eines geringen Maurers geboren. Früh hatte er seinen Vater verloren und war in großer Armut aufgewachsen. Als junger Mann hatte er den Wunsch, reich zu werden. Die Begabung besaß er auch dazu. Erst dreiundzwanzig Jahre alt, verdiente er in einem großen Schuhwarengeschäft, an dem er beteiligt war, in einem Jahr 20 000 Mark.

Dennoch gab er das Geschäft auf, weil der Gott, dessen Eigentum er einige Jahre zuvor geworden war, ihn in den Dienst des Evangeliums rief. Moody ver-

stand, daß all seine Zeit, Kraft und Gaben diesem Dienst gehören sollten.

Durch neununddreißig Jahre hat dieser treue Zeuge Gottes Jesus, den Heiland der verlorenen Sünder, verkündet. Viele Tausende sind durch ihn aus der Nacht zum Licht gebracht, vom geistlichen Tode zum ewigen Leben gekommen.

In den Jahren 1860 bis 1864 tobte der große amerikanische Bürgerkrieg. Die Südstaaten wollten die Sklaverei beibehalten, die Nordstaaten dagegen die Abschaffung der Sklaverei erzwingen. Darüber kam es zu einem blutigen, opferreichen Kriege. In dieser Zeit widmete Moody seine ganze Kraft dem Dienst des Evangeliums bei der Armee der Nordstaaten. Er war unter den Soldaten wegen seiner aufopfernden Liebesdienste geliebt und hochgeachtet. Einzelne seiner Erlebnisse aus dieser Kriegszeit hat er niedergeschrieben, darunter folgendes:

„Nach der Schlacht von Murfreesborough weilte ich in einem Hospital. Ich hatte während der letzten beiden Nächte wenig Zeit zum Schlafen gefunden, und da ich völlig erschöpft war, schlief ich in der dritten Nacht fest. Um Mitternacht kam der Wärter, um mich zu einem Verwundeten zu rufen, mit dem es sehr schlimm stehe. Erst dachte ich, die Sache ließe sich vielleicht bis zum Morgen verschieben. Doch der Wärter meinte, bis zum Morgen könne der Mann schon gestorben sein. Ich begab mich deshalb sofort an Ort und Stelle und fand den tödlich Verwundeten, der mich zu sehen wünschte. Das Antlitz, das ich beim flackernden Schein der Kerze erblickte, werde ich nie vergessen. Ich fragte ihn, was ich für ihn tun könne. Er antwortete: „Helfen Sie mir in meiner Todes-

not!“ Ich sagte ihm, daß ich ihn gern in meinen Armen in das Reich Gottes hineintragen würde, wenn ein Mensch dies vermöchte. Dann verkündigte ich ihm die Frohbotschaft von Christus. Er aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Jesus kann mich nicht retten. Ich bin mein Lebtag ein Sünder gewesen.“

Meine Gedanken wanderten nun zu seinen Freunden und Verwandten in der fernen Heimat, und ich dachte, seine alte Mutter möchte wohl jetzt gerade für den Sohn beten. Eine Verheißung nach der anderen hielt ich dem Sterbenden vor und betete mit ihm. Doch er schien in nichts, was ich ihm sagte, Trost finden zu können. Da schlug ich das dritte Kapitel des Evangeliums Johannes auf und las ihm die Geschichte von Nikodemus vor. Die Augen des Kranken waren fest auf mich gerichtet, während ich las. Es schien, als ob er jedes Wort, das ich las, verschlingen wolle. Als ich an die Stelle kam: „Gleichwie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“, bat er mich, einzuhalten.

„Steht das da?“ fragte er.

„Ja“, antwortete ich.

„Ich habe nicht gewußt, daß so etwas in der Bibel steht. Bitte, lesen Sie es noch einmal!“

Der Kranke richtete sich mühsam halb auf und faltete die Hände. Als ich die Stelle zum zweitenmal gelesen hatte, rief er: „Das ist schön! Bitte, lesen Sie es noch einmal!“ Zum drittenmal las ich die Stelle langsam, Wort für Wort. Als ich geendet, sah ich, daß die Augen des Kranken geschlossen waren, und

daß der kummervolle Ausdruck einem friedlichen Lächeln Platz gemacht hatte. Seine Lippen bewegten sich. Als ich mich über ihn beugte, vernahm ich die Worte:

„Wie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Noch einmal öffnete er die Augen und sagte:

„Das ist mir genug. Sie brauchen mir nichts weiter vorzulesen.“

Früh am nächsten Morgen ging ich, nach ihm zu sehen, doch das Bett war leer. Der Wärter erzählte mir, daß der junge Mann im Frieden gestorben sei. Er habe nach meinem Besuch still dagelegen und zuweilen die Worte vor sich hingefagt:

„Auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Was hat diesem sterbenden Menschen zum Frieden verholfen? Zweierlei.

Erstens hatte er ein tiefes Bewußtsein davon, daß er all sein Lebtag ein Sünder gewesen war und der Gnade völlig unwert war. Sein Gewissen hatte ihn überführt, daß die Miesenschuld seiner Sünden ihn in den Abgrund des ewigen Verderbens bringen müsse. Darum sein Seufzen nach Errettung.

Zweitens ergriff dieser Mann im Glauben das Wort der Gnade, das jedem, der an den am Kreuz erhöhten Jesus glaubt, ewiges Leben zuspricht.

„Den, der Sünde nicht kannte, hat Gott für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm.“ (2. Kor. 5, 21.)

Lieber Freund, der du auch ein beladenes Gewissen hast und über deine Sünden seufzest, höre:

Hier ist ewiges, vollkommenes Heil. Hier steht: „Auf daß jeder, der an Ihn glaubt“. Jeder! Ist das nicht genug? Sage nicht: „Ich bin zu schlecht“, oder: „Meine Schuld ist zu groß“, oder: „Mein Herz ist zu kalt“, oder: „Ich kann es nicht verstehen“. Komm, wie du bist! Denn jeder darf kommen, hörst du? jeder, der schlechteste und am meisten besleckte; alle, auch die, welche, oft gerufen, durch viele Jahre die Gnadenstimme gehört und verachtet haben; alle, die einst Jesus nachfolgen wollten und Ihm dann doch den Rücken kehrten, um mit der Welt zu gehen. O seliges Wort: „Auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

Weiter ist nichts nötig. Es ist genug Gnade für jeden, um das ewige Leben zu ergreifen. Fasse es! Glaube es! Bedenke aber auch, daß geschrieben steht: „Wie werden wir entfliehen, wenn wir eine so große Errettung vernachlässigen?“ (Hebr. 2, 3.)

Wie Gott sorgt

Als der große Krieg ausbrach, stand ich kurz vor Vollendung meines achten Lebensjahres, und an dem Tage, an dem ich acht Jahre alt wurde, mußten wir Hals über Kopf unsere Heimat, eine kleine ostpreußische Grenzstadt, verlassen und vor den anrückenden Russen flüchten. Diesen Tag werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Nichts Böses ahnend, hatte meine Mutter mich zum Bäcker geschickt, um den Geburtstagkuchen zu holen. Aber in der Bäckerei war keine Menschenseele zu erblicken. Die Backwaren verbrannten im Ofen, und von Meister,

Meisterin und Gesellen sah ich keine Spur. Ich lief auf die Straße zurück. Wie hatte sich im Augenblick alles geändert! Vor flüchtenden Menschen war kaum ein Durchkommen. So schnell es mir möglich war, kehrte ich nach Hause zurück. Meine Mutter, die inzwischen auch aufmerksam geworden war auf das, was draußen vorging, wartete bereits ängstlich auf mich. Plötzlich wies sie auf etwas in der Ferne, das aussah wie dichte Staubwolken, und rief: „Da kommen die Kosaken!“ Das Wort „Kosak“ hatte für uns alle einen schrecklichen Klang. Es machte, daß wir, Mutter, meine kleine Schwester von zweieinhalb Jahren — Vater war längst zum Heer eingerückt — und ich mit unserer gläubigen Flurnachbarin und deren fünf Kindern einige Minuten später auf der Straße waren unter den übrigen Flüchtenden. Wir hatten nichts bei uns als etwas Schwarzbrot und Schinkenspeck und außerdem ein paar Kleinigkeiten. Eine halbe Stunde später trafen wir die ersten deutschen Soldaten. Einem von ihnen hatten wir es zu verdanken, daß ein Bauer uns mit auf seinen Wagen nahm. Am Abend erreichten wir das erste große Dorf, das noch nicht von seinen Bewohnern verlassen war. Hier wurden wir mit Kaffee und Butterbrot bewirtet.

Von den zunächst folgenden Tagen möchte ich nichts weiter berichten, als daß der Bauer sich unser manchmal gern entledigt hätte, aber nicht konnte, weil Gott Seine Hand schützend über uns hielt, und ferner, daß wir unsere Nachbarin mit ihren beiden Mädchen eines Tages verloren, weil sie das Fahren nicht mehr aushielt und ein Stück zu Fuß gehen wollte. Wir trafen sie nicht wieder. Von diesem Tage an hatte meine Mutter außer für ihre beiden Kinder auch

noch für die drei Jungen der Nachbarin zu sorgen, die bei uns geblieben waren.

Es kamen entbehrungsreiche Tage. Die anderen Flüchtlinge nahmen sich, was da war, um ihren Hunger zu stillen, aber meine Mutter konnte das nicht. Eines Morgens kam der kleine fünfjährige Nachbarssohn zu ihr und sagte:

„Tante, ich habe Hunger!“

Matlos stand meine Mutter da. Sie hatte nichts, was sie dem Kind hätte geben können. Da sagte der Bauer, der die Bitte des Kleinen gehört hatte:

„Da laufen doch genug Hühner herum. Nehmen Sie sich doch eins! Meine Frau tut das auch.“

Daraufhin fing Mutter sich ein Huhn, ließ es aber wieder laufen. „Ich kann es nicht.“ Der Bauer wurde ärgerlich und sagte schimpfend, sie sei ein ganz dummes Weib, die wohl denke, Gott würde ihr aus dem Himmel etwas zu essen herabwerfen.

Hier mischte sich ganz unerwartet der kleine Ernst ins Gespräch.

„Tante, wo ist mein Vater?“ fragte er.

„Im Feld draußen.“

„Aber ich muß doch noch einen Vater haben, denn Vater hat immer vor dem Essen gebetet: „Lieber himmlischer Vater!“ Wo ist denn der himmlische Vater? Kann der mir kein Brot geben?“

„Das kann Er“, versetzte Mutter. „Du mußt Ihn nur darum bitten.“

Da hob der kleine Junge beide Hände zum Himmel und rief laut:

„Lieber Vater im Himmel, gib mir doch ein Stück Brot! Ich hab' solchen Hunger!“

Er wartete eine Weile und lief dann zur Land-

straße hinüber. In diesem Augenblick kamen zwei Wagen angefahren, beide mit Broten beladen. Es waren Militärwagen, die Brot an die Front beförderten.

„Onkelchen, Onkelchen!“ rief der Kleine, „gib mir doch ein Brot!“

Lachend erfüllten die Soldaten die Bitte, und unter jedem Arm ein Brot tragend, kam Ernst zu uns zurück.

„Tante“, rief er, vor Freude strahlend, „der Vater im Himmel hat mir Brot gegeben. Das wird aber schmecken!“

Nest liefen auch andere Flüchtlinge zur Landstraße hinüber. Aber es war umsonst. Die Soldaten waren mit ihren Wagen bereits verschwunden.

Der Vater im Himmel, an den der kleine Ernst sich in seinem Hunger gewandt hatte, hat ihm, und damit auch uns, an diesem Tage aber noch mehr gegeben als Brot. Ein wohlhabender Bauer hielt auf unserem Sammelplatz. Er schenkte meiner Mutter einen halben Schweinskopf, den sie auf einem Herd kochte, den die Jungen schnell aus Ziegelsteinen bauten. An jenem Tage hat's uns geschmeckt!

Es dauerte noch manche Woche, bis wir endlich in Königsberg anlangten. Gott half uns, daß wir alle wohlbehalten dieses Ziel erreichten. Noch heute sagt meine Mutter, wenn sie an jene Zeit zurückdenkt, sie sei so reich an schönen Erfahrungen gewesen, wie sie sie sonst nicht erlebt hätte. In Not und Trübsal wendet man sich eben mehr als in guten Tagen zu der Quelle, die nie versiegt, und dann erfährt man, daß Gott treu und denen nahe ist, die Ihn anrufen.

In Königsberg gelang es, durch die Flüchtlingszeitung die Mutter der drei Knaben ausfindig zu ma-

chen, die mit uns durch das Land gezogen waren, und sie wieder mit ihren Kindern zu vereinigen. Aber von unserem Vater hatten wir seit zwei Monaten nichts mehr gehört. Lebte er noch? Und wenn ja, wo war er, und wie ging es ihm?

Eines Nachmittags saßen Mutter, meine kleine Schwester und ich in den Königsberger Anlagen. Schon als Kind hatte ich für alles offene Augen, denen selten etwas entging. So fiel mir ein Wagen auf, in welchem vier ältere Soldaten saßen, von denen einer, der einen Spitzbart trug, mir seltsam bekannt vorkam. Ich lief auf den Wagen zu. Da hielt er auch schon. Der Soldat mit dem Spitzbart sprang herab und rief:

„Endlich hab' ich euch gefunden! Wie hab' ich mich um euch gesorgt!“

Es war mein lieber Vater, der in der Stadt beim Train lag. Das war eine Freude! Wie freundlich hatte Gott wieder an uns gedacht und uns gnädig zusammengeführt. Leider konnten wir nur kurze Zeit beisammen bleiben, denn bald mußten wir Flüchtlinge Königsberg räumen, da es noch in der Gefahrenzone lag. Es ging weiter, mehr ins Innere des Reiches. Erst im Oktober 1915 durften wir endgültig in unsere Heimat zurückkehren.

Heute bin ich verheiratet und selbst Mutter von zwei Mädchen. Oft, wenn die Zukunft dunkel erscheint, denke ich an unsere Flüchtlingszeit zurück und frage mich:

Sollte der Gott, der uns in jenen bangen Tagen so väterlich versorgt und gnädig geleitet hat, es nicht auch fernerhin tun?

Glikkikan*)

Die Geschichte eines Indianer-
häuptlings.

II.

4. In schwerem Leid.

Netawatwes und Weißauge waren gestorben. Kriegsgerüchte liefen durchs Land. Dann brach der Kampf zwischen den Vereinigten Staaten und England aus. Die Engländer versuchten, die christlichen Indianer für sich zu gewinnen. Umsonst. Zeisberger und seine Gehilfen wollten ihre Leute vor dem Krieg bewahren. Aber immer heftiger setzten die Feinde dem kleinen Häuflein zu. Oft mußte man fürchten, daß die ganze Siedlung vernichtet würde. Doch wenn die Not am größten, war Gottes Hilfe stets nah.

Manche dachten daran, die Siedlung zu verlassen und weiter nach Osten zu ziehen, um ganz dem Be-

*) Der erste Teil der Geschichte Glikkikans, des Indianerhäuptlings, (Samenkörner, Heft 565) enthielt die Befehring dieses einstigen großen Widersachers des Evangeliums, Schilderungen der Entschiedenheit, mit der er seitdem für die Sache des Herrn eintrat, seine Freundschaft mit David Zeisberger, dem „Apostel der Indianer“, sowie die Gründung der Missionsstationen „Friedensstadt“ und „Schönbrunn“. Er schloß mit der Mitteilung von der Befehring der einflußreichen Häuptlinge Netawatwes und Weißauge.

reich des Krieges zu entfliehen. Das wäre aber nur einem Teil der Gemeinde möglich gewesen.

In einer Ratsversammlung erklärte Glikkikan: „Liebe Brüder und Freunde! Die Nachrichten, die von allen Orten auf uns einströmen, sind schlimm. Laßt uns angelegentlich zum Heiland beten, daß Er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurchhilft, denn jetzt haben wir's am allernötigsten. Fliehen darf niemand. Ich jedenfalls werde es nie tun. Ich will bei diesem Volke Gottes leben und sterben. Wo die Brüder bleiben, will ich auch bleiben. Wie es ihnen geht, soll es mir gehen. Ich werde es als ein großes Gnadengeschenk ansehen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können.“

Er ahnte damals wohl noch nicht, daß er den Tod um der Brüder willen erleiden würde.

Mit Tränen in den Augen hatte Zeisberger Glikkikans Rede angehört. Jetzt trat er vor.

„Auch ich werde nicht wegziehen, Brüder!“ sagte er. „Mein Herz erlaubt mir nicht einmal, daran zu denken. Wo die Indianerchristen sind, da bleibe ich auch. Es ist mir unmöglich, euch zu verlassen. Kein falscher Heldenmut treibt mich zu diesem Schritt. Ich bin von Natur furchtsam. Meine Zuversicht steht allein auf Gott. Er hat mich nie zuschanden werden lassen. Er hat mir immer soviel Mut und Trost gegeben, als ich brauchte. Er wird mir auch jetzt geben, was ich nötig habe. Sollte ich ermordet werden, so wird das nicht mein Schaden, sondern mein Gewinn sein.“

Alle reichten sich die Hände. Alle gelobten Treue bis zum letzten Augenblick. Dann knieten die Versammelten nieder und baten gemeinsam um Gottes Schutz, um Kraft zum Ausharren und zum Dienst.

Schon am nächsten Tage mußten die Christen erfahren, daß wirkliche Drangsale ihrer warteten. Zeisberger war mit Glikkikan zu einer der benachbarten Siedlungen geritten, um dort das Evangelium zu predigen. Der Abend kam, und man machte sich auf den Heimweg. Da stürzte plötzlich ein Indianer auf die bereits zur Heimkehr Aufgefessenen zu. „Bleibt hier, Meister“, bat er, „eben habe ich Nachricht erhalten, daß ein weißer Mann mit Huronenkriegern auf Euch wartet, um Euch unterwegs zu vernichten.“

„Ich bin auf Gottes Wegen, Freund“ entgegnete Zeisberger. „Ich muß heim. Gott wird mich zu schützen wissen.“

„Dann nehmt wenigstens eine Begleitung mit“, baten die anderen.

Zeisberger war es zufrieden.

Da aber die Pferde noch nicht alle eingefangen waren, ritt er allein vor. Langsam trabte das Pferd fürbaß. Zeisberger ließ ihm die Zügel. Es wußte den Weg. Plötzlich aber merkte der Missionar, daß er fehlgeritten war. Er wandte sein Roß, und als er zurück zur Wegkreuzung kam, war auch Glikkikan mit den anderen, die ihnen zur Begleitung mitgegeben waren, angelangt. Sie ritten gemeinsam weiter in die Nacht hinein. Plötzlich hörten sie Geräusche. Glikkikan ließ halten. Ein weißer Mann mit einem Trupp Indianer stand vor ihnen.

„Der ist's“, schrie der Weiße. Er wies auf Zeisberger. „Greift ihn! tötet ihn! Die Belohnung wird euch sicher sein.“ Die Indianer machten Miene, der Aufforderung zu folgen. Als sie aber merkten, wieviele Begleiter der Missionar hatte, und als einer von ihnen gar Glikkikan erkannte, dessen Ruf als Krieger

unter den Indianerstämmen weit verbreitet war, fürchteten sie sich und zogen sich zurück. Vergeblich hegte der Weiße sie auf. Die Indianer machten das Zeichen des Friedens. Ungehindert kam Zeisberger mit den Seinigen in seiner Behausung an.

„Heute hat Gott sichtbar Seine Hand über uns gehalten“, sagte Glikkikan.

„Er wird auch weiter mit uns sein“, versetzte Zeisberger. Dann gab er seinen Getreuen die Hand, und unter dem Schutz des Höchsten schliefen sie ruhig dem neuen Tage entgegen.

In der nächsten Woche schon drohte Zeisberger aufs neue der Tod. Ein Indianer, der als schlimmster Feind des Evangeliums galt, kam in das Dorf und beehrte mit dem Missionar zu sprechen.

Er machte das Zeichen des Friedens. Dann trat er auf den Missionar zu. Glikkikan ahnte nichts Gutes. Er stellte sich neben Zeisberger und behielt den Indianer fest im Auge. Plötzlich zog dieser eine Waffe aus dem Mantel und wollte sich auf Zeisberger stürzen. Aber schon hatte Glikkikan ihn gefaßt. Die Waffe entfiel seiner Hand.

„Mörder!“ donnerte ihn der Häuptling an.

„Man hat's mir geboten“, sagte der andere.

Einer behielt die Ruhe, Zeisberger. Fest schaute er den Feind an.

„Warum hast du das getan?“ sagte er, „weißt du nicht, daß du dein Herz mit Sünde befleckst? Weißt du nicht, daß Gottes Hand dich demmaleinst dafür furchtbar strafen wird?“

Liebe war es, die aus den Worten sprach. Dem Indianer griff's ans Herz. Plötzlich stürzte er vor dem Missionar nieder und rief:

„Bergib mir! Bergib mir!“

Zeisberger hob ihn auf und schloß ihn in die Arme. Mit Tränen im Auge stand Glikkikan dabei. Aufs neue fühlte er etwas von der Macht des Christentums, von der Überwindermacht der Liebe. Zeisberger behielt den Feind die Nacht über bei sich. Er sprach noch lange mit ihm. Am anderen Morgen bat der Fremde um die Erlaubnis, auf der Missionsstation bleiben zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt. Er wurde Christ und hat sein Christentum durch ein Leben der Treue bezeugt.

Je weiter man ins Jahr hineinschritt, umso bedrohlicher wurden die Nachrichten. Dann kam eines Tages eine Aufforderung der Regierung, daß Zeisberger sofort die christlichen Indianer für die Engländer zu gewinnen habe. Sie sollten dazu angehalten werden, die Amerikaner, wo sie sie trafen, niederzumachen und die Skalpe der Getöteten den Engländern auszuliefern.

Glikkikan war zugegen, als Zeisberger den Brief bekam.

„Lies“, sagte Zeisberger und reichte ihm das Schreiben.

Glikkikan las.

„Wollen wir ihnen willfährig sein?“ fragte der Missionar.

Glikkikan richtete sich auf:

„Niemals! Wir wollen unsere Treue zum Heiland bewahren. Wir wollen lieber sterben, als Ihm ungehorsam werden.“

„Das soll ein Wort sein“, sagte Zeisberger und reichte seinem treuen Gehilfen die Hand. Dann zerriß er den Brief.

Schneller, als man gedacht, mochten die Englän-

der Nachricht von diesem Vorgang bekommen haben, denn kaum waren drei Wochen vergangen, als ein Trupp indianischer Kriegerleute in der Nähe der Missionsstation erschien. Es waren Huronen, die auf seiten der Engländer kämpften. Sie sandten Eilboten an die Missionsstation.

„Wir möchten gern euren Vater und seine Gehilfen sprechen“, meldeten die Boten. „Sagt uns, wo wir sie treffen können.“

Zeisberger bestimmte „Gnadenhütten“ als Ort des Zusammentreffens. Das war eine Aufregung auf der Missionsstation, als die wilden Krieger kamen! Sie waren im vollen Kriegsschmuck. Bei ihrem Einzug ertönte das Kriegsgeheul. Gefährlich sahen sie aus, und ihre Augen redeten nichts Gutes. Doch stellten sie sich freundlich, als der Gehilfe Zeisbergers, der Missionar Heckenwälder, sie im Missionshaus empfing.

„Vater“, sagte der Huronenhäuptling, „ich danke dem großen Gott im Himmel, daß Er uns beide bis auf diesen Tag am Leben erhalten und uns vergönnt hat, uns zu sehen. Vater, ich freue mich, bei dir zu sein, und bitte dich, meine Pfeife zu stopfen.“

Ebenso freundlich begegnete er den eingeborenen Gehilfen. Heckenwälder glaubte schon, daß er umsonst mit den Seinen in Angst gewesen sei. Aber in der Nacht klopfte es an sein Fenster. Einer der fremden Indianer erschien.

„Nehmt euch in acht“ sagte er, „der englische Agent Eliot, der bei uns ist, haßt euch. Er will euch Missionare und alle Indianer aus euren Dörfern vertreiben. Zuerst wollte man euch töten, aber jetzt gedenkt man milder aufzutreten. Folgt den Befehlen!“

Es gibt keinen anderen Ausweg. Das ist meine treuge-meinte Warnung.“

Ein Tag des Unterhandelns folgte. Immer mehr Huronenkrieger kamen. Schließlich waren ihrer dreihundert.

Alle Missionare waren nach Gnadenhütten gekommen. Auch Zeisberger war da. Noch einmal wurden sie gewarnt. Einer der christlichen Indianer erklärte:

„Ein Krieger, einer meiner Bekannten, der im Räte des Huronenkönigs gewesen ist, versichert mir, daß die Mehrzahl geneigt ist, euch zu töten. Eure Brüder, es ist gewiß, daß ihr morgen entweder getötet oder gefangen genommen werdet. Flieht, so weit ihr könnt!“

Zeisberger lehnte ab.

„Unter keiner Bedingung werden wir die Missionsstation verlassen. Unser Leben steht in Gottes Hand.“

Der nächste Tag kam.

Wie gewöhnlich wurde die Gemeinde abends um acht Uhr durch die Betglocke zur Andacht gerufen. Zeisberger, der zur Stelle war, wo Gefahr drohte, hielt selbst die Andacht. Von den Christen fehlte keiner. Die Kirche war überfüllt.

Die eingeborenen Gehilfen saßen in großer Angst, die übrigen mit traurigen Mienen da. Auch die feindlichen Krieger waren gekommen. Ernst blickten sie drein. Tiefe Stille herrschte ringsum. Zeisberger stimmte ein Lied an. Die Zuversicht der Versammlung wuchs. Dann predigte der Missionar über die Losung des Tages: Jesaja 64, 4: „Siehe, Du zürntest, da wir sündigten und lange darin blieben. Uns ward aber

dennoch geholfen". (Luthertert.) Er endete mit den Worten:

„Sollten wir, die wir aus der Finsternis in das Licht gebracht sind, die wir die Güte des Herrn geschmeckt haben, die wir so oft Seine schützende Hand über uns gesehen haben, die wir so manchen Drohungen der Kinder der Finsternis und so manchen Stürmen getroßt haben, die wir in unserer Hoffnung nie getäuscht worden sind — sollten wir das vergessen? Haben wir nicht schon oft ähnliche Drohungen gehört? Sagte man uns nicht wieder und wieder, was man uns tun würde, wenn wir nicht unsere Station verließen und zu den Heiden zurückkehrten? Haben wir gehorcht? Nein. Hatten wir zu leiden, weil wir nicht gehorchten? Nein. Und warum nicht? Weil wir unsere Zuversicht auf den Herrn setzten. Wollen wir da nicht fortfahren in demselben Glauben und auch ferner unsere Zuversicht auf Ihn setzen? Sind wir in unserem Glauben schwächer geworden, anstatt stärker? Sollen die Heiden über uns spotten und lachen? Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben und abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt gegen Gewalt zu setzen.“

Dann betete er. Es war ein Flehen um Gottes Schutz, ein gläubiges, vertrauensvolles Sichbergen in des Höchsten Gnade und Barmherzigkeit.

Es war gut, daß der Missionar die Versammlung also gestärkt hatte. Denn ehe einige Stunden vergingen, brach das Gewitter über die Missionsstation herein. Die Huronen drangen in das Missionshaus und schleppten die Missionare fort. Böllig entkleidet wurden sie in einen Keller geworfen. Ein Haufe Huronen drang nach Schönbrunn vor. Hier wurde der Missio-



nar Jungmann und seine Frau gefangen genommen, dazu die indianischen Gehilfen.

Auch Glikkikan kam in Gefangenschaft. Als er das Kriegsgeheul der Indianer hörte, arbeitete er in seinem Hause. Er wußte wohl, was kommen würde, aber er zitterte nicht. Er hatte oft dem Tod ins Auge geschaut. Er war bereit, das Schlimmste zu erdulden.

Ein ganzer Trupp drang in sein Haus ein. Zehn Mann hatte man ausgeschickt, um ihn zu fangen, denn auch jetzt noch fürchtete man seine Kraft und seine Erfahrung im Kampf.

Die Indianer zitterten, als sie Glikkikans Haus betraten. Sie dachten an die großen Taten seines Lebens, von denen sie oft genug gehört hatten. Aber Glikkikan trat ihnen waffenlos entgegen.

„Ich sehe“, sagte er, „daß ihr zu mir gekommen seid, um mich zu fangen. Warum zaudert ihr, euren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, mich zu fügen. Ihr habt früher Glikkikan im Schlachtengetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Es gab ja eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohn abgewiesen hätte, aber ich bin nicht mehr Glikkikan, der alte. Ich bin ein anderer geworden. Ich glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für Ihn bin ich bereit, alles, was ich habe, ja, selbst mein Leben zu opfern.“

Freiwillig legte er die Hände auf den Rücken und ließ sich binden.

Drei Tage lang lag er dann mit den Missionaren gefangen im Keller. Drei Tage lang schwebten alle zwischen Leben und Tod, hörten das Geschrei und Gezohle der Krieger und sahen den Feuerschein aufflammender Gebäude.

„Es ist alles dahin“, sagte Zeisberger traurig. „Zahre arbeite ich nun an meinen Manuskripten. Bald war meine Grammatik der Delawarensprache fertig. Nun ist alle Mühe umsonst gewesen.“

Tränen standen ihm in den Augen. Auch Glikkikan konnte sie nur schwer zurückhalten, da er das Leid des Missionars sah. Doch wurde er der Tröster.

„Habt Mut und Gottvertrauen“, sagte er. „Der große Herr wird Euch auch jetzt nicht im Stich lassen.“

Tatsächlich wurden nach einigen Tagen die Gefangenen frei. Die ganze Missionsgemeinde mußte indes auswandern. Das Gebiet von Schönbrunn, Gnadenhütten und Lichtenau hatten die christlichen Indianer sofort zu verlassen. Alles war vernichtet, was sie in jahrelanger Arbeit aufgebaut hatten. Nur rauchende Trümmerhaufen waren noch übrig. Zeit, die Ernte zu bergen, wurde ihnen nicht gelassen. Fast ohne Lebensmittel mußte der Marsch in fremdes Land angetreten werden. Vier Wochen ging's, begleitet von den Huronenkriegern, die immer wieder ihre Gewalt an den Christen ausließen, durch Urwald und Sümpfe. Vier Wochen schwersten Leides lasteten auf den Vertriebenen. Hunger und Not standen am Wege. Mehr als einmal gingen die Lebensmittel aus. Aber endlich war doch die neue Heimat erreicht. Der Huronenhäuptling verließ mit seiner Schar die Christen und überließ sie ihrem Schicksal.

Welch ein Abstand zwischen der blühenden Niederlassung in der alten Heimat und der unfruchtbaren Wildnis, wo man sich nun anbauen sollte! Früh und streng trat der Winter ein. Kaum konnten noch die notwendigen Hütten erbaut werden. An allem litt man Mangel. Nicht einmal wilde Wurzeln zur Nahrung waren zu finden. Im Gebet und in den Versammlungen, die abends nach des Tages Arbeit unter freiem Himmel abgehalten wurden, fanden die Verzagten Trost.

Manchmal wanderten Olikfikans Gedanken in dieser Zeit in die Vergangenheit zurück, und die Frage wurde in seinem Herzen laut: „Warum, o Gott?

Warum?“ Er fand keine Antwort. Aber sein Blick richtete sich immer wieder auf den gekreuzigten Gottes- und Menschensohn. „Wie sollte Der, welcher Seines eingeborenen Sohnes nicht geschonet hat“, sagte er sich, „sondern hat Ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken? Auch dieser Weg des Leides muß ein Weg des Friedens für uns werden. Hilf mir nur, Herr, Dir treu zu bleiben! Hilf mir, meinen Brüdern und Schwestern ein rechtes Vorbild zu sein!“

Sehnsüchtig schauten die Armen und Verlassenen aus nach einer besseren Zeit. Aber sie kam nicht. Noch tiefer und gewaltiger ward das Leid.

5. Gliffikans Tod.

Kaum hatte die indianische Christengemeinde sich auf dem neuen Platz angesiedelt, da kam der Befehl für die Missionare, sich vor den englischen Richtern zu verantworten. Man zwang sie mit Gewalt, sich von den Indianern zu trennen. War jetzt die Herde hirtelos? Nein, der „Erzhirte“ sorgte für die Ihm so teure kleine Herde. Die eingeborenen Gehilfen übernahmen die Arbeit der Missionare und übten den nötigen Dienst aus, und Gliffikan wurde einer der Führer der so schwer vom Leid Betroffenen.

Der Hunger kam. Weit und breit war keine Nahrung zu finden. Da beschloß man, einen Zug auszusenden, um auf der alten Wohnstätte nach Nahrung zu suchen. Gliffikan übernahm es, den Zug zu leiten.

Glücklich kamen die Indianer, es waren einunddreißig Männer, siebenunddreißig Frauen und vierunddreißig Kinder, in Gnadenhütten und Schönbrunn an, und siehe da, sie kamen nicht vergebens. Unter den

Trümmern fand sich noch allerlei an Korn und dergleichen. Nach einiger Zeit rüstete man sich, um mit der gesammelten Ausbeute zu den anderen zurückzuführen. In diesen Tagen stieß ein Trupp Amerikaner auf die Brandstätte zu den suchenden Indianern. Die Weißen begegneten den Rothäuten freundlich und nahmen bereitwillig die angebotene Gastfreundschaft an. Auch ließen sie sich von den christlichen Indianern, die das erlebte Leid mittheilhaftig machte, von all dem Schmerz und all der Not erzählen, die sie getroffen hatte. Sie ließen sich's sogar gefallen, daß die Indianer ihnen von dem Heil, das sie in Christus gefunden hatten, Zeugnis ablegten. Sie spielten die Frommen, boten den Rothäuten ihren Schutz an und schlossen Freundschaft mit ihnen.

„Ihr seid gute Christen“, sagten sie; „wir freuen uns, daß wir euch kennengelernt haben.“

Glickikan war bei alledem nicht wohl zumute. Er traute den Fremden nicht und sagte dies auch seinen Freunden. Die aber wiesen ihn zurück.

„Christen haben zu Christen gefunden“, sagten sie. „Gott hat die Not Seines Volkes gesehen. Wir wollen Ihm dankbar sein, daß wir die neuen Freunde getroffen haben.“

In dieser Nacht schliefen die Amerikaner mit den Indianern zusammen in deren Hütten. Niemals waren die Indianer sorgloser gewesen.

Nur einer konnte seine Befürchtungen nicht los werden. Glickikan schlief nicht. Er wachte die ganze Nacht. Als aber der Morgen anbrach und sich keinerlei Anzeichen bemerkbar machten, daß die Amerikaner Böses im Schilde führten, wies auch er seine Zweifel zurück. Mit Dank gegen Gott schlief er ein.

Am nächsten Tage war wieder alles Freude und Sonnenschein. Die Freundschaft zwischen Weißen und Roten wurde immer inniger. Verschiedentlich drangen die Weißen in die Indianer, ihnen ihre Waffen zu geben.

„Ihr benötigt sie jetzt nicht mehr“, sagten sie; „ihr seid in gutem Schutz.“

Etliche der Indianer wiesen das Ansinnen zurück. Andere meinten, man dürfe die Amerikaner nicht unnütz reizen. Es sähe wie Mißtrauen aus, wenn man ihrer Forderung nicht nachkäme.

Gliffikan war derjenige, der am entschiedensten abriet.

Da sagte einer der Ältesten zu ihm:

„Du glaubst nicht an die Treue der Amerikaner. Aber dein Unglaube diesen Leuten gegenüber ist Untreue gegen Gott. Du willst dich nicht allein auf Seinen Schutz verlassen. Du hängst noch zu sehr an deinen Waffen.“

Die Worte drangen Gliffikan ins Herz. Nein, er wollte ein ganzer Jünger seines Heilands sein. Gott wußte, daß sein Herz auf Seine Gnade und Barmherzigkeit vertraute, und daß er den Glauben an die Macht der Waffen längst aufgegeben hatte. Um allen zu zeigen, daß es so war, gab er als erster seine Waffen ab. Die anderen folgten seinem Beispiel. Aber kaum hatten die Amerikaner alle Waffen in Besitz genommen, da ließen sie ihre Maske fallen. Sie erklärten die jetzt wehrlos Gewordenen als Gefangene, banden sie und beraumten sofort eine Gerichtssitzung an.

Dieses Gericht war, wie nicht anders zu erwarten stand, ein Hohn auf alle Gerechtigkeit.

Die Indianer wurden angeklagt, mit den Feinden

der Amerikaner gemeinsame Sache gemacht zu haben. Sie beteuerten, daß es nicht so sei. Aber die Amerikaner hatten nur ein Lachen dafür. Sie brannten darauf, ihren Blutdurst an den Rothäuten zu stillen.

Gliffikan merkte bald, daß alles Reden umsonst war. Es widerstrebte dem alten Krieger, um Gnade zu betteln.

„Seid still“, rief er seinen Getreuen zu, „Gott weiß, was Er mit uns vorhat. Gab Er Kraft zum Leiden, so wird Er auch Kraft geben zum Sterben.“

„Nur eine Bitte habe ich noch“, wandte er sich darauf an die Amerikaner. „Laßt uns Zeit, damit wir uns zum Tode vorbereiten können.“

Diese Bitte wurde gewährt.

Es war eine feierliche Nacht, die Nacht vor dem Tod dieser großen Indianerschar. Gliffikan sprach Trostworte. Alles, was er aus der Heiligen Schrift wußte, wurde jetzt in ihm lebendig, und das gab er weiter.

Die Todgeweihten knieten nieder zum Gebet. Es war ein herzandringendes Ringen und Kämpfen, ein letztes Bekennen der vielen Fehler, die auf ihrem Wege lagen, aber auch ein Danken für die Barmherzigkeit, die zu uns gekommen ist in Gottes eigenem Sohn, und dann ein Bitten um Kraft für die kommende Prüfung.

Dann klangen Loblieder durch die Stille der Nacht. Manchem der Amerikaner klopfte das Herz. Aber ihre gewissenlosen Anführer ließen keine edle Regung aufkommen.

Am anderen Tage begann die „Hinrichtung“.

Zu zweien und zweien aneinandergebunden, wurden die Gefangenen geholt. Man schleppte sie in eins

der noch stehenden Gebäude, das die Amerikaner hohnlachend „Schlachthaus“ getauft hatten. Die Henkersknechte standen bereit, mit Beilen die Ärmsten zu erschlagen. Keiner der männlichen Gefangenen sagte ein Wort. Sie hätten nicht Indianer sein müssen, um nicht dem Tod gegenüber kaltblütig zu sein. Sie hätten nicht Christen sein müssen, um nicht zu wissen, daß auch durch dunkelstes Leid Gottes Hand zur Herrlichkeit führt. Umso herzerreißender war das Geschrei der Frauen und Kinder. Glifkifan schien es schier unmöglich, zu ertragen, was Gott ihm und ihnen allen auflegte.

„Herr, hilf! Herr, hilf!“ war sein ständiges Flehen.

Man führte ihn zuletzt ins „Schlachthaus“. Greulich war der Anblick. Er schloß die Augen. Er empfing den Todesstreich ohne Zittern. Er besiegelte seine Treue zu seinem Herrn mit dem Tode.

Nur zwei der Gefangenen entkamen. Einer hatte es fertig gebracht, seine Fesseln abzustreifen und nachts heimlich aus dem Gefängnis zu entfliehen. Ein anderer war wie tot im „Schlachthaus“ liegengeblieben. Man hatte ihn skalpiert, aber die feine Haut über der Hirnschale war erhalten geblieben. Nachdem die Amerikaner abgezogen waren, gelang es ihm, aus all dem Grauen und all dem Blut heraus den Weg ins Weite zu finden. Die beiden flüchteten zur neuen Ansiedlung und berichteten dort, was geschehen war.

Zeisberger ging tagelang wortlos umher. Seine Seele arbeitete, wie sie nie gearbeitet hatte. Sein Herz schrie: „Warum, o Gott, warum?“ Er hat jene furchtbaren Tage, da ihn die Nachricht von Glifkifans Tod traf, nie vergessen. Viele Freunde hatte ihm in

jener Stunde der Tod geraubt. Einer der treuesten war Gliffikan gewesen.

Des Missionars Trost war, daß sie alle gestorben waren im Glauben an ihren Erlöser, und daß Gliffikan ihnen Vorbild und Helfer gewesen war bis zum letzten Augenblick.

Möge das Leiden und Sterben des Indianerhäuptlings und seiner Mitkämpfer uns, die wir wie sie Jesus als unseren Herrn und Heiland angenommen haben, ein Ansporn sein, in gleicher Treue und Hingabe dem Herrn zu folgen! Möge auch uns in Anfechtung und Leid Der, welcher auf Golgatha für uns starb, die Kraft darreichen, die uns hilft zum Ausharren und Überwinden!

Arthur Bach.

Wer klopft?

Im Mittelalter übten die Femgerichte (abgeleitet vom althochdeutschen *veme* = Strafe) einen starken Einfluß aus. Diese Gerichte waren nicht, wie es sonst üblich war, auf den Adel oder eine mächtige Beamtenerschaft gegründet, sondern trugen volkstümlichen Charakter. Ursprünglich in Westfalen, dem Land der roten Erde, heimisch, erlangten sie in den schlimmsten Zeiten des Faustrechts (14. und 15. Jahrhundert), wo die ordentlichen Gerichte vielfach versagten, Bedeutung und Zuständigkeit für ganz Deutschland. Im Anfang keineswegs heimliche Gerichte, wie man vielfach annimmt, nahmen sie doch mit der Zeit, besonders als das Faustrecht mehr und mehr einriß, den Charakter des Geheimnisvollen und Besonderen

.iii. Es kam dahin, daß nur die in das Schöffenkolleg, in den Bund (veme) als Schöffen Aufgenommenen um die Sache wußten. Die Schöffen hießen deshalb **W i s s e n d e**. Solang die Feme noch das war, was sie sein sollte — mit der Zeit verfiel auch diese einst so heilsame Einrichtung, und böse Ausschreitungen wurden häufig —, waren die Wissenden unbescholtene Männer, die durch einen Eid geloben mußten, „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und Regen benezt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist“. Sie waren sehr einflußreich und gewannen vor allem in den Zeiten der Rechtsunsicherheit Macht und Ansehen dadurch, daß sie Verbrecher den Armen der Feme überlieferten und, wenn nötig, selbst das Urteil an den Schuldigen vollstreckten. Sogar Fürsten ließen sich in den Bund aufnehmen, fürchteten seine Macht und beugten sich seinem Spruch.

Aus den Wissenden wurden Richter und Urteilsvollstrecker gewählt. Den Vorsitz führte ein Freigraf, und der Ort, wo das Gericht tagte, hieß Freistuhl. Die Sitzungen fanden sowohl offen bei Tage, bei „rechter Tageszeit und scheinender Sonne“ statt, als auch, besonders in schweren Fällen, heimlich und bei Nacht.

Der gerichtliche Vorgang selbst vollzog sich folgendermaßen: Der Angeklagte bekam eine Vorladung, an einem bestimmten Ort zu erscheinen, wo man ihn erwartete, um ihn vor Gericht zu führen. Er konnte sich durch Eid reinigen. Ankläger und Angeklagter erhielten, wenn nötig, Eideshelfer, die mit ihrem Eid die Anklage entweder bestätigten oder entkräf-

teten. Todesstrafe wurde durch Aufhängen vollzogen. Das gleiche Schicksal traf den, der der Ladung nicht folgte. Er wurde verfermt, d. h. in Oberacht genommen, und daraufhin waren alle Wissenden verpflichtet, den Verfermten, wo sie ihn trafen, an einem Baum aufzuhängen oder, wenn er sich zur Wehr setzte, auf andere Weise zu töten. Zum Zeichen, daß an dem Getöteten ein Fem-Urteil vollstreckt worden war, wurde neben den Leichnam ein Dolch gelegt, in den das Geheimzeichen des Femgerichts eingeschnitten war.

Geheimnisvoll war die Art der Vorladung. Sie wurde dem Borgeladenen nicht persönlich übergeben, sondern bei Nacht an seine Tür geheftet, indem zugleich mit dem Klopfen an die Tür geklopft wurde. Der Überbringer, einer der Wissenden, verschwand sofort.

Mancher Bornehme und Hochgestellte ist von der Feme erreicht worden, mancher Räuber und Betrüger, der da meinte, daß niemand um seine schwere Schuld wisse. Gut können wir uns vorstellen, welche lähmende Angst des Missetäters Herz ergriffen haben wird, wenn ihn in stiller Nacht der dumpfe Ton des Klopfers aus dem Schlaf weckte, und er nichts fand als die Ladung des gefürchteten Gerichts an der Tür. Er suchte: Suchte er sich auch durch die Flucht dem drohenden Unheil zu entziehen, der Arm der Feme würde ihn doch erreichen durch irgend einen Boten, den er nicht kannte, und an irgend einem Ort, der für jeden anderen gefahrlos und sicher war.

Das Femgericht hat längst aufgehört, seine Boten in stiller Nacht zu entsenden. Ihr Klopfen erschreckt den nicht mehr, der eine Schuld begangen hat und denkt: Niemand hat's gesehen. Doch es gibt ein

anderes Klopfen, das noch nicht aufgehört hat. Ich meine das Klopfen des Gewissens. Hier können wir auch von stillen Boten reden, und der, welcher sie entsendet, ist der Richter, der alles weiß. Gottlob, dieses Klopfen hat einen anderen Zweck als dasjenige des vom Ferngericht entsandten Wissenden. Wohl will es auch überführen von Schuld und Sünde, aber nicht zu dem Zweck, um zu verderben, sondern um zu retten. Es ist Gnade, wenn Gott das Gewissen benutzt, um zu dem Menschen zu reden und ihn zu sich selbst zu bringen, d. h. dahin, das Urteil über sich selbst zu fällen. Er tut es auf mancherlei Weise: durch ernste Ereignisse, Krankheit, Not und plötzliche Todesfälle, oder durch ein Wort Seiner heiligen Schrift, oder durch einen Traktat, oder auch dadurch, daß Er irgendwie eine begangene und vielleicht längst vergessene Tat im Bewußtsein des Betreffenden wieder aufleben läßt und ihn dadurch zum Nachdenken über sich und über das Schicksal bringt, das er einmal von dem ewigen Richter zu erwarten hat, wenn er nicht Buße tut. Das ist ein eigen Ding um ein wachgewordenes Gewissen! Ein Gewissen kann einschlafen, es kann auch ganz verhärtet sein; und mit einemmal, man weiß kaum selber, wie? wacht es auf und erhebt seine Stimme, daß einem angst und bange wird. Besonders die Nacht, die Schweigende, gibt dem Gewissen gute Gelegenheit, anzuklopfen und zu wecken. Manchmal tun Träume hier einen Dienst. So heißt es schon im Buche Hiob: „Im Traume, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager: dann öffnet Er (Gott) das Ohr der Menschen und besiegelt die Unterweisung, die Er ihnen gibt, um den Menschen von seinem Tun abzuwenden, und auf daß Er über-

mut vor dem Manne verberge; daß Er seine Seele zurückhalte von der Grube, und sein Leben vom Nennen ins Geschöpf.“ (Kap. 33, 15—18.)

Ein ergreifend schönes Bild vom göttlichen Klopfen an die Herzenstür finden wir im letzten Buch der Bibel, und zwar in dem letzten der Sendschreiben an die sieben Gemeinden in Kleinasien. In diesem Sendschreiben an Laodicäa, das im übrigen einen außerordentlich ernsten Charakter trägt, heißt es zum Schluß: „Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür aufstut, zu dem werde ich eingehen“. (Öffbg. 3, 20.) Der so spricht, ist der „Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang (oder: der Ursprung) der Schöpfung Gottes“. Es ist Der, „durch Den und für Den alle Dinge geschaffen sind“, Gottes Sohn, der einmal Mensch war und vor den Hohenpriestern und vor Pontius Pilatus das gute Bekenntnis abgelegt hat, das Ihm den bitteren Kreuzestod eintrug. Er, Jesus Christus, unser Herr und Heiland, stellt Sich selbst dar als ein an der Tür Stehender und um Einlaß Bittender. Er fordert nicht, Er b i t t e t. Öffnet Ihm jemand, so will Er zu ihm eingehen. Mit anderen Worten: Er bietet dem Herzen Gnade an, Sich selbst, der einst kam, um zu suchen und zu erretten, was verloren ist. Sein Klopfen bedeutet Heil, nicht Gericht. Er bittet, wie der Apostel Paulus an die Korinther schreibt: „Laßt euch versöhnen mit Gott!“ Diese Versöhnung ist notwendig, will der Mensch nicht einmal vor dem ewigen Richter erscheinen, um aus Seinem Munde sein Verdammungsurteil zu empfangen. Um uns mit Gott zu versöhnen, gab Jesus Sein Blut; um uns mit Gott zu versöhnen, trug Er Gottes Zorn, „stellte Seine

Seele das Schuldopfer". Das tat Jesus, Gottes Sohn, und heute steht Er da als Anklopfender und als Bittender und begehrt Einlaß bei dir zu deinem Heil.

Noch eins muß ich zum Schluß sagen, und das ist ernst. Weigerst du dich, auf das Klopfen Jesu zu antworten, Buße zu tun und dich mit Gott versöhnen zu lassen, so lautet das Wort Gottes an dich: „Er hat einen Tag gesetzt, an welchem Er den Erdkreis richten wird in Gerechtigkeit durch einen Mann, den Er dazu bestimmt hat, und hat allen den Beweis davon gegeben, indem Er Ihn auferweckt hat aus den Toten". (Apstgsch. 17, 31.) Dieser „Mann" ist ebenfalls Jesus Christus, der Gestorbene und Auferstandene. Aber an dem Tage, von dem der angeführte Vers redet, wird Er als Richter vor dem Erdkreis stehen, und nicht Gnade, sondern G e r e c h t i g k e i t, unbeugsame, göttliche Gerechtigkeit wird das Urteil fällen. Zu diesem Gerichtstage wird auch durch einen Boten geladen, und dieser Bote heißt T o d.

Dem Boten Tod gegenüber gibt's keinerlei Freiwilligkeit von deiner Seite. Den Einlaß begehrenden Jesus magst du abweisen. Aber der Tod läßt sich nicht abweisen. Er greift dich, wo du auch sein magst, um dich vor deinen Richter zu führen. Er tritt in Paläste wie in Hütten; er besucht Hohe wie Niedere, Alte wie Junge. Und er ist unerbittlich. Kommt er, dann nimmt er auch. Schon mehr als einer saß in lustiger Gesellschaft, den Becher in der Hand. Da kam der Tod und legte seine Hand auf ihn und riß ihn hinweg, hinweg für immer. Doch höre! Jetzt, wo du diese Zeilen liest, klopft nicht der Tod, sondern Jesus. Öffne Ihm! Laß Ihn ein! Gewiß, mit der Annahme Jesu ist der Tod noch nicht abgeschafft. Aber er verliert seinen Stachel.

Wer Jesus hat, geht ein ins Paradies, wenn der Tod kommt; er entschläft, um bei Christus zu sein. Er geht zu Jesus. Wer aber ohne Jesus stirbt, versinkt damit in die ewige Gottesferne. Auf ihm bleibt Gottes Zorn.

„Kann Gott uns nicht vor morgen früh noch Brot senden, Mutter?“

Die Sonne schien freundlich auf eine kleine Familiengruppe, die vor der Tür eines niedrigen Häuschens saß. Es war die arme Witwe Anna mit ihren beiden Kindern. Frau Anna war immer tätig gewesen, um für sich und ihre Kinder das nötige Brot zu verdienen. Aber jüngst hatte sie eine Krankheit befallen, von der sie sich noch nicht erholt hatte. So weilte sie noch daheim, um neue Kräfte zu sammeln. Die Genesung schritt langsam vorwärts. Allem Anschein nach wollte Gott sie ihren Kindern noch lassen — ein Grund zur Freude und Dankbarkeit. Dennoch lag ein Schatten auf ihrem Gesicht.

Sie besaß kein Geld mehr. Der letzte Groschen war für Brot ausgegeben worden, das sie eben unter ihre Kinder geteilt hatte. Dabei waren ihr die Tränen gekommen. Der kleine vierjährige Heinrich hatte davon nichts gemerkt. Fröhlich hüpfend, hatte er sein Teil in Empfang genommen. Er empfand nichts von dem Kummer der Mutter. Anders die elfjährige Marie. Als sie die Mutter weinen sah, umarmte sie sie liebevoll und fragte:

„Warum weinst du, Mutter? Ich kann nicht essen, wenn ich dich so traurig sehe.“

„Ach“, erwiderte die Mutter, „mein armes Kind, mein Herz ist so schwer. Was soll ich euch morgen geben?“

„Aber, liebe Mutter“, rief Marie, „dafür wird Gott doch wohl sorgen!“

Die Mutter seufzte.

„Traust du Ihm denn nichts mehr zu? Das hast du doch sonst immer getan!“

„Ja, Kind, das habe ich. Aber heute lasten die Sorgen so schwer auf mir, daß selbst der Gedanke an die Güte Gottes mir keine Erleichterung gibt. Arme Kinder! Wenn ihr nun morgen früh hungrig wach werdet, was soll ich euch dann geben?“

„Kann Gott uns denn nicht vor morgen früh noch Brot senden, Mutter? Wir haben heute in der Schule den Vers durchgenommen: „Weg hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht“. Da sagte unser Lehrer, Gottes Güte sei unendlich groß, und Seine Wege seien wunderbar. Er könne immer helfen. Und dann nahm er seine Bibel und las uns vor, wie die Juden in der Wüste gegen Gott murrten und sagten: Kann Gott uns auch in der Wüste Brot geben? Und obwohl Gott über ihren Unglauben zürnte, gab Er ihnen doch reichlich. Mutter, soll ich dir das Kapitel einmal vorlesen? Es wird dir sicher helfen.“

Die Mutter strich ihrem Kind mit ihrer dünn gewordenen Hand über das Haar und nickte. Rasch ging Marie ins Haus und holte die Bibel. Sie fand die Stelle bald.

„Solche Wunder tut Gott heute nicht mehr“, sagte die Witwe, als Marie sich zum Lesen anschickte.

„Warum denn nicht, Mutter? Ist Er denn nicht mehr so mächtig wie früher?“

Marie ließ sich zu den Füßen der Mutter nieder und begann zu lesen. Die Tränen der armen Frau flossen von neuem, aber während sie still lauschte, wurde ihr Herz leichter. Ja, Gott konnte auch ihr helfen. Hatte Er es nicht schon oft getan? Die Wolke schwand von ihrem Gesicht, und Ruhe und Frieden kehrten in ihr Herz zurück. Der kleine Heinrich hatte sich über dem Lesen still an den Schoß der Mutter geschmiegt. Es war ein liebliches Bild, ein Bild des Friedens, das Mutter und Kinder in diesem Augenblick boten.

Das fand auch der junge Mann, der eben aus dem nahegelegenen Wald trat, die kleine Gruppe erblickte und sie eine Weile bewundernd betrachtete. Dann zog er einen Bleistift hervor, nahm ein Blatt aus einer Mappe und begann zu zeichnen. Niemand aus dem kleinen Kreise bemerkte ihn und sein Tun. Marie war noch mit ihrer Bibel beschäftigt, und der Blick der Mutter war zu sehr nach innen gerichtet, als daß sie ein Auge dafür gehabt hätte, was um sie her vorging. Die Augen des kleinen Heinrich aber wanderten von der Mutter zur Schwester und umgekehrt. Alle saßen fast regungslos da. So vermochte der Künstler, denn das war der junge Mann, das Bild in Ruhe aufzunehmen. Doch plötzlich brach die junge Leserin ab, blickte zur Mutter auf und fragte:

„Sollte Gott uns nicht auch Brot und Honig und Wachteln schicken können?“

„Ja, mein Kind“, antwortete die Gefragte, indem sie ihr Töchterchen fest an sich drückte und küßte. „Bei Gott sind alle Dinge möglich.“

Diese Liebkosungen kamen aber dem Maler nicht gelegen, der gerade das lesende Kind zeichnete. Er eilte auf die Gruppe zu, faßte Marie am Arm und sagte:

„O bitte, halte noch einige Minuten still!“

Mutter wie Kinder blickten erstaunt den Fremden an. Lächelnd erklärte dieser:

„Ich hätte euch gern in mein Buch gezeichnet, genau so, wie ihr eben zusammensitzt. Schon habe ich das Bild begonnen und würde in weniger als einer Stunde damit fertig sein, wenn ihr mir den Gefallen tun und euch noch einmal ruhig hinsetzen wölltet. Hier nimm dies!“ — damit warf er Marie ein großes blinkendes Silberstück in den Schoß —, „und du sollst noch ein zweites Stück haben, wenn ich fertig bin.“

Von der armen Familie sprach keins ein Wort. Die Mutter preßte die Hand an das klopfende Herz und weinte Tränen der Freude und Beschämung. Da hatte Gott schon ihrem Kleinglauben geantwortet! Marie flüsterte ihr zu:

„Ist Gott nicht gut?“

Dann ließ sie sich von dem Maler wieder hinsetzen, der sie bat, zu lesen wie vorher. Während er sich wieder etwas von der Gruppe entfernte, öffnete Marie die Bibel von neuem. Aber jetzt schlug sie einen bekannten Psalm auf und las:

„Danket dem Herrn; denn Er ist freundlich, und Seine Güte währet ewiglich.“

Der Maler vollendete sein Bild. Ehe eine Stunde verging, konnte er es der glücklichen Familie zeigen und Marie das versprochene zweite Geldstück geben.

Nun war Geld da für mehr als eine Woche. Nach Ablauf dieser Zeit war die Witwe imstande, langsam ihre frühere Arbeit wieder aufzunehmen. Die Erfahrung, die sie in den trüben Tagen von der Treue und Güte Gottes machen durfte, hat sie nicht vergessen.

Der alte Weidner

Der alte Weidner war bekannt als ein friedlicher, gerechter Mann. Überall war er gern gesehen. Alle, die an ihm vorüber gingen, begrüßten ihn und freuten sich an dieser Zufriedenheit, die sein Gesicht überstrahlte.

Erlebte er einmal etwas Böses, Schmerz und Leidvolles, so sah er eine Weile still und sinnend vor sich hin und wischte sich dann alle schwere Bedenklichkeit mit den Worten von der Stirn: „Wer kann wissen, für was es gut ist?“

Ihm waren zwei Söhne im Kriege gefallen.

Am 12. Februar 1915 bekam er die Nachricht: „Ihr Sohn, Musketier Heinrich Weidner, ist auf dem Felde der Ehre gefallen“.

Am 27. April desselben Jahres erhielt er einen Brief und eine Briefftasche mit Uhr. — „Gefreiter Joseph Weidner beim Sturmangriff gefallen.“

Und der eine, der jüngste Sohn, der noch daheim war, lag krank im Bett.

Seiner Frau hatte der Schmerz über den Verlust der zwei gefallenen Söhne tiefe Spuren des Leides ins Gesicht gezeichnet. Vergrämt, verbittert, der Verzweiflung nahe, hatte sie den letzten Rest von Freude am Leben verloren. Täglich mußte sie an ihren Verlust denken und fragte im Schmerz:

„Warum? Warum muß das sein, o Gott? — Warum, mein Gott, meine lebensfrohen, gesunden Söhne? — Warum? — — — Wo bleibt da — Gottes Gerechtigkeit? — —“

Der alte Weidner schaute sein Weib mit fast kindlichen Blicken still an und schwieg. Er fühlte ihr

nach. Und sie wußte, als er so ihre Hand ergriff, was er dachte. Sie fühlte es an seiner Hand, die die ihre fest umfaßte, wie eine liebe, teilnahmevolle Mahnung: „Sei still! — — Wer weiß, wozu es gut ist?“

Als nun, nach Wochen, der jüngste Sohn auch starb, mußte Frau Weidner wegen schweren Nervenleidens in eine Klinik gebracht werden. Das kleine Spargut des alten Weidner wurde durch die Kosten für die Behandlung seiner Frau aufgezehrt. Dann kam eines Tages die Nachricht, daß seine Frau gestorben sei.

Drei Söhne verloren, sein Weib verloren, und nun auch noch vollständig mittellos, überwies ihn die Stadt ins Wohlfahrts-Altersheim.

Das war genug, um einem Menschen die Zufriedenheit und Langmütigkeit zu nehmen.

Doch der alte Weidner, der wohl deutlich das Bleigewicht des Leides in seinem Herzen fühlte, machte sich still auf und zog ins Altersheim. Ein kleines Paket hatte er unter dem Arm, seine letzte Habe.

Unterwegs blieb er vor einem Baum stehen. Es war abends acht Uhr. Die Sterne leuchteten so schön am dunkelblauen Himmel, daß es ihn festhielt in der nächtlichen Stille. Er war traurig, und doch, mit einem Mal, konnte er wieder denken: „Gott legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können“. So ging er ins Spital.

Dort traf ich ihn den anderen Tag. Er lächelte mich an, wie immer, gütig und still. Zu meinen Tröstungen sagte er:

„Soviel Leid gibt es nicht, daß es die Liebe und Güte Gottes verdunkeln könnte.“ Alwin Wiederhold.

Das alte Buch

Da liegt es nun vor mir auf dem Schreibtisch, das alte Buch mit der großen, altmodischen Schrift und den seltsamen und doch so wirkungsvollen Bildern aus dem Leben des Herrn Jesus. Es ist nämlich ein Neues Testament, aber eine ganz alte, merkwürdige Ausgabe, wie man sie früher auf Märkten kaufen konnte. So wenigstens erzählte mir der alte Herr, der der Besitzer des Buches war.

Er war ein Freund meiner Eltern, und als ich noch ein Kind war, ging meine Mutter öfters mit mir zu ihm. Wir fanden ihn meistens in dem alten Buche lesend, oder es lag aufgeschlagen neben ihm. Wenn er sich dann mit meiner Mutter unterhielt, war es mir eine Freude, in dem Buch zu blättern und die Bilder zu betrachten. Lesen konnte ich damals noch nicht. Aber ich wußte wohl, daß es der Herr Jesus war, den ich auf allen Bildern sah. Als ich dann später fließend lesen konnte, mußte ich ihm jedesmal, wenn ich zu ihm kam, aus dem alten Buche vorlesen. Es erfreute ihn immer sehr.

Dann zogen meine Eltern fort in eine andere Stadt, und wir mußten von dem lieben alten Freund Abschied nehmen. Er war sehr betrübt über die Trennung und sagte zu mir:

„Wer weiß, ob wir uns in diesem Leben wiedersehen werden? Wenn ich aber einmal in das himmlische Reich eingehen darf, dann sollst du das alte Buch bekommen.“

Jahre sind darüber hingegangen, die vielerlei Erleben brachten; aber ein Wiedersehen mit dem alten Herrn war uns nicht beschieden. Gelegentlich hörten wir, unser Freund sei noch am Leben, aber sehr schwach und hinfällig. Da brachte die Post mir eines Tages ein kleines Paket, und als ich es öffnete, fand ich das alte Buch darin. Sein Besitzer war gestorben, und, wie er einst versprochen hatte, hatte er mir das Buch vermacht. Da das Ordnen seines Nachlasses längere Zeit in Anspruch genommen, und man zunächst auch meine Anschrift nicht gewußt hatte, hatte sich die Übersendung des Buches verzögert. Seit dem Heimgang unseres alten Freundes war bereits einige Zeit vergangen. Die Nachricht betrückte mich, aber dann dachte ich, daß er nun in seine himmlische Heimat gegangen war, zu seinem Heiland, den er so geliebt hatte, und ich mußte mir sagen: Er hat einen guten Tausch gemacht.

Als ich das Buch öffnete, fand ich einen Brief, der an mich gerichtet war, und da, wo der Brief lag, war eine Stelle rot angestrichen. Es war Matth. 18, 21 u. 22. Ich schnitt den Brief auf, und eine Anzahl beschriebener Blätter fiel heraus, außerdem ein einzelner kleiner Bogen folgenden Inhalts:

Mein liebes Kind!

Da Du mein altes Buch immer so gern hattest, sollst Du das Buch nach meinem Tode besitzen. Ich denke, Du wirst es eben so lieb gewinnen, wie ich es hatte. Aber Du sollst auch seine Geschichte kennen lernen. Ich habe sie für Dich aufgeschrieben. Möge das Buch Dir Segen bringen, wie es auch mir zum Segen gewesen ist!

In tiefer Bewegung entfaltete ich darauf die Bogen und las, was ich hier folgen lasse:

Da ich einer alten Pastorenfamilie entstamme, sollte ich auch Theologie studieren. Aber zu Beginn der Universitätszeit erlitt ich einen Blutsturz, und der Arzt erklärte, es sei unmöglich, daß ich das Studium fortsetze. Ich sollte einen Beruf wählen, bei dem ich viel in frischer Luft sein mußte. Ich entschied mich dahin, Landwirt zu werden. Zwar war ich zuerst nicht gerade begeistert von dem Berufswechsel. Aber bald gewann ich meine neue Tätigkeit lieb und bemühte mich, etwas Tüchtiges zu leisten. Nach Beendigung der Ausbildungszeit erhielt ich durch Vermittlung meines Vaters eine Stellung auf einem gräflichen Gut. Der Graf war ein frommer, aber etwas wunderlicher Herr. Doch es gelang mir, seine Zufriedenheit in so großem Maße zu erwerben, daß er mir die Verwaltung seiner gesamten Besitzungen übertrug. Ich war sehr stolz auf sein Vertrauen und sehr glücklich, denn nun konnte ich meine Braut, die Tochter eines kleineren Gutsbesizers, heimführen.

Meine junge Frau war sanft und gut, dazu tüchtig in der Landwirtschaft, und als uns nach einem Jahr ein Sohn geboren wurde, fehlte nichts zu meinem Glück. Meine Frau war allerdings nicht ganz so zufrieden. Sie empfand es schmerzlich, daß ich mich wenig um den Heiland kümmerte, den sie liebte. Auch betrübte es sie, als ich anfing, wöchentlich in die benachbarte kleine Stadt zu fahren, wo in lustiger Gesellschaft gezecht und Karten gespielt wurde.

Eines Tages fuhr ich wieder zur Stadt. Es war gerade Markt. Es gelang mir, einige Stück Vieh vorteilhaft zu verkaufen und einen ansehnlichen Betrag

dafür zu lösen. Daß das gute Geschäft bei einem guten Trunk gefeiert werden mußte, verstand sich von selbst. Im Gasthaus fand ich die gewohnte Gesellschaft und wurde mit lautem Hallo empfangen. Es ging hoch her. Ich war einer der Lustigsten und Lautesten. Aber schließlich wurde es doch Zeit zur Heimfahrt. Ich wollte meine Zeche bezahlen, aber als ich nach meiner Geldtasche griff, durchzuckte mich ein jäher Schreck — die Tasche mit ihrem reichen Inhalt war fort. Ich war plötzlich ganz nüchtern geworden, und auch meine Zechgenossen wurden still. Mit zitternden Händen durchsuchte ich alle Taschen; vergebens. Das Geld war verschwunden. Hatte ich die Tasche schon auf dem Markt im Gedränge verloren? Hatte jemand, der mich beim Einkassieren beobachtet hatte, sie mir entwendet? Ich wußte es nicht. Nur die traurige Tatsache des Verlustes blieb bestehen.

Mit welchen Gefühlen ich mich auf die Heimfahrt machte, kann ich kaum beschreiben. Was würde meine Frau sagen, und wie sollte ich dem Grafen gegenüber treten, mit dessen Geld ich so leichtsinnig umgegangen war? Ich würde es ersetzen müssen, und er würde wahrscheinlich den unzuverlässigen Verwalter entlassen! Mir wurde ganz heiß bei diesem Gedanken. Warum hatte ich mich nur an den Wirtshausbesuch gewöhnt? Jetzt wurde diese Gewohnheit noch zu meinem Verderben. Aber die Neue kam zu spät. Das Unheil war geschehen. Ich wußte auch keinen Weg, auf dem ich mir das Geld hätte beschaffen können. Der Graf war zufälligerweise für ein paar Tage verreist. Gelang es mir, vor seiner Rückkehr den Betrag zu borren, so erfuhr er von der Sache möglicherweise nichts. Aber wer würde mir das Geld leihen?

Unter solchen Gedanken kam ich schließlich nach Hause. Meine Frau stand am Hoftor und wartete auf mich, da mein langes Ausbleiben sie beunruhigt hatte. Als sie den Grund erfuhr, erschrak sie sehr, aber die erwarteten Tränen und Vorwürfe blieben aus. Doch gerade dieses Schweigen traf mich tiefer als alle Vorhaltungen, wußte ich doch, daß meine Freude am Wirtshausleben schon immer der stille Kummer meiner Gattin gewesen war. Als ich davon sprach, ob keine Möglichkeit für uns bestehe, das Geld zu ersetzen, hellte sich ihr betrübtetes Gesicht etwas auf.

„Da weiß ich Rat“, sagte sie; „gerade heute habe ich einen Brief von meiner Mutter erhalten, in welchem sie mich bittet, recht bald zu ihr zu kommen. Sie hat einige Kleidungsstücke für mich und das Kind hergestellt. Die soll ich holen. Außerdem will sie mir noch eine kleine Geldsumme geben, um einige Anschaffungen für den Haushalt machen zu können. Aber das ist nicht so eilig. Lieber will ich sie bitten, die Summe zu erhöhen, damit wir den Verlust decken können. Gleich morgen will ich hinfahren!“

Sie war ganz fröhlich geworden in dem Gedanken, mir auf diese Weise helfen zu können. Auch ich fühlte mich etwas erleichtert, aber ich dachte zugleich doch mit Sorge daran, was mein Schwiegervater wohl zu der Geschichte sagen würde. Er war ein gläubiger Mann und rührte niemals eine Karte an. In der letzten Zeit hatte er mich mehrmals ermahnt und mich vor meinen Zechkumpanen gewarnt. Die Sache blieb in jedem Fall äußerst peinlich. Aber was sollte ich tun? Ich mußte schon die Hilfe der Schwiegereltern in Anspruch nehmen, und ich war froh, daß meine Frau dies vermitteln wollte.

So fuhr sie denn am nächsten Morgen ab. Unseren kleinen Sohn nahm sie mit, sowie eine treue Magd zu seiner Betreuung, da sie selbst den Wagen lenkte. Als sie fort waren, ging ich an meine gewohnte Arbeit und wurde allmählich wieder ganz vergnügt. Es mußte ja alles gut gehen! Die Eltern würden schon das Geld hergeben, und der Graf erfuhr nichts von meiner Fahrlässigkeit. Ein anderes Mal wollte ich vorsichtiger sein. So verging der Tag, und es begann zu dunkeln. Ich wurde unruhig. Meine Frau hatte gesagt, sie würde vor Anbruch der Dunkelheit zurück sein. Sollte der Besuch bei den Eltern doch nicht einen so ganz glatten Verlauf genommen haben? Ich sattelte mein Pferd, um dem Wagen entgegenzureiten. Nicht lange war ich unterwegs, als mir das Fuhrwerk entgegenkam. Erleichtert atmete ich auf und war im nächsten Augenblick an der Seite meiner Frau. Aber wie erschrak ich, als ich ihr Gesicht sah! Es war ganz verstört und verweint. Mein erster Gedanke war, dem Kinde möchte etwas zugestoßen sein, aber der Kleine schlief ruhig und friedlich im Arm des Mädchens. Auf meine erschrockene Frage begann meine Frau aufs neue zu weinen, und während wir uns dem heimatischen Hofe näherten, erfuhr ich, was geschehen war.

Der Besuch bei den Eltern hatte trotz der anfänglichen Entrüstung über meinen Leichtsinns den gewünschten Erfolg gehabt. Die Eltern hatten eingewilligt, das Geld zu geben, und der Vater hatte — wenn auch nicht leichten Herzens — die in mühsamer Arbeit ersparten Taler auf den Tisch gezählt. Man hatte dann das Geld, wie es damals üblich war, in ein Tuch geknotet und den Sack unten in einen großen Korb gelegt. Darüber kamen Kleidungsstücke und an-

dere Pakete. Der Korb fand seinen Platz hinten im Wagen. Mit dankbarem Herzen hatte meine Frau Abschied von den Eltern genommen und war in flottem Trabe dahingefahren, um recht bald unser Heim zu erreichen. Der Weg führte streckenweise durch ein Wäldchen. Als sie in den Wald kamen, war es schon ein wenig dunkel, und den beiden Frauen wurde etwas unheimlich zumute. Dieses Gefühl verstärkte sich, als ihnen ein Planwagen entgegenkam, der von verwegen aussehenden Gestalten begleitet war — wohl Zigeunern oder Kesselflickern, die damals vielfach durch die Gegend zogen. Um rasch an dem Wagen vorbeizukommen, trieb meine Frau das Pferd zu schnellerer Gangart an. Der Lenker des Planwagens rief ihr einige unverständliche Worte zu, aber in ihrer Angst achtete sie nicht darauf. Schon hatten sie den Ausgang des Wäldchens erreicht, als die Magd sich noch einmal umwandte. Sie stieß einen lauten Schreckensruf aus. Der Grund war ernst genug. Der Korb war aus dem Wagen verschwunden. Kurz vorher war er noch da gewesen; da hatte sie noch einen Zwieback für den Kleinen herausgenommen. Meine Frau war starr vor Schrecken, als sie dies hörte, und wollte ihren Ohren nicht trauen. Aber ihre Augen überzeugten sie bald von der traurigen Tatsache, daß der Platz, auf dem der Korb gestanden hatte, leer war. Sofort wandte sie das Fuhrwerk und fuhr langsam zurück. Aber es war umsonst. Von dem Korbe war keine Spur zu entdecken, und auch der fremde Wagen war verschwunden. Wahrscheinlich war der Korb heruntergefallen; der Führer des Planwagens mochte es wohl bemerkt und meine Frau durch seine Worte darauf aufmerksam gemacht haben. Aber als sie sich nicht

darum kümmerte, hatten die Leute den Korb als gute Beute mitgenommen.

So berichtete meine Frau, die ganz verzweifelt war. Diesmal war ich es, der ruhig blieb. Ich erkannte, daß Gott es war, der alles so führte. Seine Hand hatte mich doppelt geschlagen. Er wollte nicht, daß ich so leichten Kaufes davonkäme. Er kannte meinen ungebrochenen Zustand und wußte, daß, wäre mir in diesem Augenblick geholfen worden, das mir widerfahrene Mißgeschick keinen tieferen Eindruck hinterlassen hätte. Der Pflug mußte tiefer gehen. Und Sein Pflug ging tiefer. Ich erkannte an diesem Abend, daß ich ein anderer Mensch werden mußte. Blieb ich auf dem eingeschlagenen Wege — das wurde mir jetzt sehr klar —, so konnte mein Ende nur Verderben sein.

Noch den gleichen Abend habe ich meiner Frau gesagt, was ich inzwischen als für mich notwendig erkannt hatte. Sie freute sich darüber und wurde selbst auch etwas ruhiger, aber es folgte doch eine unruhige Nacht für uns, in der wir beide wenig schliefen.

Am nächsten Tage kehrte der Graf zurück und ließ mich zu sich rufen. Als ich ihm unaufgefordert berichtete, was sich ereignet hatte, verfinsterte sich sein sonst so gütiges Gesicht. Schon glaubte ich, daß er mich zornig zurechtweisen würde, da sah ich plötzlich, wie seine Augen auf ein Buch fielen, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag, und seine Züge glätteten sich. Das gab mir Mut, ihm auch von dem vergeblichen Bemühen, Ersatz für das verlorene Geld zu schaffen, sowie von dem zu berichten, was in mir selbst vorgegangen war. Als ich zu Ende war, legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte:

„Nun, mein Freund, Sie sind für Ihren Leicht-

sinn hart bestraft worden. Sie wissen ja wohl, wie ich über Trinken und Kartenspielen denke. Jetzt haben Sie selbst erfahren, daß nichts Gutes dabei herauskommt. Ich hoffe, es wird Ihnen eine Warnung für das ganze Leben sein und Sie auf den rechten Weg bringen, so daß Ihre brave kleine Frau mit Ihnen zufrieden sein kann. Grüßen Sie sie von mir und sagen Sie ihr, sie solle sich nicht länger grämen und die böse Fahrt vergessen!"

Ich sah den alten Herrn beinahe verstört an.

„Ja, aber das Geld?“ stotterte ich.

„Wer redet davon?“ erwiderte er, „die Sache ist für mich erledigt. Nun wollen wir andere Dinge besprechen.“

„Sie wollen mir also verzeihen, Herr Graf? Ist es wirklich möglich?“

Da glitt ein Lächeln über seine Züge. Er nahm das vor ihm liegende Buch und sagte:

„Sie kennen doch das Neue Testament?“

Bewundert blickte ich auf das Buch mit der seltsamen großen Schrift, während ich eifrig bejahte.

„Dann kennen Sie sicher auch die Stelle, wo der Herr Jesus Seinem Jünger Petrus auf eine Frage antwortet, er solle seinem Bruder nicht siebenmal, sondern siebenzig mal sieben vergeben! Dieses Wort hatte ich gerade gelesen und darüber nachgedacht, als Sie kamen und mir Ihr Mißgeschick berichteten. Der Ärger, den ich sonst wohl empfunden hätte, verflog unter dem Eindruck des Herrenworts, und es wurde mir leicht, Ihnen zu verzeihen. Doch noch eine Frage: Wissen Sie, wo die Stelle steht?“

Beschämt mußte ich bekennen, daß ich es nicht wußte.

„Nun“, fuhr der alte Herr fort und reichte mir das Testament, nachdem er es geschlossen hatte, „nehmen Sie das Buch; es soll Ihr Eigentum sein und Sie immer an diese Stunde erinnern. Suchen Sie die Stelle darin, und wenn Sie sie gefunden haben, sagen Sie es mir!“

Durch eine Handbewegung schnitt er alle weiteren Erörterungen ab und wandte sich dann anderen, den Betrieb betreffenden Fragen zu.

Mit benommenem Kopf kam ich nach Hause und erzählte meiner Frau die Unterredung mit dem Grafen. Sie war sehr glücklich über die Güte des alten Herrn und griff schnell nach dem Testament.

„Siehst du“, sagte sie, „das hat unserem Leben gefehlt! Du weißt, wie weh es mir immer getan hat, daß du den Heiland und Sein Wort so ganz vergessen hattest. Aber Er hat zur rechten Zeit bei uns angeklopft. Nun wollen wir Ihm die Tür auch weit auf-tun. Alle Tage wollen wir in dem Buche lesen.“

„Ja“, erwiderte ich, „das wollen wir. Wir müssen ganz vorn anfangen, denn wir müssen doch die Stelle finden, die der Herr Graf meint.“

So kam es, daß wir alle Abend nach getaner Arbeit ein oder zwei Kapitel in dem alten Buche lasen. Ich freute mich jeden Tag darauf und vergaß beinahe die Ursache des Lesens. Dabei brauchten wir gar nicht lange zu suchen. Da wir mit dem Evangelium Matthäus begannen, fanden wir schon bald im 18. Kapitel, Vers 20 u. 21, die gesuchte Stelle. Ich machte ein Zeichen dabei, um dem Grafen beweisen zu können, daß ich seinem Wunsch nachgekommen war. Aber keinen Augenblick — das kann ich sagen — ist mir der Gedanke gekommen, daß das Buch jetzt seinen

Zweck erfüllt habe. Während des Lesens bekam ich mehr und mehr Geschmack an dem göttlichen Wort, so daß ich bald nicht mehr begreifen konnte, wie ich vorher ohne dasselbe hatte dahinleben können. Mit der Zeit wurde das Wort der Heiligen Schrift unsere tägliche Speise. Für mich war ja das nächste Erfordernis, zu erkennen, daß Jesus Christus auch für mich am Kreuz gelitten und mich durch Sein Blut reingewaschen hatte von aller Schuld, während es für meine Frau eine Erquickung war, durch das Forschen in der Heiligen Schrift ihre „Berufung und Erwählung fest zu machen“, wie der Apostel Petrus sagt.

Der Graf sah wohl die Veränderung, die mit mir vorging. Ich bewies ihm meine Dankbarkeit durch treue Arbeit, auf der sichtlich Gottes Segen ruhte. Das Buch aber ist mir mein ganzes Leben lang lieb und teuer gewesen, und es war mein Trost, als es still und einsam um mich wurde.

Ich hatte zu Ende gelesen. Deutlich stand das Bild des alten Freundes vor mir, dessen Leben ein Segen für viele gewesen war.

Das Testament hat seinen Platz auf meinem Arbeitstisch erhalten, und es hat ihn dort behauptet, obwohl mancher verwunderte Blick es gestreift hat. Es ist mein treuer Freund, der mein Führer und Berater bleiben soll auf dem Wege zur wahren Heimat, die der Herr Jesus allen denen bereitet hat, die in Seinem vollbrachten Werk das Heil für ihre Seelen gefunden haben und nun im Glauben nach dem Besseren, das ist dem himmlischen Vaterland trachten.

E. L. H.

Kein Unterschied

Gottes Wort bezeugt an einer Stelle eine Tatsache, die für uns Menschen schwer zu fassen ist. Die Stelle lautet: „Da ist keiner, der verständig sei. Da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht e i n e r.“ In dem gleichen Kapitel, dem diese Worte entnommen sind, werden noch andere Dinge von den Menschen ausgesagt, die wir schon eher verstehen, z. B.: „Da ist kein Gerechter“, und weiter noch vielerlei, wozu der Mensch imstande ist. Daß der Mensch zu vielem Bösen fähig ist, wird kein Aufrichtiger bezweifeln, ebensowenig wie die Tatsache, daß keiner da ist, der ein völlig gerechtes Leben führt. Die tägliche Erfahrung beweist ja allzusehr, daß es so ist. Aber: „Keiner, der verständig sei; Keiner, der Gutes tue“? Das scheint fürwahr ein hartes Wort.

Nun ist es klar, daß dieser Ausspruch in einem besonderen Sinn verstanden werden muß. Daß es Menschen gibt, die im landläufigen Sinn „verständig“ sind, stellt Gottes Wort durchaus nicht in Abrede. So nennt zum Beispiel die Apostelgeschichte einen gewissen römischen Prokonsul, namens Sergius Paulus, einen „verständigen Mann“. (Kap. 13, 7.) Und von Barnabas, dem zeitweiligen Begleiter des Apostels Paulus, redet die Schrift sogar ausdrücklich als von einem „guten Mann“. (Apostg. 11, 24.) Weil nun die Schrift, da sie von Gott eingegeben ist, sich nicht widersprechen kann, und somit der eine Ausspruch den anderen nicht aufhebt, müssen wir nach einer Lösung des scheinbaren Widerspruchs suchen.

Diese Lösung ist im vorliegenden Fall nicht allzu schwierig. Der ganze Inhalt von Röm. 3 beweist, daß die in diesem Abschnitt genannten Dinge durchaus unumschränkt zu verstehen sind, mit anderen Worten: das Kapitel zeigt, wie G o t t nach S e i n e r G e r e c h t i g k e i t und S e i n e r H e i l i g k e i t urteilt. Wäre das nicht der Fall, so wäre das Urteil: „Denn es ist kein Unterschied“, in Vers 22 überhaupt nicht zu verstehen. Jedermann weiß — und die Schrift gibt das auch zu —, d a ß Unterschiede zwischen den Menschen bestehen. Ich denke hier natürlich nicht an äußere Unterschiede: ob arm oder reich, niedrig oder hoch, oder Knecht oder Herr, sondern an innere Unterschiede. So bestand ein großer Unterschied zwischen der stadtbekanntem Sünderin aus Luk. 7 und dem achtbaren „Lehrer Israels“ aus Joh. 3, zwischen dem Räuber, der, mit Recht wegen seiner Schandtaten zum Tode verurteilt, neben dem Herrn am Kreuze hing, und einem Saulus von Tarsus, dem strengen, sittenreinen Pharisäer, der von sich selbst sagen konnte: „was die Gerechtigkeit betrifft, die im Gesetz ist, tadellos erfunden“. Und dennoch: in e i n e r Beziehung — und darauf kommt es dem Schreiber in Röm. 3 an — gab und gibt es k e i n e n Unterschied zwischen den Menschen, nämlich in ihrer Stellung, die sie dem heiligen Gott gegenüber einnehmen. Da gilt nur e i n Urteil, das auf alle Menschen zutrifft, und dieses Urteil lautet: „A l l e haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. Dieses Urteil ist vernichtend, da es keine Ausnahmen zuläßt und endgültig ist. Es schließt den sündigen Menschen, das heißt j e d e r m a n n — denn alle sind ausnahmslos Sünder — für immer von Gottes Herrlichkeit aus. Es besiegelt

das Los der Menschen, auch solcher, die hienieden ehrlich gestrebt, ihre Pflicht getan und sich einen Anspruch auf die Achtung und Liebe ihrer Mitmenschen erworben haben. Das klingt sehr hart, und es ist durchaus verständlich, wenn Menschen, die ihr Leben ernst auffassen, kein Verständnis haben für die Lebensführung mancher Christen, die zu ihren Gunsten nichts anzuführen wissen als die Stunde, in der sie nach ihrer Aussage den Herrn als ihren Heiland angenommen haben, und — weiter nichts. O, solche Christen sind in der Tat ein Schade für das christliche Zeugnis.

Und doch, alle Armseligkeit unseres Dastehens als Christen, und was da sonst noch anzuführen wäre, hebt die Tatsache nicht auf, daß es keinen Unterschied gibt, daß „alle gesündigt haben und die Herrlichkeit Gottes nicht erreichen“. Täusche sich auch niemand darüber, daß im Hintergrund seines guten Lebens Hochmut und Selbstsucht stehen, und auch, daß unter der schönen, guten Decke ein Haufe Unschönes und Ungutes liegen mag. In dieser Hinsicht täuscht man sich und andere oft fürchterlich.

Jüngst las ich von einem sehr ehrenwerten Mann, der aus einer alten englischen Familie stammte. Seine Charakterfestigkeit wurde allgemein gerühmt. Er besaß die Achtung und das Vertrauen seiner Nachbarn und aller derer, die mit ihm zu tun hatten. Sein Ehrenschild war blank. War er auch nicht gerade freigebig, so bezeugte doch jedermann, daß er seinen Verpflichtungen redlich nachkam. Er bemühte sich auch, gerecht zu handeln. So war er alt und grau geworden.

Da hatte er einmal einen sonderbaren Traum.

Er war bei guter Gesundheit zur gewohnten Stunde zu Bett gegangen. Ihm träumte, er sei gestorben und befände sich in einem großen Saal mit einer einzigen Tür. Über dieser standen mit großen Buchstaben die Worte geschrieben: „Durch diese Tür geht jeder in den Himmel, der beweisen kann, daß er alle seine Schulden bezahlt hat“.

O, dachte er, das ist für mich. Kein Mensch kann mir eine unbezahlte Schuld nachweisen. Ich habe weder Gott noch einen Menschen zu scheuen. Also werde ich jetzt in den Himmel gehen.

In diesem Augenblick, so erzählt er selbst, öffnete sich die Tür, und herein trat ein blaß und hager aussehender Mann. Er kam auf mich zu und sagte:

„Ich komme, um Sie an die Bezahlung Ihrer Schuld zu erinnern.“

„Wieso?“ erwiderte ich, „ich kenne Sie ja gar nicht und habe Sie nie gesehen. Wie sollte ich Ihnen etwas schuldig sein?“

Der blasse Mann sah mich ruhig an und fuhr fort:

„Erinnern Sie sich nicht, wie Sie vor zwanzig Jahren in Ihrem Wagen an einem heißen Sommer-nachmittag in die Stadt fuhren? Ein Fremder lag am Wege. Er war arm, müde und krank und befand sich auf dem Wege zum Krankenhaus der nahen Stadt. Er konnte nicht mehr weiter. Sie erinnern sich, wie er Sie flehentlich bat, ihn mitzunehmen. Aber Sie trieben Ihre Pferde an und fuhren weiter. Nun, jener Fremde bin ich, und Sie schulden mir jene Fahrt — nicht nach den Gesetzen der Welt, aber nach den Regeln des Reiches Gottes. Unter Ihrem Namen steht in Gottes Buch diese Schuld eingetragen.“

Als der Mann also sprach, war es mir, als ob ein Licht in meiner Seele aufgegangen wäre. Ich fing an, mein Leben mit anderen Augen anzusehen. Aber ehe ich antworten konnte, stand ein anderer vor mir, in welchem ich einen früheren Nachbarn erkannte. Auch er sagte: „Ich komme, Sie an die Bezahlung Ihrer Schuld zu erinnern“.

„Aber ich bin Ihnen doch nichts schuldig; ich habe immer pünktlich bezahlt.“

„Sie wissen, daß ich Ihnen vor einigen Jahren eine Kuh verkauft habe.“

„Jawohl; aber ich habe sie bezahlt.“

„Sie erinnern sich, daß wir damals einen harten Winter hatten. Mein Weib und meine Kinder waren krank. Ich selbst war arbeitslos. Um dem Hunger zu entgehen, verkaufte ich die Kuh. Sie kannten meine Bedrängnis. Aber Sie benutzten die Gelegenheit und boten mir einen niedrigen Preis, und der Rest nebst seitherigen Zinsen steht zu Ihrer Belastung in Gottes Buch.“

Ich mußte dem Mann recht geben. Mein Gewissen überführte mich. Und was sah ich dann? In der halbgeöffneten Tür drängten sich die Menschen, die Einlaß begehrten, um ihre Forderungen an mich zu stellen. Ich mußte sie anerkennen und sah keinen Weg, die Schulden zu bezahlen. Ganz überwältigt von Scham und Reue sank ich hin und schlug an meine Brust mit dem Schrei: „Herr, mein Gott, ich kann meine Schulden nicht bezahlen. Gibt es denn keinen Weg der Errettung? Barmherziger Gott, zeige mir, wie ich diese Anforderungen befriedigen kann! O zeige mir, wie ich von meinen großen Schulden erlöst werde!“



Zu der Erzählung: Das Pferd im Kurhaus (Seite 276)

Indem ich also betete, erlosch die Schrift über der Tür, und ich sah eine andere Schrift, die mir hell und klar in die Augen leuchtete:

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde.“

„Ja“, rief ich aus, „das ist's, was ich brauche. Das ist, was mir allein hilft! Gott sei Lob und Dank!“

Ich erwachte. Wie froh war ich, daß mir noch eine Frist auf Erden gegeben war, einen anderen Weg einzuschlagen! Freilich führte der Weg durch Tiefen. Es gab Eingeständnisse bitterster Art. Ich mußte erkennen, wie nichtig und trügerisch die Einschätzung der eigenen Ehrenhaftigkeit und der eigenen Gerechtigkeit ist. Es wurde mir klar, daß ich nach der Gerechtigkeit, die vor Menschenaugen gilt, vor Gott nicht bestehen konnte, sondern daß im Gericht nur der Maßstab der göttlichen Gerechtigkeit in Anwendung kommt. Wie elende Glascherben lag das stolze Gebäude vor mir, das ich mir gebaut hatte, und mit dem ich glaubte, einst vor Gott bestehen zu können. Aber noch war es Zeit, mein Leben auf den Grund aufzubauen, der nicht erschüttert werden kann. Ich mußte an einen Liedervers denken, den meine fromme Großmutter zum Wahlspruch ihres Lebens gemacht hatte:

Der Grund, auf den ich gründe, ist Christus und Sein Blut,
Das machet, daß ich finde das ewig wahre Gut.
An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd';
Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert.

An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd'!

Zu dieser Erkenntnis muß der Mensch kommen, um für das Werk Christi zubereitet zu sein. Das

W e r k C h r i s t i ! Glaubst du nicht auch, lieber Leser, daß Gott Seinem Sohn das Kreuz mit all seinen unmennbaren Schrecken erspart hätte, wenn ohne es die von Ihm gewollte Segnung des Menschen durchführbar gewesen wäre? Und wenn nun Gott Seinen Geliebten diesen Weg hat gehen heißen, wenn Er Ihm den bitteren Kelch nicht erspart hat, ist das dann nicht der beste Beweis dafür, daß der Mensch rettungslos verloren ist, und daß all sein Tun, mag es noch so ehrlich gemeint und gut sein, nicht vermag, ihn mit Gott zu versöhnen? Auf Erden mag Gott den Menschen gehen lassen, mag ihn ertragen. Für Seine Herrlichkeit aber, in die Er ihn einführen möchte, ist und bleibt er unpassend, denn Gott ist heilig. Er ist „der selige und alleinige Machthaber, der König der Könige und Herr der Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der ein unzugängliches Licht bewohnt, den keiner der Menschen gesehen hat noch sehen kann“. (1. Tim. 6, 15. 16.) Er legt Seinen Engeln Torheit zur Last (Hiob 4, 18); „in Seinen Augen sind die Himmel nicht rein“ (Hiob 15, 15); Er ist „zu rein von Augen, um Böses zu sehen“. (Hab. 1, 13.) Wie könnte da vor Ihm „rein sein ein vom Weibe Geborener“? (Hiob 25, 4.) Ja, wer einmal einen Eindruck bekommen hat von Gottes Heiligkeit, wer sich einmal gesehen hat in diesem untrüglichen Licht, der pocht nicht länger auf sein gutes Leben, auf sein hohes Streben. Der bedeckt sein Angesicht mit beiden Händen und bekennt: Gottes Wort redet wahr. Da ist kein Unterschied. Ich bin ein Sünder, und hilft Gott selbst mir nicht, so bin ich verloren.

Ist es noch nötig, davon zu reden, daß Gott bereit ist, dem seinen verlorenen Zustand erkennenden

Sünder zu helfen? Ist die Botschaft vom Kreuz nicht bekannt genug, jene Kunde von dem Gott, der also die Welt geliebt hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe? Wer Gottes Urteil über sich annimmt, für den steht die Tür weit offen, für den sind die Arme des Vaters geöffnet, und Sein Ruf lautet: Komm! Der Herr Jesus hat selbst gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, und feierlich und tröstlich zugleich klingt Sein aufforderndes Wort: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. (Joh. 6, 37; 5, 24.)

Das Lied im Kurhaus

Schon mehrere Tage hatte es anhaltend geregnet. Ziemlich gelangweilt saß der junge Gutsbesitzer Tr. in der Glasveranda des Kurhauses von Bad —, die Zigarette im Mund. Er war reicher Eltern Kind. Sein Vater war erst kürzlich gestorben und hatte ihm, dem einzigen Sohn und Erben, ein großes Vermögen und einen prächtigen Landsitz, Schloß Tr., hinterlassen. Doch hatte der Vater etwas besessen, das mehr wert ist als jeder irdische Besitz. Er hatte Jesus Christus als seinen Heiland und Erlöser gekannt. Sein tiefster Schmerz war daher, daß sein begabter Sohn dem Worte Gottes völlig den Rücken gekehrt hatte und ganz gleichgültig in be-

zug auf sein Seelenheil zu sein schien. Noch auf dem Sterbebett hatte man den Vater laut zu Gott beten hören um die Errettung und Bekehrung seines geliebten Kindes.

Erst wenige Wochen waren verflossen, seitdem der Vater die Augen geschlossen und so ernst für den Sohn und Erben gefleht hatte. Aber weder der Tod noch das Gebet des Vaters hatten einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Jedenfalls war von einem Verlangen nach Heil und Frieden mit Gott nichts bei ihm vorhanden. Ihn beschäftigten nur seine irdischen Pläne und Vergnügungen. Er weilte im Bad, um sich etwas Abwechslung und Zerstreuung zu verschaffen; aber das ungünstige Wetter vereitelte alle seine Absichten. Auch heute hatte der Regen einen geplanten längeren Ausflug unmöglich gemacht. Mit Kartenspiel und Kurzweil suchten die Gäste sich die Zeit zu vertreiben.

Schließlich begab sich Herr Tr. ins Musikzimmer, von woher ihm die Klänge eines unbekanntes Liedes entgegentönten. Als er eintrat, war der Gesang gerade zu Ende. Ein angenehm aussehender Herr in den fünfziger Jahren hatte ein Lied vorgetragen mit Klavierbegleitung.

„Wir haben soeben einen wahren musikalischen Genuß gehabt“, sagte ein Herr, indem er dem Eintretenden einen Platz anbot.

„Wohl ein frommes Lied?“ fragte Tr. etwas spöttisch.

„Nun“, entgegnete der andere, „wie der Text des Liedes auch sein mag, der Sänger hat eine gute Stimme und einen angenehmen Vortrag. Das werden Sie selbst sagen müssen, wenn Sie das nächste Lied

mitanhören wollen. Bei solchem Hundewetter nimmt man alles hin, nur um die Zeit zu vertreiben, auch ein frommes Lied!“

Er gähnte und antwortete nicht. Er plante für den nächsten Monat eine große Treibjagd auf seinem Landsitz. Mit ihr sollte dort, wo unter des Vaters Führung alles so still hergegangen war, eine neue Zeit eingeleitet werden. Er dachte an seinen Plan, als der Sänger ein zweites Lied anstimmte. Wirklich, er hatte eine gute Stimme, das mußte man zugeben. Auch die Aussprache war gut, sodaß jedes Wort zu verstehen war:

„Neunundneunzig der Schafe lagen schon
Auf des Himmels Weide dort;
Doch eins war fern und gar weit entflohn,
Ja, weit von dem Hirten fort.
Weit weg im Gebirge wild und rauh,
Weit weg von des Hirten sel'ger Au.“

Als das Lied zu Ende war, sagte Herr Tr. zu seinem Nachbar:

„Der hat seine Sache gut gemacht trotz der frommen Worte. Sagen Sie, bitte, wie heißt der Herr?“

„Oberst B.“, lautete die Antwort. „Er hat kürzlich seinen Abschied genommen und sich hier in der Gegend ansässig gemacht. Er weilt auch hier zur Kur.“

Anderer Lieder und Musikstücke, auch von anderen Gliedern der Gesellschaft vorgetragen, folgten. Aber nichts blieb in dem Gedächtnis des jungen Gutsbesizers haften wie jene schlichten Worte, die der Oberst gesungen hatte:

„Eins war fern und gar weit entflohn.“

Diese Worte verfolgten ihn beständig, so daß er mehrmals daran dachte, die Bekanntschaft des Oberst zu suchen; aber dann scheute er sich wieder, es zu tun.

Nach einigen Tagen hellte das Wetter sich ein wenig auf, so daß Ausflüge gemacht werden konnten. Eines Tages unternahm auch Tr. einen Spaziergang, mit dem Endzweck, in einem der umliegenden Dörfer die Überreste römischer Pfahlbauten zu besichtigen. Auf dem Rückweg überfiel ihn mitten im Walde ein heftiges Gewitter. Tr. blieb stehen und überlegte, was er machen sollte, aber die Entscheidung war schwer, denn keine Hütte oder sonst irgend ein Schutz vor dem Regen war zu finden. Mit einemmal hörte er seinen Namen rufen. Er wandte sich um und erblickte Oberst W..

„Nun, Herr Tr., finde ich Sie ganz allein hier im Walde?“

„Wie Sie sehen. Gerade habe ich mich gefragt, was zu tun sei bei dem Unwetter. Unter den Bäumen zu stehen, ist fast gefährlich.“

„Aber was bleibt uns anders übrig? Das Beste ist, wir bleiben ruhig hier, bis das Wetter vorüber ist.“

„Wirklich eine traurige Bitterung für alle, die in diesen Tagen hier Erholung und Zerstreuung suchen“, sagte Tr.. „Sie werden uns wohl heute abend wieder die Zeit durch Musik vertreiben müssen. Ihr Lied von neulich klingt mir noch in den Ohren.“

„Welches Lied meinen Sie?“

„Ich erinnere mich nicht genau des Anfangs; nur die Zeile:

„Eins war fern und gar weit entflohn“
ist mir noch im Gedächtnis, und ich muß gestehen, diese Worte verfolgen mich fast beständig.“

Oberst W. blickte seinen jüngeren Gefährten fest an und sagte ernst:

„Sind Sie etwa dieses verirrte Schäflein, dem

der Gute Hirte schon so lange nachgeht? Während ich sang, betete mein Herz zum Herrn, daß das Lied doch dazu dienen möchte, eine verirrte Seele zu Ihm, dem großen und guten Hirten, zu führen.“

Er senkte die Augen und erwiderte nichts. Hefige Donnerschläge folgten jetzt so schnell aufeinander, daß eine weitere Unterhaltung für den Augenblick unmöglich wurde. Der Sturm riß große Äste los, und die alten Baumstämme ächzten unter seiner Wucht. Aber der in dem Herzen des jungen Mannes losgebrochene Sturm war kaum weniger heftig. Er fühlte sich mit einemmal so unsicher, so gefährdet. Eine schreckliche Angst bemächtigte sich seiner. Als endlich das Gewitter nachließ, kehrte er mit dem Oberst ins Kurhaus zurück. Er begab sich zeitig zur Ruhe, aber er konnte kein Auge zutun, so unglücklich fühlte er sich. Er war froh, daß am nächsten Tage sein Aufenthalt in — — — zu Ende ging. In der Beschäftigung, die die Bewirtschaftung seines Landguts mit sich bringen würde, hoffte er die unbehaglichen Eindrücke der letzten Tage vergessen zu können.

* *
*

Einige Wochen später war auf dem Landsitz des Herrn Tr. reger Betrieb. Die erste große Jagd fand statt, verbunden mit mancherlei Festlichkeiten. Alle Familien von Stand und Ansehen aus der Umgegend waren geladen, und es herrschte eine heitere Stimmung. Das Wetter war denkbar günstig. Auch die Jagd verlief ohne Störung, aber beim Heimritt stürzte der junge Gutsherr zum Schrecken seiner Gäste mit dem Pferd. Das Pferd sprang zwar sogleich wie-

der auf, und Tr. erklärte, er habe sich kaum verletzt, aber er konnte doch nur mit Mühe bis zum Ende der Festlichkeit unter seinen Gästen weilen. In der darauffolgenden Nacht stellten sich heftige Schmerzen in der Hüfte ein. Man mußte den Arzt holen lassen. Dieser erklärte die Sache zwar nicht für gefährlich, gebot aber dem Verletzten strenge Ruhe. So war Tr. für mehrere Wochen ans Zimmer gefesselt.

Viele Freunde und Bekannte kamen, um dem jungen Mann ihre Teilnahme zu bezeugen und mit ihm die Zeit zu verplaudern. Aber trotz mancher zerstreuenden Unterhaltung wollte die innere Unruhe, die Herrn Tr. in Bad — — ergriffen, und die er seitdem auch nicht verloren hatte, nicht weichen.

Da meldete der Diener eines Abends den Besuch des Oberst W.. Herr Tr. war freudig überrascht, ließ den Besucher sogleich eintreten und hieß ihn von Herzen willkommen.

„Ich habe schon all die Tage an Sie gedacht, Herr Oberst“, sagte er. „Sie kommen gerade wie gerufen, denn ich glaube, Sie sind der einzige unter meinen Bekannten, der mir helfen kann. Das Lied, das Sie damals in — — gesungen haben, läßt mir noch immer keine Ruhe, und die Frage, die Sie später beim Gewitter im Walde an mich richteten, klingt mir stündlich in den Ohren.“

Oberst W. hörte mit Staunen dieses Bekenntnis und dankte Gott im stillen, daß Er sein einfaches Zeugnis an dem Herzen des jungen Mannes so gnädig gesegnet hatte. Er hatte die Begegnung nicht vergessen, vielmehr den jungen Gutsherrn oft vor Gott gebracht. Nachdem er von dem Unfall gehört, hatte er sich heute aufgemacht, um den Leidenden zu besuchen.

„Was antworten Sie mir denn heute auf jene Frage im Walde, lieber Herr Tr.?“ fragte er, nachdem er Platz genommen hatte.

„Ja, Herr Oberst, Sie hatten recht: Ich bin der Verirrte, den der Gute Hirte suchen und bringen muß. Und daß ich verirrt und verloren bin, das ist es, was mich nicht zur Ruhe kommen läßt.“

„Glauben Sie mir, lieber Herr Tr.“, versetzte der Gast, „wenn ein Mensch erkennt, daß er verirrt und verloren ist, so ist ihm der Gute Hirte nicht fern. Er steht auch jetzt vor Ihrer Herzenstür und will Sie erretten.“

Tr. barg sein Gesicht in beiden Händen. Der Oberst suchte ihm in Ruhe aus Gottes Wort zu zeigen, daß Jesus gerade für die Verirrten, für die Schuldigen und Verlorenen gekommen sei und für sie am Kreuzestamm Sein Leben gelassen habe. Er nannte ihm Stellen wie: „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist“, oder: „Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße“.

Der Same des Wortes, den der Oberst ausstreuen durfte, fiel auf wohl zubereitetes Ackerland. Was inzwischen durch den Geist Gottes in dem Herzen des Gutsherrn gewirkt worden war, war mehr als eine vorübergehende Gefühlsaufwallung. Es war ein tiefes Bewußtsein von der Tatsache, daß er verloren war. Einem solchen Menschen aber kann Gott helfen. So schenkte Er Herrn Tr. die Gnade, in einfältigem Glauben anzunehmen, daß das kostbare Blut Christi, als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken, auch für ihn geflossen war. Tr. faßte Vertrauen zu Dem, der auch seiner liebend gedacht hatte, als Er am Kreuze

Sein machtvolles: „Es ist vollbracht!“ rief, und er fand Frieden mit Gott.

„Einst ferne, aber jetzt nahe geworden!“ konnte Herr W. ihm nun sagen. Das verlorene Schaf war gefunden und aufgenommen worden. Die Freude von Tr. war groß, aber die Freude Dessen, der ihn gefunden, war sicherlich noch weit größer. Auch Herr W. freute sich mit.

Herr Tr. lernte jetzt auch die Ruhe und den Weg seines heimgegangenen Vaters verstehen, und er wollte, da Gott ihm die gleiche Ruhe in Christus verliehen hatte, fortan auch durch Seine Gnade den gleichen Weg gehen und offen für seinen Heiland hervortreten.

* * *

*

Einige Wochen, nachdem der junge Gutsherr Heil und Frieden in Jesus gefunden hatte, war wiederum auf Schloß Tr. alles in lebhafter Bewegung. Zahlreiche Gäste waren da, zum Teil die gleichen, die nicht lange zuvor an der Jagd teilgenommen hatten. Aber diesmal galt es nicht, wie damals, armes Wild zu Tode zu hehen, sondern teure Menschenseelen zum Leben zu führen. Herr Tr. fühlte das dringende Bedürfnis und die Pflicht, den Freunden und Bekannten umher, die reich waren an Geld und Gut, aber arm an inneren Gütern, das Evangelium Gottes zu verkündigen. Er hatte darum Oberst W., der ihm jetzt wie ein väterlicher Freund zur Seite stand, gebeten, an jenem Tage nach Tr. zu kommen, um in Lied und Wort für Gott und den Heiland zu zeugen.

Nachdem die Gäste unter den schattigen Bäumen des Parks bewirtet worden waren, nahm, nach einigen Worten des Gastgebers, der Oberst seine Bibel

zur Hand und verkündete den Anwesenden in einfachen Worten Gottes Gerechtigkeit und Gottes Liebe, und was Er für uns getan hat zu unserem Heil.

In tiefer Stille folgten die Gäste den von Herzen kommenden Ausführungen des glücklichen Boten Gottes. Vielen von ihnen war es eine völlig neue Botschaft, die sie vernahmen. So hatten sie noch nie Gottes Wort gehört. Nun wußte, wer aufmerksam hatte, was Buße ist, und was Gnade, was der Mensch und was Gott, was Heil ist und was Frieden. Und die gesegnete Frucht hat der guten ausgestreuten Saat nicht gefehlt. Manchem der Zuhörer ging das Lied, das Oberst W. am Schluß seiner Ansprache sang, besonders zu Herzen. Es war dasselbe Lied, das, wie Herr Tr. seinen Gästen erklärte, zuerst von Gott dazu benutzt worden war, um ihn, den Verirrten und Verlorenen, die Stimme des suchenden Guten Hirten vernehmen zu lassen. Auch wagte er es, seinen Gästen noch die Frage naheulegen, die Oberst W. im Walde an ihn gerichtet hatte: „Sind Sie vielleicht der Verirrte, den der Gute Hirte noch sucht?“

„Liebe Freunde“, schloß er mit Wärme, „ich stand bis vor kurzem Gott und dem Erlöser, dem Herrn Jesus und Seinem Heil, ebenso fern, wie viele von Ihnen es noch heute tun. Aber ich bitte Sie, hören Sie auf die Stimme des Guten Hirten! Er ruft Sie, Er will Sie erretten für Zeit und Ewigkeit!“

(Vorstehende Erzählung ist auch als Heft zu beziehen, Verlag Stefan Nagel, W e l l e n, Bad Wildungen-Land, Preis 5 Pfg.)

Jesus, Heiland meiner Seele

Es war während des nordamerikanischen Secessionskrieges,*) in dem die Südstaaten Nordamerikas mit den Nordstaaten um ihre Unabhängigkeit kämpften, und in dem dann der amerikanische Präsident Lincoln die Aufhebung der Sklaverei verkündigte. Die Heere der Nordstaaten kämpften unter dem General Grant, während die Heere der Südstaaten dem Oberbefehl des Obersten Lee unterstellt waren.

Es war im Sommer des Jahres 1862. Eine Abteilung des Generals Grant war weiter nach Süden vorgeschoben worden, um das unwegsame Land zu erkunden und Nachrichten über den Stand der Südstaatenarmee einzuziehen. An der Spitze der Abteilung stand Leutnant Smith. Zu ihr gehörte auch Oliver Mertens, dessen Farm ziemlich weit im Westen des Reiches lag. Er hatte sein Besitztum verlassen, um auf Befehl seiner Regierung gegen die aufständischen Südstaaten zu kämpfen. An Kampf war er von seiner frühesten Jugend an gewöhnt, denn er hatte manch harten Strauß mit den Rothäuten zu bestehen gehabt, die immer wieder versuchten, ihm seine Farm zu nehmen, die weit in die Wildnis vorgeschoben lag. Angst kannte er nicht. Was er im Leben erreicht und aufgebaut hatte, das verdankte er nebst Gott seiner Kraft und seiner

*) Seccession=Absonderung.

Lüchtigkeit. Trotzdem gehörte Oliver Mertens nicht zu den Leuten, die sich selbst bespiegeln und in selbstgefälligem Stolz auf das zurückschauen, was sie erreicht haben. Er war Christ, und er war gewohnt, alles das, was ihm im Leben geglückt war, und was er an Erfolgen zu buchen gehabt hatte, aus der Hand seines Gottes zu nehmen. Ihm dankte er dafür, und von Seiner Gnade lebte er.

Es war ihm schwer geworden, seine Frau allein auf der Farm zurückzulassen. Glücklicherweise waren noch die beiden Jungen da, deren einer vierzehn und der andere sechzehn Jahre zählte. Da er sie von früh auf angeleitet hatte, mit der Büchse umzugehen und allen Gefahren offen und männlich ins Auge zu schauen, so war die geliebte Gattin nicht ganz ohne menschlichen Schutz. Wirklich beruhigen konnte Oliver Mertens allerdings nur die Gewißheit, daß die Seinigen in Gottes Hand waren. Ihm befahl er sie täglich an. Und so ließ es sich wohl leben, wenn man auch Tag für Tag aufs neue die Bedrohtheit alles Lebens empfand.

Seit drei Tagen war die Abteilung des Leutnants Smith auf dem Wege nach Süden. Die Entfernung zwischen ihr und der Hauptarmee war schon ziemlich groß, und der Leutnant hatte seinen Leuten größte Wachsamkeit eingeschärft.

Der dritte Tag war ein schöner Sommertag gewesen. Als man abends am Rande eines schier undurchdringlich scheinenden Urwaldes Rast machte, hatten die Leute noch lange beieinandergeliegen, die Schönheit des Abends auf sich wirken lassen und dabei der Lieben daheim gedacht. Die drei Tage hatten sie zusammengeschlossen. Einer kannte den anderen, und

jeder kannte vom anderen auch die häuslichen Verhältnisse.

Um elf Uhr gebot der Leutnant Ruhe. Die Posten hatten bereits ihre Stellungen bezogen. Zu den am weitesten vorgeschobenen gehörte der Posten, dem Oliver Mertens zugeteilt war. Er hatte sich ins Gras gestreckt. Das Gewehr lag schußbereit neben ihm. Dichter und dichter senkte sich die Dunkelheit auf die Erde herab. Am Himmel erschienen die Sterne. Die Stimmung ringsum war so recht dazu angetan, Gedanken an die Lieben daheim zu wecken; aber durch alles Denken hindurch lauschte Oliver Mertens gespannt in die Nacht hinein. Er wußte, daß auch von ihm und seiner Wachsamkeit das Leben seiner Kameraden abhing und damit die Lösung der Aufgabe, die der Abteilung gestellt war.

Minute um Minute verrann. Schon war eine Stunde der Wache vorüber. Da legte es sich mit einemmal wie ein Druck auf das Herz von Oliver Mertens. Er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. Aber es war ihm, als schwebe eine ungeheure Gefahr über seinem Haupte. Er wollte beten. Es ging nicht. Er dachte an daheim. Furchtbare Bilder malte ihm die Phantasie vor Augen. Er sah Indianertrupps das Haus seiner Lieben umzingeln. Er hörte ihr fürchterliches Kriegsgeschrei. Er sah seine Buben mit dem Gewehr in der Hand. Aber dann war plötzlich der Spuk wieder verschwunden. Trotzdem blieb der Druck auf seinem Herzen. Er wußte nicht, was er machen sollte. Da fiel ihm das Lied ein, das er kurz vor seinem Weggang von daheim kennengelernt hatte. Schon damals war es ihm zu Herzen gegangen. Nun suchte er Trost in den Worten des Liedes. Leise sumimte er vor sich hin:

„Jesus, Heiland meiner Seele,
 Laß an Deine Brust mich fliehn,
 Da die Wasser näher rauschen
 Und die Wetter höher ziehn.
 O wie gut ist's, Dir vertrauen,
 Jesu, Dir ergeb' ich mich,
 Selig, droben Dich zu schauen,
 Dein zu bleiben ewiglich.“

Er summte die Strophen leise vor sich hin. Von Sekunde zu Sekunde wurde ihm leichter ums Herz, und als er endlich bei der vierten Strophe die Worte sang:

„Nur zu Dir steht mein Vertrauen,
 Daß kein Übel mich erschreckt,
 Mit dem Schatten Deiner Flügel
 Sei mein wehrlos Haupt bedeckt“,

da hätte er am liebsten die Worte hinausgejubelt. Aber er hielt an sich. Leise summte er weiter. Der Bann war mit einemmal gebrochen. Die Freude war wieder in seinem Herzen wach, sowie das Zutrauen zu seinem Herrn, Dessen Hand er sich anvertraute, der wußte, wie Er ihn zu führen, und wie Er ihn zu leiten hatte.

Plötzlich hörte er die Stimme seines Kameraden, der in einiger Entfernung von ihm lag: „Halt! Wer da?“ Im Unterholz des Urwaldes knisterte es. Schärfer lauschte Oliver Mertens in die Dunkelheit hinein. Es war ihm, als flüchteten Menschen. Er faßte sein Gewehr fester.

Aber die Geräusche verstummten bald. Es war nichts mehr zu vernehmen. Hernach bei der Ablösung fragte er den Kameraden, ob er etwas Verdächtiges beobachtet habe.

„Mir war“, versetzte der Kamerad, „als hätten sich einige an unseren Posten herangemacht; aber feststellen konnte ich nichts. Es war zu dunkel. Ich

habe die Ablösung bereits darauf aufmerksam gemacht, besonders achtzugeben.“

Es geschah in der Nacht weiter nichts. Am nächsten Tage wurde der Marsch nach Süden fortgesetzt. Kurz darauf ging es mit allerlei wichtigen Nachrichten vom Feinde wieder zurück.

Das Erlebnis am Rande des Urwaldes war bei Oliver Mertens bald vergessen.

Der Krieg nahm seinen Lauf. Die Südstaaten wurden besiegt und Amerika neu geeinigt. Die Sklaverei hörte auf. Der Friede kehrte ein.

Oliver Mertens kam wohlbehalten nach Hause zurück. Jahre der Ruhe und des Aufschwungs folgten. Die Farm konnte von Jahr zu Jahr vergrößert werden.

Oliver Mertens wurde reich.

Aber er vergaß nicht, wem er alles verdankte. Er blieb ein Christ, der sein Leben dem Wort Gottes gemäß zu gestalten begehrte. Je älter er wurde, desto mehr liebte er die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, desto herzlicher erfreute er sich der Herrlichkeit des Heils in Christus. Auch suchte er lebendige Gemeinschaft mit den übrigen Gläubigen, die ringsum in der Einsamkeit wohnten. Mit der Zeit schlossen sich mehr und mehr von ihnen zu einem Kreis zusammen. Jeden Sonntag versammelten sie sich miteinander um das Wort Gottes. Einen Prediger hatten sie nicht, noch weniger einen Pfarrer. Aber gerade das zwang sie, sich selbst mit der Schrift zu beschäftigen, Forscher im Worte Gottes zu werden. Weit und beschwerlich war der Weg zu den sonntäglichen Zusammenkünften. Es galt oft, drei bis vier und mehr Stunden im Sattel zu sitzen, ehe man beieinander war. Aber niemand scheute

die weiten Wege. Jeder fühlte, daß es notwendig war, Gemeinschaft untereinander zu halten.

Mit der Zeit besserten sich die Verkehrsverhältnisse. Da entschloß Oliver Mertens sich eines Tages, mit seiner Gattin und etlichen Bekannten eine Reise an die Ostküste zu machen. Sie wollten New York und Washington besuchen, wollten neue Maschinen für ihre Farmen einkaufen, wollten aber auch einmal für ein paar Wochen Erholung suchen von den schweren Arbeitsjahren, die hinter ihnen lagen. Zur Erholung war auch eine Fahrt auf dem Potomakfluß vorgesehen. Diese Fahrt sollte ihnen unter anderem Gelegenheit geben, einige der alten Kampfplätze wiederzusehen, auf denen sie seinerzeit besonders hart mit dem Feinde hatten ringen müssen, und wo manch einer der Ihren den Tod gefunden hatte.

Die Flußfahrt ging programmäßig vonstatten. Man hatte einen der schönsten Flußdampfer gewählt. Wunderbar breiteten sich rechts und links des Flusses die gewaltigen Wälder aus. Klarblau war der Himmel. Man sprach von den Kämpfen, die an dem Flußufer stattgefunden hatten. In diesem Augenblick wurde in Oliver Mertens das Erlebnis jenes Sommerabends wieder lebendig, das jahrelang in seiner Erinnerung geschlummert hatte. Er sagte den anderen nichts davon, aber er fühlte sich innerlich gedrängt, noch einmal das Lied anzustimmen, das er in der Stunde höchster Beflemmung vor sich hingehummt hatte.

Er war ein guter Sänger, und klar und voll tönte seine Stimme in den Abend hinein:

„Jesus, Heiland meiner Seele,
Laß an Deine Brust mich fliehn.“

Ringsum war alles still geworden. Die einen ließen, während sie ergriffen lauschten, ihre Augen ruhen auf den bunten Bildern der schönen Natur. Und die anderen träumten vor sich hin.

Strophe um Strophe sang Oliver Mertens.

Als er schwieg, drängte sich ein Mann an ihn heran, der bis dahin abseits dem Gesang gelauscht hatte.

„Entschuldigen Sie, bitte“, sagte er, „haben Sie im letzten Kriege mitgekämpft?“

„Ja“, entgegnete Oliver Mertens, „das habe ich. Ich stand unter General Grant.“

„Und ich unter Oberst Lee“, entgegnete der Fremde. „Als Sie Ihr Lied sangen, mußte ich an ein Erlebnis aus dem Kriege denken:

„Es war in einer klaren Sommernacht. Die Stimmung des Abends war etwa so wie die heutige. Ich stand mit einer Abteilung der Südlichen auf vorgeschobenem Posten. Wir hatten Nachricht, daß eine größere Patrouille der Nördlichen sich unserer Stellung näherte, und es war uns der Auftrag geworden, diese Patrouille auszuheben. Wir haben unser Möglichstes versucht, haben sie auch endlich entdeckt. Wir lagen am Rande des Urwaldes, nur wenige Schritte von der Patrouille entfernt. Aber wir hatten uns in ihrer Stärke verrechnet. Sie war fast doppelt so stark wie wir. Trotzdem hofften wir durch überraschenden Angriff mit dem Feind fertig zu werden. Die Posten der feindlichen Abteilung lagen unmittelbar vor uns. Ich hatte mich an einen Posten herangeschlichen. Ich sah den Mann im Schimmer des Mondes im Grase liegen. Er bot ein gutes Ziel. Mein Schuß sollte das Zeichen zum Angriff sein. Plötzlich aber begann der



Mann zu singen. Er sang das Lied, das Sie uns eben gesungen haben. Er sang es fast genau so wie Sie, nur leiser, im Flüsterton. Er sang es so, daß mein Herz gepackt wurde. Ich sollte schießen, und ich konnte doch nicht. Das Gewehr entsank meiner Hand. Ich schalt

mich, daß ich meine Pflicht nicht tat, und tröstete mich wieder damit, daß offenbar die Umzingelung der ganzen Patrouille noch nicht geglückt war. Jedenfalls hätte ich unmöglich schießen können in dem Augenblick, da der Feind gegenüber leise die Worte sang:

„Mit dem Schatten Deiner Flügel
Sei mein wehrlos Haupt bedeckt.“

„Als es dann ein wenig ruhiger in mir geworden war, war es zu spät zum Angriff. Wir schienen entdeckt zu sein. Links neben mir wurde mein Kamerad von dem Posten angerufen. Der Gegner schien also etwas gemerkt zu haben. Uns in einen offenen Kampf einzulassen, waren wir zu schwach. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als zurückzugehen und das Ergebnis unserer Erkundigung zu melden. Das haben wir dann auch getan. Hernach haben wir die Patrouille aus den Augen verloren.“

„An dieses Erlebnis mußte ich denken, als ich Sie eben singen hörte.“

Der Fremdling hatte geendet und schaute jetzt dem Sänger prüfend ins Auge. Dem rollten ein paar große Tränen die Wangen hinab.

„Mein Herr“, rief er aus und fiel dem Fremden vor Freude um den Hals, „der Soldat, auf den Sie damals schießen wollten, und den Sie um seines Liedes willen verschonten, der Soldat war ich!“

Staunen ergriff die Zuhörer ringsum.

Oliver Mertens erzählte dann die Geschichte jenes Abends. Es stimmte genau mit dem überein, was der Fremdling berichtet hatte. Es war kein Zweifel, die beiden hatten sich damals als Feinde gegenübergele-gen.

Das Lied hatte Oliver Mertens gerettet.

Daß dieses Lied fortan sein Lieblingslied ward, ist kein Wunder, kein Wunder auch, daß er in Zukunft noch mehr als bisher sich ganz der beschirmenden Huld und Macht seines Gottes und Vaters anvertraute. Er hatte es ja erlebt: Nur in Gottes Hand gibt es Sicherheit und Geborgenheit. Sollte er sich dieser Hand nicht ganz und gar anvertrauen, solange er lebte?

Er hat es getan.

Im Vertrauen auf Gott hat er gelebt, und im Vertrauen auf Gott ist er etliche Jahre später in Frieden entschlafen.

Arthur Bach.

Christ, der Retter, ist da!

(Leseprobe aus unserer Neuerscheinung:

Praktik, Unter Stahlhelm und Fliegerhaube)*)

... Im soliden Blockhaus haben wir zum Weihnachtsfest für die Unteroffiziere gerüstet; in einem anderen Gebäude feiern die Offiziere. ...

Auf den Tischen liegen die Pakete; für jeden wenigstens eins aus Liebesgabenbeständen. Ich wurde ausersehen, die Feier zu leiten, und sitze am Kopfende der Tafel. ...

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus, daß alle Welt geschätzt würde, ... und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe. ... Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude! ... und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Es zerrt in mir. Soll ich auch beten? — Da fällt mein Auge auf Berger, der ganz in meiner Nähe sitzt.

*) Preis *RM* 3.60. Näheres siehe Bücheranzeige.

Wie kommt er hierher, der sonst allen Kameradschaftlichen Veranstaltungen aus dem Wege geht? Ich habe ihn gar nicht kommen sehen. Er hat mir die letzten Worte förmlich von den Lippen gesogen. Seine Blicke scheinen durch mich hindurch in weite Fernen zu wandern. Ich ermanne mich, falte die Hände, bete und danke für die größte aller Gaben, für die seligste aller Hoffnungen, für den Frieden Gottes auf Erden.

Als ich die Augen wieder öffne, steht Berger an meiner Seite, reißt mir die Hand fort, preßt sie, ohne ein Wort zu sprechen, wie im Schraubstock und ist verschwunden.

„Stille Nacht, heilige Nacht“ und „Es ist ein Ros entsprungen“ singen alle mit; und dann geht's ans Auspacken, ans Austausch der Liebesgaben. Dem einen fehlt gerade der Schal aus Nesseltgewebe des Nachbarn, während dieser die Kniewärmer dringend nötig hat. Mischtabak, Antiläusepräparate, wenig Süßigkeiten, fast gar keine Lebensmittel. Beängstigendes Überangebot herrscht in Pulswärmern. Ich ziehe aus einem mit viel Liebe zusammengestellten Feldpostpaket von daheim eins, zwei, drei winzige Stückchen guter Butter, drei Wochenportionen, vom Munde abgespart, ein Stück echte Friedensseife, eine Büchse fett eingekochten Grünkohl, kleine Leckereien und einen lieben langen Brief.

Die Division hat reichlich Rum (bzw. Rumersak) ausgeben lassen; giftiges Zeug ist das. Ich hab's mir stets eingeteilt und schluckweise getrunken, seitdem ich die Ruhr hatte. Jetzt erscheint Berger wieder, stürzt sich wie ein Wilder (er hat nur ein Liebesgabenpaket bekommen) auf den heißen Grog und kippt einen Feldbecher nach dem andern hinunter. Ein schwerer

Dunst liegt in der Luft, gemischt aus dem Duft des Alkohols, der Lannenzweige und dem Geruch ungepflegter Menschen. Türen klappen, auf und nieder wogt das Gespräch; hier und da sitzt einer wie traumverloren — da hockt plötzlich Berger an meiner Seite, schon stark berauscht.

„Prack!“ herrscht er mich drohend an, „Prack, ich muß einmal mit dir reden!“

„Komm, Berger,“ erwidere ich, „komm in die Ecke!“

Eine ganze Weile schweigt er. Ich störe ihn nicht. Dann stößt er ruckweise heraus:

„Prack, du, ich war auch einmal fromm! Nur damit du's weißt, hörst du?“

Ich wage noch immer nicht einzugreifen, hindere ihn auch nicht, als er meinen Feldbecher nimmt und auf einen Zug leert. Er kämpft sichtlich; etwas in ihm bäumt sich auf, dann schaut er mich scharf an und pfeift heraus:

„Du, die verachten mich alle! Meinst wohl, ich merkte das nicht? Die kennen mich wenig, und die, die mich kennen, verachten mich noch mehr; du nicht, das habe ich an deinem Lesen und Beten gemerkt. Du —“ nach langer Pause — „ich hab' einen Menschen totgeschlagen und dafür gefessen; und jetzt haben sie mich zum Unteroffizier befördert und ausgezeichnet, weil ich jeden Tag dasselbe tue. Ich werd' noch verrückt. Ihr denkt alle, der Berger hat kein Herz im Leib, der geht ran ohne Erbarmen, dem ist das Töten ein Spaß. Eine gemeine Lüge ist's, Prack, nochmals Lüge! Ich meine mich! Ich will was büßen, wenn ich rangehe — aber ich bin kugelfest. Mich will der Tod nicht. Dabei war ich auch einmal fromm; der Zähzorn und der

Fusel haben mich ruiniert.“ — Lange Pause. — „So, nun weißt du Bescheid! Weiter wollte ich dir nichts sagen.“

In mir schreit's:

„Herr, wie soll ich diesem Menschen helfen? Hilf Du ihm!“

Berger stiert an mir vorbei in die Ecke.

„Du, Berger,“ sage ich, „ich bin nicht besser als du.“

Er — böseartig: „Lüg nicht!“

„Doch, Berger, doch! „Allesamt abgewichen, da ist nicht einer, der Gutes tue, auch nicht einer.“ Und wenn ich schon mit der irdischen Gerechtigkeit noch nicht in Konflikt geraten bin, so war das keineswegs mein Verdienst, sondern Gottes bewahrende Gnade.“

Berger horcht auf.

„Sieh, Berger,“ darf ich fortfahren, „Jesus ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde wegnimmt, auch deine und meine! Er hat wiedergutmacht und macht gut. Du und ich, wir können's nicht; es geht über unser Vermögen. Und wenn du dich tausendmal einsetzt, machst du den Menschen, den du erschlugst, wieder lebendig? Ist's nicht eine furchtbare Parodie der Sünde, daß, indem du wiedergutmachen willst, du erneut Menschenleben, diesmal als harte, grausame Pflicht, vernichten mußt?“

Kerzengerade sitzt Berger vor mir, als ich hinzufüge:

„Du kennst die Geschichte vom Schächer am Kreuz, nicht wahr?“

Stummes Nicken.

„Gut, nun sag, was konnte denn dieser Raubmörder noch gutmachen, als er am Kreuz hing? —

Du schüttelst den Kopf! Nichts, gar nichts! Nicht wahr, er war schon ein toter Mann, und doch verheißt ihm derselbe Jesus, Dessen Geburtstag wir heute feiern, das Paradies, nur weil der Mensch mit dem verpfuschten Leben zum Retter schrie, nur weil der Sünder dem Heiland glaubte. Berger, nicht wiedergutmachen, nein, glauben, glauben, daß wiedergutmacht ist und werden wird! Der Gnade glauben, das ist deine und meine einzige Hoffnung auf Rettung. Berger: „Christ, der Retter, ist da!“

Berger hat seinen Kopf in die Hände gestützt, und durch die Finger rinnt es unaufhaltsam, ein Strom heißer Tränen. Ich selbst bin keines Wortes mehr mächtig, die Augen füllen sich auch mir mit Wasser.

Wie wunderbar ist Deine Rettermacht, o Christus, Du Sohn Gottes! Dich sieht's nicht an, nein, Dir ist's Labfal, daß ein zerbrochenes Menschenkind sich eine Last vom Herzen wälzt. Du nimmst die Sünder an und issest mit ihnen!

Böllig nüchtern erhebt sich Berger nach einer Weile stummer Zwiesprache inmitten der lärmender werdenden Feier von seinem Stuhl, drückt mir wieder fest die Hand und sagt kurz:

„Praclik, du weißt zwar noch nicht alles, aber das tut jetzt nichts zur Sache. Den Dienst vergesse ich dir nie! Ich will von heute an wieder glauben. Ich muß glauben, sonst verliere ich den Boden unter den Füßen.“

Einmal noch am folgenden Tag traf ich ihn (wir lagen in verschiedenen Baracken); schon von weitem winkte und rief er mir mit glücklichem Lachen zu:

„Fröhliche Weihnachten, Praclik! Und denk dir, ich habe heute morgen den ersten Feldpostbrief in den

ganzen zweieinhalb Jahren bekommen — von meiner Frau, die sich damals von mir getrennt hatte, wegen der bösen Geschichte, weißt doch! Sie schreibt, hör' nur, sie schreibt, sie wolle Frieden mit mir schließen! Ich fange wieder an zu leben, weil ich wieder anfangen zu glauben! Auf Wiedersehen, Praclik! Ich muß ihr gleich antworten."

Mit ein paar mächtigen Sätzen ist er in der Barackentür verschwunden. In mir aber klingt's leise wie ferner Engelchor: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Der Friede Gottes im Menschenherzen, das ist der Friede auf Erden, der währt, und sei er gleich umloht von den züngelnden Flammen des Hasses einer wahnwitzig gewordenen Welt.

Drei Tage später kehrten wir zu unseren Kompanien zurück. Berger habe ich nie wieder gesehen, noch von ihm gehört.

„Woher kennst Du mich?“

Der Apostel Johannes berichtet in seinem Evangelium von Begegnungen, die wir anderswo nicht finden. Zu ihnen gehört auch das Zusammentreffen des Herrn Jesus mit Nathanael. Philippus aus Bethsaida, der Heimat der Brüder Andreas und Petrus, hatte diese Begegnung veranlaßt. Nachdem er selbst in Jesus den verheißenen Messias erkannt hatte, war es sein Begehrt, auch seine Bekannten mit dem längst Verheißenen und jetzt endlich von Gott Gesandten zusammenzuführen. Wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über. So hatte er Nathanael

nael seine Entdeckung mitgeteilt. Nathanael war indessen nicht ohne weiteres zu überzeugen. Er war ohne Zweifel ein ruhig überlegender Mann, der erst wägte, bevor er etwas wagte. Die Bemerkung des Philippus, daß Der, von welchem Moses und die Propheten geschrieben hatten, aus Nazareth stamme, kam ihm verdächtig vor. „Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?“ lautete seine vorsichtige Frage. Nazareth war ein kleiner, durch keine Begebenheit aus der Vorzeit geheiligter, in den Schriften nicht genannter Ort im verachteten Galiläa. Aus einem solchen Ort sollte der Messias Gottes kommen? Doch Philippus ließ sich nicht irremachen. Zwar beantwortete er die Frage selbst nicht. Aber er wußte besseren Rat. Er, Philippus, wußte, wen er gesehen hatte. Er hatte Jesu freundliche Stimme vernommen. Er hatte Ihm ins Angesicht geschaut. Vielleicht hatte er auch das Zeugnis des Johannes über den „nach ihm Gekommenen“ gehört. Jedenfalls war sein Herz voller Freude. Er war überzeugt, daß er sich nicht täuschte. So antwortete er auf die zweifelnde Frage des Nathanael nichts anderes als: „Komm und sieh!“ Seine Worte mochten den anderen nicht überzeugen. Jesu Persönlichkeit würde es gewiß tun.

Auf diese Weise hat Philippus den Nathanael zu Jesus gebracht. Es war ein einfacher Weg, aber es war der beste. Er ließ sich nicht in lange Erörterungen mit dem Widerstrebenden ein. Er machte ihn einfach mit Jesus bekannt, und der Erfolg gab ihm recht.

Es scheint mir, daß von Philippus ein jeder lernen kann, der seinen Herrn lieb hat und Ihm an den Seelen der Menschen zu dienen sucht.

Auf die Aufforderung: „Komm und sieh!“ hatte

Nathanael keine Einwendung mehr. Seine Zweifel waren sicherlich nicht durch die Worte des Freundes behoben worden. Daß er nichts Außergewöhnliches von dem Mann erwartet hat, zu dem Philippus ihn führte, beweist seine spätere Frage: „Woher kennst Du mich?“ Aber er ging doch. Er kam und sah und wurde überzeugt.

Wohl den Seelen, die es machen wie Nathanael! Auch in unserer Zeit gibt es suchende und wartende Seelen. Viele mögen sich über das, was sie eigentlich suchen, selber nicht im Klaren sein. Aber viele suchen bewußt nach Trost und Ruhe für ihr Herz. Sollte der eine und andere Leser dieser Zeilen auch zu der Schar derer gehören, die wirklich nach Frieden für ihre Seelen verlangen, so möchte ich solchen den Nathanael als Beispiel vorstellen. Nathanael war, wie wir uns gesagt haben, zunächst keineswegs davon überzeugt, daß Jesus, der Sohn Josephs aus Nazareth, der von Gott verheißene Messias war. Trotzdem ging er zu Ihm, weil die an ihn ergangene Aufforderung recht und billig war. Will ich jemand oder irgend eine Sache beurteilen, so muß ich ihn oder sie zunächst kennen lernen. Weshalb so manches schiefe Wort über die Bibel und die Person des Heilands? Weil die Urteilenden sich nie die Mühe gegeben haben, das Wort Gottes und Den, der seinen Mittelpunkt bildet, kennenzulernen. Nathanael war ehrlich genug, Jesus nicht ohne weiteres abzulehnen. Er ging, um Ihn zu sehen, und wie groß war das Ergebnis! Deshalb, mein Freund, mach es wie Nathanael! Geh zu Jesus! Er ist wahrlich ein Erlöser und Seligmacher. Er möchte auch dich glücklich machen, möchte deinem Suchen antworten und deinem Herzen Trost und Frieden schenken. Geh

zu Ihm! In Seinem Wort lernst du Ihn kennen. Nimm die Bibel zur Hand! Komm und sieh! Nimm und lies! Fühlst du, daß du eines Heilands bedarfst, so hast du ein Anrecht auf Christi Werk.

Freundlich kam Jesus dem Nathanael entgegen. „Siehe, wahrhaftig ein Israelit, in welchem kein Trug ist!“ urteilte Er über ihn, bevor Nathanael nur ein Wort gesagt hatte. Dieses Staunen auf seiten des Kommenden war die Antwort. Das waren nicht die Worte eines Schmeichlers. Es waren die Worte eines, vor dem selbst die Gedanken des Herzens bloß und offen lagen. „Woher kennst Du mich?“ Ja, woher kannte Jesus ihn? War Er ein Prophet? War Er allwissend? Woher ich dich kenne, Nathanael? „Ehe Philippus dich rief, als du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich.“ Nathanael, du stehst vor Dem, der Herzen und Nieren prüft. Du stehst — „Rabbi, du bist der Sohn Gottes!“ muß er überwältigt ausrufen. Niemand war bei ihm gewesen, als er sich unter dem Feigenbaum aufhielt. Was er dort getan hatte, wird uns nicht gesagt. Aber ist es Phantasterei, wenn wir sagen: Dieser echte Nachkomme des von Gott selbst mit dem Namen „Kämpfer Gottes“ (Israel) ausgezeichneten Patriarchen, einer von denen, die, weil sie Gott fürchteten, die Sache ihres Volkes und ihres Gottes in ihren Herzen erwogen und mit Gleichgesinnten darüber redeten (vergl. Mal. 3, 16) — ich wiederhole: Ist es zuviel gesagt, wenn wir meinen: Er wird unter dem Feigenbaum auf seinem Angesicht gelegen haben vor Gott, trauernd über den Verfall seines Volkes und sehnsüchtig rufend nach dem verheißenen Retter? Niemand war bei ihm gewesen in jener Stunde. Aber das Auge dieses wunderbaren

Fremdlings hatte ihn dort gesehen unter dem Feigenbaum, und Er hatte Kenntnis genommen von allem, was ihn irgendwie bewegen mochte.

Nathanael hat nicht ein zweites Mal gefragt: „Woher kennst Du mich?“ Er sah. Er hörte. Er glaubte. Gottes Sohn stand vor ihm, und Seine Herrlichkeit sollte er in der Folge in noch ganz anderer Weise sehen, als Seine Worte sie ihm bereits geoffenbart hatten. — —

Der, welcher zur Zeit des Nathanael auf Erden wandelte, lebt heute zur Rechten Gottes. Er ist derselbe, der Er damals war, Er, der Mensch Jesus Christus. Er kennt auch dich, mein Freund, besser als du selber dich kennst. Er hat dich während deines ganzen Lebens gekannt. Er kennt, wie schon der Psalmsänger gesagt hat, dein Sitzen und dein Aufstehen. Er versteht deine Gedanken von ferne. Er weiß auch von deinem Lebenswandel. Dein ganzes Tun und Lassen — Ihm ist es bekannt. Noch mehr. Er kennt deine Sünden, selbst die geheimsten. Er kennt dich so, wie du bist, und — das ist wunderbar —, so wie du bist, liebt Er dich. Ist Er auch — denn Er ist Gottes Sohn — heilig und gerecht, so brauchst du dich doch nicht vor Ihm zu scheuen. Du darfst vor Ihm treten. Freilich, deine Sprache sollte, der des Petrus gleich, lauten: „Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr!“ Aber du brauchst nicht zu fürchten, daß Er diesem Ruf eines von seiner Sünde überführten Herzens folgen wird. Im Gegenteil. Bei Leuten, die so reden, weilt Er gern. Ihnen streckt Er Seine Hand entgegen und zieht sie zu sich empor. Denn dazu ist Er ja einst ans Kreuz erhöht worden, um a l l e zu sich zu ziehen. (Joh. 12, 32.)

Lieber, noch nicht in Jesu Blut geborgener Leser, laß mich dein Philippus sein! Laß mich dich zu Jesus führen! Du magst sein, w e r du willst, und du magst sein, w i e du willst! Jesus hat dich lieb. Er möchte dich rein waschen von aller Schuld und dich zu einem glücklichen Kinde Gottes machen. Er möchte dich mit Gott versöhnen. Geh zu Ihm! Schau Ihn an! Höre Seine Worte der Liebe! Er ist auch für dich gestorben. Glaube an Ihn! Ohne Ihn bist du verloren. Durch Ihn und in Ihm sind das ewige Leben und die ewige Herrlichkeit dein Teil. „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm.“ (Joh. 3, 36.)

Der Mann auf Stellwerk 18

Am Stadtende, dort, wo nur noch vereinzelt Häuser stehen, ist der Rangierbahnhof. Die schmalen, schnurgraden Geleise laufen da weit ins Breite. Hohe Eisenmaste mit wechselndem Signalwerk stehen in gewissen Abständen in dem Schienengewirr. Auf den Geleisen schieben pustende Lokomotiven lange Reihen Waggons hin und her. Räder surren, Bremsen quietschen, von irgendwo aus einem Waggon brüllen Kühe. Aus einem der steilen Häuschen mit den breiten Fenstern des stahlblanken, starren Stellwerks schaut ein Mann.

Ein schriller Pfiff gebietet einer Lokomotive Halt.

Der Mann am Stellwerk war Hans Weyer. Hier ist seine Welt. Er war, wie sein Vater, Eisenbahner. Der Rangierüberwachdienst erforderte seine

ganze Aufmerksamkeit. Beim Einfahren der Personen- und Eilzüge mußte die Fahrstrecke wieder frei sein. In Hans Meyers Gehirn war das Schienengezwirr genau geordnet. Er kannte jedes Geleis, jede Ein- und Ausfahrt, jede Weiche, jeden Zug, jedes Signal, und auch die große Verantwortung im Dienst war ihm klar. Alles, was er dachte, dachte er sich genau so geordnet, wie hier im Stellwerk. Sein täglicher Dienst lehrte ihn diese Methode, die er auf alles übertrug. Das Geleis, das Stellwerk, die Lokomotive waren ihm sinnvolle Einrichtungen und Notwendigkeiten für alle Ordnung im Leben.

Und doch, in e i n e r Sache, das war ihm deutlich geworden, da fehlte diese Einrichtung, diese Voraussetzung für eine gewisse Ordnung. Das war die Sache seines inneren Lebens, seiner Seele. Das, was er da lebte, war keine Ordnung. Es fehlte ihm die Gradlinigkeit. Immer war er festgefahren und stak im Sumpf. Hans Weyer hatte in letzter Zeit sein Leben zu überschauen gelernt, wie er die Geleise vom Stellwerk her überschaute. Da war ihm manche Unordnung als Ursache seines Unfriedens klar geworden. Eine verderbliche Gesellschaft, üble Angewohnheiten, innere Zuchtlosigkeit, Familienstreit — die S ü n d e machte ihm zu schaffen. So konnte es nicht weiter gehen. Nach Jahren war er am Sonntag wieder einmal zur Kirche gegangen. Und da hatte ihn ein Wort zur Entscheidung aufgefordert.

„M i t oder o h n e Christus!“

Unordnung und Unfrieden o d e r Christus! so hatte sich schon in ihm diese Entscheidung formuliert.

Ja, wenn Hans Weyer nicht so viele „aber“ hätte, dann wäre das alles viel leichter gewesen. Dieses

Nach=allen=Seiten=hin, diese Unregelmäßigkeit hatte eben etwas Angenehmes an sich. Da war zunächst sein Freund Franz, mit dem er sich abends in die Kneipe setzte. Proßige Reden, gemeine Witze bei anrühiger Gesellschaft. Bier, Schnaps, ekliger Fusel — und hinterher quälende Nüchternheit, daheim Gereiztheit, Familienstreit und ein unklarer Kopf, Müdigkeit. Das alles hatte ihm in letzter Zeit wohl zu denken gegeben. Die Folgen dieser Unordnung — der Sünde — hatte er nicht nur in seiner Seele, seiner Familie, nein, auch in seinem Dienst gemerkt.

Hans Weyer stellte die Weiche 6. Eine Feder übersprang eine Spannung. Ein Eilzug. — Das weckte ihn bei seiner geübten Handhabe auf. Mit dem Weichenstellen betonte er einen innerlichen Entschluß: „Schluß damit!“

Ein Eilzug fauste ratternd aufs Geleis. Und in Hans Weyers Herz strömte mit dieser Betonung eine heilige Willenskraft.

„Mag Franz sagen, was er will: — Christus — so soll auch mein Weg heißen!“ Was hatte der Prediger am Sonntag gesagt? „Wer sich für Christus entscheidet, beweist es allein im Glauben. Ein solcher bekennt Ihm sein sündiges Leben, bittet Ihn um Vergebung, glaubt, daß Er für ihn am Kreuz gestorben ist, läßt sich von Seinem Geist leiten.“ — —

Hans Weyer stellte Weiche 4.

„Jawohl, läßt sich von Seinem Geist leiten!“ betonte er mit kräftigem Handdruck.

Hans Weyer hatte etwas unsagbar Wehes erfaßt: Die Reue über seine Sünden. Die Predigt vom Sonntag wurde in ihm lebendig. Gottes Wort und Geist bewegten ihn.

Ein Personenzug ratterte vorbei.

Noch nie hatte Hans Weyer solche Stunden erlebt. Es veränderte sich etwas in ihm. Verlangen nach innerem Frieden mit Gott wurde in ihm laut. Er sehnte sich nach einem ganz bestimmten Offenbarungszeichen Gottes. Da öffnete sich die Tür des Stellwerkhäuschens. Sein Kollege Hohmann kam herein, um ihn abzulösen.

Mit der schweren Bahnertasche in der Rechten, ging Hans Weyer gedankenvoll nach Hause. Wie immer wusch er sich und verschwand diesmal in der Kammer.

Dort blätterte er — etwas suchend — in der Bibel herum. Er suchte und suchte, blätterte und las. Er fand es nicht. Seine Frau rief ihn zum Essen. Er aber blätterte weiter, suchte, fand es immer noch nicht. Er hungerte nach einer Gewißheit.

Nach einer Weile kam seine Frau, um ihn zum Essen zu bitten. Da sah sie, wie ihr Mann vor einem Tisch saß, den Kopf schwer auf die Heilige Schrift gelegt, und mit tiefem Atem mit etwas rang. Er hatte das rechte, bestimmte Wort gefunden.

„Hans“, sagte seine Frau, indem sie seinen Kopf hob, „was ist dir?“

„Maria, Er hat die Geleise gelegt, Er hat mir die Sünden vergeben! Verzeih mir, was ich dir in letzter Zeit angetan habe!“ —

Maria Weyer kannte solche Worte und Regungen von ihrem Manne nicht. Sie wurde davon gepackt.

Zum erstenmal beteten diese Eheleute in ihrer achtzehnjährigen Ehe. Die Liebe Christi hatte Hans Weyers Herz ergriffen, war aufs neue in eine Familie eingekehrt.

Hans Weyer stand wieder am Stellwerk.

Weiche 4. — Personenzug.

Weiche 6. — Eilzug.

Weiche 2. — Rangierlokomotive.

Gott hatte die Geleise gelegt.

Sein Gewissen war das Stellwerk des Heiligen Geistes geworden. Die Liebe Christi war die Lokomotive.

Hans Weyer wußte: Jetzt fuhr alles einem bestimmten Ziel zu. In seinem Dienst lebte nun die Freude an der Ordnung, die allein Frieden gibt.

Alwin Wiederhold.

„Glückselig, die ihr an allen Wassern säet!“

An einem Sonntagnachmittag stand in der Stadt Glasgow eine Anzahl Kirchgänger kurz vor Anfang des Gottesdienstes an der Kirchentür, als plötzlich zwei Männer um die nächste Straßenecke bogen und auf die Kirchentür zuwanderten. Als sie die Kirchgänger erblickten, fingen sie laut an zu lachen und sangen darauf ein gemeines Lied. Die Umstehenden waren sehr entrüstet; eine Mutter aber, die mit ihrem Knaben gleichfalls in der Vorhalle stand, sandte diesen den beiden Männern nach mit den Worten: „Geh und lade sie ein, mit zur Andacht zu kommen!“ Der Knabe richtete seinen Auftrag aus. Der ältere der beiden Männer antwortete ihm mit einem gotteslästerlichen Fluch; mit dem jüngeren aber schien innerlich eine Änderung vorzugehen. Er sah den Knaben ernst an und sprach dann mit tiefer Bewegung:

„Als ich noch ein Knabe war wie du, ging ich auch jeden Sonntag mit meiner Mutter, um Gottes Wort zu hören.“

Der Gedanke an seine Mutter ergriff diesen Mann derart, daß er trotz der Einreden seines Begleiters dem Knaben folgte und in der Kirche neben der Mutter desselben Platz nahm. Er hörte ein klares Zeugnis von Jesus Christus, dem Sünderheiland. Nachdem die Predigt zu Ende war, fragte die gläubige Frau den jungen Mann, ob er eine Bibel habe; als er dies verneinte, gab sie ihm die Bibel ihres Sohnes mit der Bitte, sie zu behalten, bis er sich selbst eine anschaffen könne. Sie ermahnte ihn, fleißig darin zu lesen und auch den Kirchgang nicht zu versäumen.

Zwei Sonntage vergingen, ohne daß der Jüngling kam, aber am dritten Sonntag erschien er, blaß und krank aussehend. Er hatte die Bibel bei sich, legte sie nach dem Gottesdienst schweigend auf den Platz der Mutter und drückte ihr mit einem wehmütigen, innig dankbaren Blick die Hand. Dann verließ er eilends die Kirche. In der Bibel aber lag ein Blatt Papier, auf das der Jüngling geschrieben hatte, er müsse verreisen und werde sie wohl nie mehr wiedersehen. In Ewigkeit aber werde er ihr dankbar bleiben, daß sie ihm den Weg zur Rettung seiner Seele gezeigt habe; auch bitte er sie dringend um ihre Fürbitte. In wenig Tagen hoffe er, in seine Heimat, nach dem südlichen England, zurückzukehren.

Jahre vergingen, und des Fremdlings wurde kaum noch gedacht. Die edle Mutter ging ein zu ihrer ewigen Ruhe, und der Knabe wuchs zum Manne heran. Er wurde Schiffsarzt auf einem britischen Kriegsschiff und kam als solcher nach Kapstadt, wo das

Schiff längere Zeit blieb. Eines Sonntags besuchte er in Kapstadt die Kirche und nahm, wie dies gute englische Sitte ist, seine Bibel mit, dieselbe, die er als Knabe gehabt hatte. Am Schluß des Gottesdienstes bat ihn ein älterer Herr, der neben ihm gefessen hatte, um die Erlaubnis, seine Bibel ansehen zu dürfen. Unverwandt betrachtete er sie. Die Kirche wurde leer. Nur die beiden Männer standen noch im weiten Schiff. Dem älteren liefen Tränen über die Wangen. Es war der Mann, den der junge Arzt als Knabe zur Kirche geholt, dem er seine Bibel geliehen, für den seine Mutter so viel gebetet hatte. Unter tiefer Bewegung erzählte der Fremde nun die Geschichte seines Lebens: wie er von seinen frommen Eltern eine gottesfürchtige Erziehung genossen, aber in böse Gesellschaft geraten, immer tiefer gesunken und so nach Glasgow gekommen sei. Da sei jene Einladung an ihn ergangen, und da habe er diese Bibel in die Hand bekommen und habe in ihr den Weg des Heils, Vergebung der Sünden und seligen Frieden gefunden. In seiner Heimat sei große Freude über seine Umwandlung gewesen. Er habe Theologie studiert und sei Missionar geworden. Als solcher war er jetzt in Süd-Afrika tätig.

„Und wissen Sie“, schloß er seine Erzählung, „was aus meinem Begeleiter geworden ist, der an jenem Sonntag dem Ruf zum Gottesdienst nicht Folge leistete? Er war der berühmte Jack Hill, der nur wenige Monate nach jenem Vorfall wegen Raubmords am Galgen sein Leben geendet hat.“

Aus „Zeltgruß“, unter dem Titel:

Eine wahre Begebenheit, berichtet von Dr. A. B. in M.

Göttliche Vorsehung

John Craig, ein beredeter und kühner Prediger des Evangeliums und ein Genosse des bekannten schottischen Reformators Knox, brachte vor seiner Bekehrung längere Zeit in Bologna zu. In der Bibliothek eines dortigen Dominikaner-Klosters fand er eines Tages eine Schrift Calvins, des gewaltigen Reformators der französischen Schweiz. Das Lesen dieser Schrift wurde unter der Gnade Gottes das Mittel zu seiner Bekehrung. Nachdem er dann die in der römischen Kirche herrschenden Mißstände erkannt hatte, trat er mutig gegen dieselben auf und begann, die Lehre von der Rechtfertigung aus Glauben zu verkündigen.

Bald wurde er als Ketzer ergriffen und nach Rom gebracht, wo er zum Feuertode verurteilt wurde. Doch an dem Abend, der dem zur Hinrichtung bestimmten Tage vorherging, starb der regierende Papst, und der Gewohnheit gemäß wurden die Türen aller Gefängnisse geöffnet und die Gefangenen freigelassen. Indes fand diese Freilassung auf Ketzer nur insoweit Anwendung, als man sie bis vor die Mauern des Gefängnisses gehen ließ. Dort wurden sie wieder festgenommen. An jenem Abend jedoch entstand bei dieser Gelegenheit ein Tumult, und es gelang Craig und seinen Gefährten, zu entkommen. Allein kaum waren sie, müde und hungrig, in einer kleinen Herberge in der Nähe von Rom eingekehrt, als auch schon ein Haufe päpstlicher Söldner das Haus umstellte. Mönche, die unerbittlichen Feinde der Ketzer, hatten die Spur der Flüchtlinge nur zu bald gefunden.

Als der Anführer der Schar das Gastzimmer der Herberge betrat, blieb er bei dem Anblick Craigs wie angewurzelt stehen. Nachdem er ihn einen Augenblick mit forschenden Blicken gemustert hatte, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und fragte ihn, ob er sich nicht erinnere, vor mehreren Jahren in Bologna einem verwundeten Soldaten beigestanden und ihn liebevoll gepflegt zu haben; dieser Soldat sei er. Craig erinnerte sich des Vorfalls sehr wohl, obgleich er in dem Hauptmann jenen Soldaten nicht wiedererkannt hätte.

Im nächsten Augenblick zog der Offizier eine lederne Börse hervor, drückte sie dem erstaunten Craig in die Hand und flüsterte ihm ins Ohr:

„Verbergt Euch, ehe Euch die Soldaten sehen. Eure Gefährten muß ich verhaften, aber ich werde sie um Euretwillen mit der möglichsten Milde behandeln.“ Mit diesen Worten drängte er seinen ehemaligen Wohltäter durch eine Nebentür aus dem Zimmer.

Craig entfloh. Nach einiger Zeit ging sein Geldvorrat zur Neige. Allein Gott gedachte seiner in wunderbarer Weise. Als er eines Tages, völlig erschöpft und aller Mittel bar, am Rande eines Waldes niedergesunken war, kam ein großer Hund auf ihn zugehauert, der eine gefüllte Börse im Maul trug. Craig suchte das Tier zu verjagen, allein es ließ sich nicht eher abweisen, als bis er ihm die Börse abgenommen hatte. Dann erst eilte es in weiten Sprüngen davon. Der Verfolgte fand in der Börse eine Summe, die es ihm ermöglichte, die Flucht nach Deutschland fortzusetzen, wo er bei Glaubensgenossen freundliche Aufnahme und weitere Hilfe fand.

„Du Sturmwind, der du ausrichtest Sein Wort!“

(Psalm 148)

Ein englischer Christ, der Pfarrer Dr. Leifchild, erzählt aus seinem Leben folgende Begebenheit:

Nach einem Aufenthalt in Dublin, wo ich an mehreren Sonntagen das Wort verkündigt hatte, kehrte ich in meine Heimat, nach Kensington in der Nähe Londons, zurück. Für die Rückfahrt nach England beschloß ich, nicht die übliche Schiffsverbindung: Dublin—Holyhead, sondern eine andere vom Süden Irlands aus nach dem englischen Seehafen Milford zu benutzen.

Als ich in Waterford eintraf, von wo unser Schiff, ein Frachtsegler, noch am gleichen Abend auslaufen sollte, ging das Meer hoch, und der Sturm heulte. Der Kapitän, der nichts Gutes für die Nacht ahnte, erklärte, die Fahrt vor dem nächsten Morgen nicht antreten zu können. Seine Vorsicht war berechtigt. Ein furchtbares Unwetter brach los, das die ganze Nacht anhielt. Grell leuchteten die Blitze, von krachenden Donnerschlägen gefolgt, und ein flutartiger Regen setzte ein. Der Wind fuhr durch die langen, öden Gänge des Seemannsheims, einer großen, aber baufälligen Matrosenherberge, in der ich notgedrungen

Quartier genommen hatte, da sonst kein Unterkommen zu finden war.

An Ruhe war in dieser Nacht nicht zu denken. Das Heulen des Sturmes und der unaufhörlich die Fenster peitschende Regen ließen keinen Schlaf aufkommen, und wenn das Toben der Elemente einmal für Augenblicke nachließ, wirkte das Gröhlen und Jöhlen der Matrosen unter mir umso unangenehmer.

Gegen Morgen ließ das Unwetter nach. Der Sturm aber hatte sich noch nicht völlig gelegt. Indes glaubte der Kapitän, die Fahrt wagen zu können. In aller Eile wurden die letzten Frachtstücke verladen, die Fahrgäste gingen an Bord, und bald ertönte das Zeichen zur Abfahrt.

Wir waren aber noch nicht lange auf See, als wir erkennen mußten, daß die Gefahr keineswegs vorüber war. Der Sturm erhob sich mit erneuter Gewalt und nahm von Minute zu Minute zu. Bald glich die aufgewühlte Meeresfläche einem mächtigen Schneefeld. Das Schiff wurde wie eine Nußschale hin- und hergetrieben; ohne daß man sich an einen festen Gegenstand klammerte, vermochte niemand aufrecht zu bleiben. Der Reisenden bemächtigte sich große Angst, und auch die Bemannung — sie bestand aus Iren und Walisern, die ihren Dienst besser als einer des anderen Sprache verstanden — schien nicht wenig beunruhigt.

Einige der Fahrgäste traten mit ängstlichen Fragen an den Kapitän heran. Aber der konnte nur wenig sagen. Er hatte in dieser Stunde auch Wichtigeres zu tun, als die vielen Fragen angstvoller Gemüter zu beantworten, die eine solche Seefahrt noch nicht erlebt hatten. Trotzdem hafteten aller Blicke gespannt an seinen Mienen. In den Schatten oder Belebungen, die

sich darin zeigten, las man Hoffnung oder zunehmende Befürchtung, je nachdem. Wir fühlten, was er wußte. Ein gutes Wort oder ein hellerer Schein auf seinem Gesicht konnte ermuntern; ein tieferer Schatten darauf uns allen Mut nehmen. Seltsam, daß man in einer Lage, in der menschliche Macht und menschliche Weisheit zu Ende sind, derart nach den Zügen eines Menschen schaut!

Der Tag ging zur Neige — es war den ganzen Tag kaum richtig hell geworden —, und wir hatten uns unserem Hafen nicht genähert. Wir mußten im Gegenteil noch weit von ihm entfernt sein. Der Sturm, dem wir hilflos preisgegeben waren, trieb uns dahin — wohin, wußten wir nicht.

Gegen Abend wurde ein Gegenstand bemerkt, der wie ein schwimmendes Wrack aussah. Beim Näherkommen erkannten wir ein kleines mastloses Boot, das, wie ein Spielzeug vom Winde getrieben, auf den Wellen schaukelte. Als wir nahe genug herangesegelt waren, entdeckten wir zwei menschliche Wesen, die sich an den Stumpf des Mastbaumes gebunden hatten. Ihre geisterhaft blassen Gesichter zeugten davon, daß sie zu Tode erschöpft waren.

Der Besitzer unseres Schiffes, ein gläubiger Christ, unterstützte meine Bitte beim Kapitän, die Unglücklichen wenn möglich zu retten. Aber hiergegen protestierten einige der Mitreisenden aufs heftigste, und ihr Einspruch wurde zu offener Empörung, als der Kapitän, dem Gesuch stattgebend, Anstalten traf, das Rettungswerk zu versuchen. Mit zwei seiner tüchtigsten Seeleute stieg er selbst ins Boot. Für uns, die im Schiff Bleibenden, bedeutete die Liebestat des Kapitäns freilich größte Lebensgefahr. Die Männer, die

jetzt im Rettungsboot saßen, stellten, menschlich gesprochen, unsere Sicherheit dar. Ihr Untergang mußte, wenn kein Wunder geschah, den unsrigen zur Folge haben. Sie setzten in der Tat, indem sie andere zu retten suchten, ihr eigenes und auch unser aller Leben aufs Spiel.

In fieberhafter Spannung folgten aller Augen dem kleinen, sich durch die brandenden Wogen kämpfenden Boot. Bald wurde es hoch emporgehoben, bald jäh in eins der tiefen Wellentäler hinabgerissen. Endlich war die kurze Strecke überwunden und das Ziel erreicht. Aber damit war die Arbeit noch nicht getan. Das Schwerste kam noch. Da es nicht möglich war, die beiden Schiffbrüchigen von dem Maststumpf zu lösen, mußte das ganze Brack an unser Schiff herangeholt werden. Es schien fast unmöglich, und doch gelang es. Ein von uns den tapferen Rettern zugeworfenes Tau half ihnen, die letzte Strecke leichter zu überwinden. Dann leisteten starke Hände Hilfe, um die Angebundenen loszubinden und sie mitsamt der Rettungsmannschaft ins Schiff zu ziehen.

War infolge des gelungenen Rettungswerkes die allgemeine Stimmung auch nicht mehr so verzweifelt wie vorher — die Schrecken einer Nacht in hilflosester Lage auf weitem Meer standen noch bevor. Es wurde jetzt schnell völlig finster. Noch eine Weile konnte man die schaumgekrönten Wellenspitzen unterscheiden. Bald aber entschwanden auch sie dem Auge, und tiefstes Dunkel umfing uns. Weder über noch unter uns war etwas Helles zu erkennen. Kein Stern schimmerte. Alles war tiefe, undurchdringliche Nacht.

Aber sie ging ohne besonderen Zwischenfall vorüber. Der anbrechende Morgen zeigte noch das gleiche



trübe Bild einer unruhig wogenden See. Aber nach Verlauf einiger Stunden erscholl der Ruf:

„Milford in Sicht!“

Am Horizont zeigte sich ein schmaler, dunkler Küstenstreifen.

So belebend der Ruf gewirkt hatte, die große Freude machte nur zu bald einer bitteren Enttäuschung Platz. Die ungünstigen Winde ließen uns nicht in den Hafen einfahren. Unvermindert schnell trieben sie das Schiff dahin, einem Felsstrande zu, an dem keine Landung möglich war. Felsspitzen lugten hier und da aus dem Wasser, von tosender Brandung umspült. Würde das Schiff auf eins dieser Riffe geworfen, so waren wir verloren. Aber auch ohne das schien unser Schicksal besiegelt zu sein, denn zu allem Unglück versagte plötzlich das Steuerruder, und der Steuermann verlor jede Gewalt über das Schiff. Jetzt konnte nur der Anker noch helfen und unserem gefährlichen Dahintreiben Einhalt tun. Er wurde ausgeworfen, aber — hatte sich denn alles gegen uns verschworen? — er faßte keinen Grund. Der Steuermann schien jede klare Besinnung zu verlieren. Unseren unvermeidlichen Untergang vor Augen sehend, verließ er seinen Posten, rannte, die Hände ringend, über Deck und schrie:

„O Gott, wir sind alle verloren! Erbarme Dich unser!“

Obgleich auch ich etwas von dem Zittern spürte, das bei diesen Worten alle überlief, gab Gott es mir in dem Augenblick höchster Not ins Herz, Mitreisende, Kapitän und Mannschaft zu einem gemeinsamen Beten zu Dem aufzufordern, dem Winde und Meer gehorchen, und der allein uns in dieser furchtbaren Lage zu retten vermochte. Die Mehrzahl folgte meiner Aufforderung. Während wir noch zu Gott riefen, warfen einige Männer einen zweiten Anker aus, der, wie als Antwort auf unser Gebet, sogleich Grund faßte und festsaß. Von dieser glücklichen Tatsache wurden wir alle durch einen fühlbaren Ruck im Schiff unterrichtet.

Unser tapferer Kapitän verstand es, den günstigen Umstand geschickt auszunutzen. Das Schiff begann sich im Kreise zu drehen, glitt an den gefährlichen Klippen vorüber und gewann bald wieder das offene Meer.

Das Gesicht des Steuermanns hatte sich aufgehellt. Er kehrte an seinen Platz zurück, und das Steueruder von neuem packend, das seinen Dienst jetzt wieder ohne weiteres tat, rief er — in welchem andern Tone als vorher! — :

„Gott sei Dank! Wir sind gerettet!“

„Gott sei Dank!“ erscholl es als Echo aus vieler Mund, und: „O Gott, Dir sei Dank!“ kam es auch mir aus tiefstem Herzen.

Noch am gleichen Abend gingen wir in Milford vor Anker. Es war ein Samstag. Am Landungsplatz standen viele Menschen. Das Schiff war erwartet worden, aber man hatte mit unserem Untergang gerechnet. Jetzt drängten sich die Leute herzu, um uns zu unserer wunderbaren Rettung herzlich zu beglückwünschen und uns Freundlichkeiten zu erweisen.

Als ich mich am nächsten Morgen von meinem Lager erhob, befand ich mich in einem merkwürdigen Zustand. Körper und Geist waren wie gelähmt. Mein Gang war unsicher und schwankend, so als ob ich mich noch auf Deck des vom Sturm umhergeworfenen Schiffes befände. Ich wollte zur Kirche, kam aber nur ganz langsam vorwärts. Der Pfarrer, der an jenem Morgen predigen sollte, traf mich unterwegs. Als er meinen Zustand bemerkte, bat er mit höflichem Gruß, mich begleiten und mir einen guten Platz in der Kirche anweisen zu dürfen. Für beides war ich dankbar. Trotzdem ich aber nach Möglichkeit

gegen mich anging, konnte ich es nicht lange in der Kirche aushalten. Schon nach kurzer Zeit mußte ich hinausgehen. Draußen in der frischen Luft wurde mir etwas wohler. Während ich dahinschritt, mußte ich mich beim Überdenken der Erlebnisse der letzten Tage mit der Frage beschäftigen, was Gott wohl mit dem furchtbaren Sturm bezweckt habe, und ob noch ein besonderer Segen aus den Ereignissen hervorgehen werde. Es war meine Absicht gewesen, an diesem Sonntag daheim zu sein und meiner eigenen Gemeinde zu dienen. Davon war ich abgehalten worden. Weshalb wohl? fragte ich mich wieder und wieder, als ich ziellos das kleine Hafenstädtchen durchwanderte, von manchem freundlich begrüßt, der mich als einen der Geretteten erkannte.

Auf einmal kamen zwei Männer geradeswegs auf mich zu. Freundlich grüßend erkundigten sie sich, ob ihre Vermutung, mit Herrn Pfarrer Dr. Leifchild zu sprechen, richtig sei. Ehrlich bekannten sie, meinen Namen im Gasthof durch die Gepäckauffchrift erfahren zu haben. Sie kamen als Abgesandte des Predigers einer freikirchlichen Gemeinschaft, um mich zu bitten, die Abendversammlung an seiner Statt zu halten, da er selbst plötzlich erkrankt war. So gern ich dieser Bitte entsprochen hätte, so unfähig fühlte ich mich dazu. Auf den Wunsch der beiden Männer begleitete ich sie zur Wohnung des Erkrankten, um diesem selbst zu sagen, wie wenig gut es mir ging. Aber er ließ das nicht gelten, sondern drang so ernst auf mich ein, daß ich schließlich, wenn auch recht zögernd, nachgab.

Sehr schnell sprach es sich in dem Städtchen herum, daß ein aus dem Meere geretteter Prediger am Abend in der Kapelle in der ... Straße sprechen

werde. So kam es, daß schon vor Beginn der Raumpgedrängt voll war. Viele waren gekommen, die man sonst selten oder nie in einer Kirche zu sehen bekam. Es war wunderbar, wie der Anblick der großen Versammlung mich belebte. Als ich das Rednerpult bestieg, fühlte ich mich innerlich so gestärkt, daß ich die körperliche wie die geistige Müdigkeit völlig vergaß. Sollte ich hier vielleicht die Antwort auf meine Frage erhalten? Sollte Gott mich hergesandt haben, um den vielen versammelten Menschen durch meine kürzlichen Erfahrungen zum Herzen zu reden? Waren vielleicht unter ihnen solche, die der Herr an diesem Tage für Sich gewinnen wollte?

Als ich mich zum Sprechen erhob, gewahrte ich zu meiner Überraschung in unmittelbarer Nähe des Rednerpultes den Kapitän und viele von den Mitreisenden und der Besatzung des Schiffes. Mein Blick glitt über die zu mir erhobenen Gesichter der Männer hin, die meine Genossen in schwerer Seenot gewesen waren, und bei diesem Anblick überkam mich eine Bewegung, die mich fast überwältigte. Vor kurzem hatte ich, in der Stunde der Gefahr, zu dem Kapitän aufgeschaut; jetzt, in der Stunde der Befreiung, schaute er zu mir auf. Einige Bänke hinter ihm saßen die beiden Männer, die wir bewußtlos und dem Tode nahe aus den Fluten gezogen hatten. Wie wenig mochten sie, als sie, am Mastbaumstumpf festgebunden, stundenlang mit den grausigen Wellen kämpften, erwartet haben, je wieder ein menschliches Antlitz zu sehen! Nun saßen sie dort, inmitten von Freunden, die die gleiche Not zusammengeschlossen hatte, und schauten andächtig und erwartungsvoll zu mir auf. Ich kannte sie nicht näher. Jedenfalls aber waren in dieser Stunde

ihre Herzen zum Lobe Dessen gestimmt, dessen Hilfe sie so sichtlich erfahren hatten.

Die innere Bewegung hinderte mich eine Zeitlang am Sprechen. Auch die Leute in den Bänken vor mir schienen bewegt. Es lag eine ernste, feierliche Stimmung über der ganzen Versammlung.

Ich sprach dann von der Dankbarkeit, die unser aller Herzen erfülle im Blick auf die uns zuteil gewordene Rettung. Im Geiste erlebten wir noch einmal die Szenen der letzten Tage: wie wir, beständig das nasse Grab vor Augen, Stunde um Stunde zwischen Angst und Hoffnung zugewartet hatten, wie unsere Freude angesichts des sichtbar werdenden Hafens sich in jähe Enttäuschung verwandelt hatte, als wir erkannten, daß wir in eine Felsengegend verschlagen waren; wie endlich auch unsere letzten Mittel, Steuer und Anker, versagt hatten, und wir nur noch einen Namen zu stammeln wußten — Gott! Und wie wir schließlich in dieser Erkenntnis: Uns kann nur Gott noch retten! auf dem wellenbespülten Deck unsere Zuflucht zu Ihm genommen und dann sogleich erfahren hatten, daß wir es nicht vergeblich taten. Als bald waren Seine Hilfe und Rettung da gewesen. Ich wies darauf hin, daß Gott sich uns auf dem Meere sowohl in unumschränkter Macht als auch in großem Erbarmen geoffenbart habe, und zeigte im Anschluß daran, welche Absichten der Höchste mit all Seinem Tun in bezug auf die Menschenkinder verbinde. Ist es ja doch Sein ewiges Erbarmen, das Ihn veranlaßt, so deutlich mit den Menschen zu reden. Er will sie aufwecken aus einem gefährlichen Schlafe. Denn es gibt eine viel, viel schlimmere Not als einen Sturm auf dem Meere. Das ist die ewige Verzweiflung verlorener Sünder, die

Gottes Mahnungen für nichts geachtet haben und in dieser Nichtachtung gestorben sind.

Darauf sprach ich von dem Mann von Golgatha, der sich freiwillig zur Sühnung für unsere Sünden Gott geopfert hat, Er, Gottes Sohn, der die Macht hatte, auf dem See von Galiläa Winden und Wellen zu gebieten, und es ward eine große Stille. Ich schloß mit einer dringenden Aufforderung an alle meine Hörer, insbesondere an die, die mit mir so sichtlich das erbarmende Eingreifen Gottes erfahren hatten. Ich bat sie eindringlich, doch unverzüglich zu diesem Bergungsort, Jesus Christus, zu fliehen, um in Ihm Rettung und Heil zu suchen für Zeit und Ewigkeit.

Das etwa war der Inhalt meiner Predigt, und ich kann nur hinzufügen, daß ich mich die ganze Zeit, die ich sprach, von einer wunderbaren Macht getragen fühlte.

Bevor ich mich am folgenden Tage auf die Weiterfahrt begab, kamen mehrere Ortsansässige, die am Abend vorher in der Kapelle gewesen waren, um sich mit einem Dank von mir zu verabschieden. Der herzliche Händedruck, mit dem sie mir Lebewohl sagten, gab mir die Hoffnung, daß mein Dienst in dieser mir ganz fremden Stadt, zu dem ich unter so seltsamen Umständen geführt worden, nicht vergeblich gewesen war. Der Tag des Herrn wird es offenbar machen, was der Gott aller Gnade, „der reich ist an Barmherzigkeit, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat“, auch mit diesen Seinen merkwürdigen Führungen erreicht hat.

Ich bin nie wieder nach Milford gekommen. Einige Jahre nach dem dort Erlebten besuchte mich aber der Pfarrer, für den ich an jenem mir unvergeßlichen

Abend die Botschaft von der Liebe Gottes in Christus Jesus verkündigt hatte. Er erzählte mir, daß der ernste Eindruck, den das damals Gesagte gemacht hatte, noch nicht verwischt sei. Viele von denen, die die Kapelle an jenem Abend zum erstenmal besucht hatten, seien von da ab bis zur Stunde regelmäßige Besucher gewesen. Und daß Gott an jenem Abend ein Werk getan habe, sei vor allem an zwei Männern deutlich geworden, die — vorher bekannte Gottesleugner — sich so völlig gewandelt hätten, daß sie jetzt die Liebe Gottes rühmten und das Heil in Christus, das sie selbst erfahren hatten, anderen mit Eifer verkündigten.

Neujahr

Es war Neujahr. Franz, das Söhnchen eines wohlhabenden Kaufmanns, sprang fröhlich durchs Zimmer.

„Du scheinst ja recht vergnügt zu sein“, sagte der Vater, indem er seinem frischen Jungen die Locken zurückstrich.

Franz sah den Vater lachend an.

„Ja, Vater, warum sollte ich denn nicht vergnügt sein? Ich denke an all das Gute, das im Neuen Jahr wieder vor mir liegt. Denk doch nur: Dreihundertfünfundsechzig Tage, und jeder Tag ein Tag der Freude! Im Frühjahr kommt der Jahrmarkt mit seinen Waffelbuden und der Schiffsschaukel und den Karussells. Dann kommt mein Geburtstag, wo's Schokolade und Kuchen und allerhand Schönes gibt. Im Sommer reisen wir aufs Land zu Onkel Martin mit seinem feinen Haus und seinem Garten mit den vielen

Obstbäumen und dem Wald mit allem, was drin ist! Dann kommt dein und Mutters Geburtstag. Kaisers Geburtstag hab' ich noch ganz vergessen."

Der Vater mußte lachen ob dieser Schilderung. Dann aber wurde er ernst, und Franz auf die Backe küssend, sagte er:

"Wenn Gott will, mein Junge, wenn Gott will!"

Aber Franz sprang fröhlich aus dem Zimmer und sagte zu sich selbst:

"Warum sollte Gott nicht wollen?"

Der Frühling kam. Aber als man anfing, die Jahrmarktstuden aufzuschlagen, wurde der jüngere Bruder unseres Franz krank, und noch ehe sie wieder abgebrochen waren, trug man ihn hinaus zur letzten Ruhestätte. Franz ging nicht zum Jahrmarkt, sondern zum Friedhof. Im Mai war sein Geburtstag. Aber was geschah? Am Tage vorher stellte sich heftiges Fieber bei unserem kleinen Freunde ein, und während des Geburtstags selbst lag Franz im Bett, zitternd wie ein Schoßhündchen, das eben ein unfreiwilliges kaltes Bad genommen hat, und verlangte weder nach Schokolade noch nach Kuchen. Glücklicherweise erholte er sich bald wieder.

Der Juni verging, und der Juli kam. Am Ende dieses Monats wurde gewöhnlich die Reise zu Onkel Martin angetreten. Franz zählte schon die Tage. Da, kaum eine Woche vor dem zur Abreise bestimmten Tage, lief ein Telegramm von Onkel Martin ein. Der Blitz war in sein schönes Landhaus geschlagen, und dieses war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Zum Glück war niemand dabei umgekommen, auch hatte das meiste Hausgerät in Sicherheit gebracht wer-

den können; aber natürlich war Onkel Martin unter diesen Umständen außerstande, wie gewöhnlich Gäste aufzunehmen. Franz war fast untröstlich. Sollten denn in diesem Jahre alle seine Erwartungen und Hoffnungen vereitelt werden?

Ende August kam der Geburtstag des Vaters. Aber er selbst war nicht daheim. Er hatte eine Geschäftsreise antreten müssen, die ihn wochenlang von Hause fernhielt. — —

Wieder war Neujahr. Diesmal sprang Franz nicht fröhlich im Zimmer umher. Trübselig hockte er in einer Ecke, die Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in den Händen. Er sah aus wie einer, der eben seinen letzten Pfennig ausgegeben hat und nun nicht weiß, wovon er weiter leben soll. Seine Gedanken wanderten zum letzten Neujahrstag zurück. Wie hatte er sich damals alles so schön ausgemalt, und wie ganz anders war alles gekommen!

Der Vater bemerkte die Niedergeschlagenheit seines Sohnes, zog ihn an sich und fragte freundlich:

„Warum bist du denn heute so traurig, Franz?“

„Ach, Vater“, seufzte Franz, und dabei traten ihm die Tränen in die Augen, „welch ein schlechtes Jahr liegt hinter uns! Und wer weiß? vielleicht wird das neue ebenso sein oder gar noch schlechter. Wenn der Frühling kommt, bin ich vielleicht schon tot, wie unser kleiner Gerhard. Im Juli kann unser Haus niederbrennen wie das von Onkel Martin. Und am Ende sind wir heut' übers Jahr alle nicht mehr am Leben.“

Der Vater lächelte, fuhr seinem Jungen wieder liebevoll übers Haar, wie er es gern tat, und sagte zunächst nur:

„Wie Gott will, mein lieber Junge, wie Gott will!“

Nach einer Pause aber fuhr er fort, mit seinem Knaben zu reden von der Weisheit und der Liebe Gottes, der die Wege der Menschen lenkt, besonders Seiner Kinder. Er erzählte ihm von sich selbst, wie Gott ihn gerade durch mancherlei Enttäuschungen, auf Wegen, die ihm gar nicht gefallen wollten, zum Nachdenken über sich und zum Fragen nach dem eigentlichen Zweck des Lebens, sowie nach der Bedeutung der höheren, unvergänglichen Dinge gebracht habe.

„Wäre mir's immer nach Wunsch ergangen, so würde ich vielleicht nie Jesus, meinen geliebten Herrn und Heiland, der heute das Glück meines Herzens ist, kennen gelernt haben. Dann würden die diesseitigen Dinge mich wohl festgehalten haben. So nun sind mir die Bitterkeiten dieses Lebens zum Heil geworden. Auch dir, mein lieber Junge, hat Gott gezeigt, daß es auf Erden keine wahre Freude, nichts Beständiges und Bleibendes gibt. Warum hat Er's getan? Weil Er möchte, daß auch d e i n Herz sich anderen Dingen zuwende, die ewig bleibend und wahrhaft wertvoll sind.“

Mit diesen Worten erhob sich der Vater und forderte Franz auf, ihm ins Wohnzimmer zu folgen. Hier schlug er in der großen Bilderbibel, die auf dem Tisch lag, ein Bild auf, das den Märtyrer Stephanus vorstellte, und zwar in dem Augenblick, als er den Himmel offen und den Herrn Jesus zur rechten Hand Gottes stehen sah.

„Du kennst ja die Geschichte dieses Mannes?“ fragte der Vater.

„Gewiß, Vater“, erwiderte Franz. „Mutter hat sie mir oft erzählt, und auch in der Schule haben wir

sie durchgenommen. Stephanus ist wegen seines Glaubens an den Herrn Jesus und seines treuen Bekenntnisses für Ihn von den Juden getötet worden.“

„Und dann?“ fragte der Vater weiter.

„Dann ist er in den Himmel gegangen, zu Jesus.“

„Ganz recht“, entgegnete der Vater. „Dieser fromme Mann hat mit seinem Märtyrertod Den verherrlicht, dem er während seines Lebens gedient hatte. Sein Schatz, der Gegenstand all seiner Wünsche und Hoffnungen, war im Himmel. Er hat viele Tage, weit mehr als du, auf dieser Erde gelebt. Einige dieser Tage mögen auch vom menschlichen Gesichtspunkt aus glücklich gewesen sein, doch die meisten waren gewiß nicht leicht. Sein letzter Gang war der glücklichste seines ganzen Lebens, der Gang, den die Menschen als seinen schwersten bezeichnen würden. Denn er führte ihn, obwohl auf einem sehr schmerzlichen Wege, dahin, wohin sein Herz sich sehnte. Unter den Steinwürfen seiner Mörder konnte er Gott preisen und für seine Feinde beten. Sein Angesicht leuchtete, wie wir lesen, wie eines Engels Angesicht. Das war so, weil er von seinem Herrn völlig erfüllt war. Er war sein Glück und seine Freude. Möchtest auch du, mein Junge, diesem Herrn Jesus dein Herz schenken! Er würde dann auch deine Freude werden, und die unangenehmen Dinge dieses Lebens würden dir weniger zu schaffen machen, als sie es heute noch tun. Und einmal würdest du dann auch einen so herrlichen Tag erleben, wie Stephanus ihn erlebt hat. Ich meine den Tag des Einkehrens ins Vaterhaus, des Einziehens in die Herrlichkeit des Himmels. Das ist für alle, die den Herrn Jesus liebhaben, in Wahrheit ein glückliches Neujahr,

der Beginn eines endlosen Jahres der Ruhe, des Friedens und der Freude.“

So sprach der Vater. Franz sah schweigend auf das Bild. Er fühlte, daß der Vater recht hatte. Sein Herz war nicht unempfänglich. Schon oft hatte die Mutter mit ihm über göttliche Dinge gesprochen, und wenn auch der gute Same noch nicht aufgegangen war, so war er doch nicht verloren gegangen. Lange betrachtete er das strahlende Antlitz des todesmutigen Zeugen. Er war alt genug, um einzusehen, daß es etwas ganz Großes sein mußte, was diesen Mann in solcher Lage mit überströmender Freude erfüllte. Dieses Große kennen zu lernen, mußte der Mühe wert sein. Was waren demgegenüber die Trübsale des Lebens, von denen er im verflossenen Jahr das eine und andere kennen gelernt hatte? Franz sprach in diesem Augenblick nicht viel, aber er gab seinem Vater einen herzhaften Kuß, der diesem sagte, daß sein Sohn ihn verstanden hatte. Mit Zuversicht hoffte er, daß das neue Jahr für Franz den Beginn eines neuen Lebens bedeuten würde, und diese Hoffnung hat nicht getrogen.

„Was ist euer Leben?“

Eigentlich ist es schwer verständlich, daß die Menschen den Abschluß eines Jahres und den Beginn des neuen mit so viel Lärm und ausgelassener Freude zu feiern pflegen. Es sollte doch für die, denen dieses irdische Leben ein und alles ist, eher ein Grund zur Trauer sein. Wie schnell eilt die Zeit dahin! Ist es nicht erschütternd, zu bedenken, daß das menschliche Leben kaum tausend Monate dauert? Und

wie rasch ist ein Monat dahin! Wie rasch ist auch ein Jahr dahin! Und das menschliche Leben? Es dauert siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre! Wirklich, Moses, der Verfasser des ältesten Psalms (Ps. 90), hat recht, wenn er in bezug auf das menschliche Leben schreibt: „Schnell eilt es vorüber, und wir fliegen dahin“!

„Was ist euer Leben?“ fragt Jakobus, dieser auf praktisches Christenleben dringende Mann, solche unter seinen Briefempfängern, die so redeten und handelten, als ob sie selbst über ihr Leben zu verfügen hätten. Ihnen will er klarmachen, was für arme, ganz und gar von dem Willen eines Anderen abhängige Geschöpfe wir sind. Das ist ein Punkt, den ich zunächst für einen Augenblick festzuhalten bitte:

Einem jeden von uns fehlt jedes Bestimmungsrecht über die Dauer des eigenen Lebens.

Wir sind nicht zuständig dafür, ob wir kurz oder lang leben, ob wir unser Leben gesund oder krank verbringen*), oder ob wir „heute oder morgen in die und die Stadt gehen und daselbst ein Jahr zubringen und Handel treiben und Gewinn machen“. In bezug auf dies alles sind wir völlig von dem Willen eines Anderen abhängig. Das ist freilich eine bittere Erkenntnis für den stolzen Menschen, der so selbstsicher auf seinen Füßen steht. Aber scheuen wir die bittere Erkenntnis nicht! Bitten wir lieber um Augensalbe, um beizeiten zu erkennen, was wir sind, damit Gottes Finger uns nicht anrühre, um uns zu zeigen, wer Er ist!

„Was ist euer Leben?“ fragt Jakobus und gibt

*) Daß jemand durch eigene Schuld krank werden kann, ist eine andere Frage, auf die wir hier nicht eingehen.

dann die Antwort selber: „Ein Dampf ist es ja, der eine kleine Zeit sichtbar ist und dann verschwindet“.

Diese Antwort scheint mir auf zwei wichtige Dinge hinzuweisen, einmal auf die Kürze und Unsicherheit, dann auf die Wichtigkeit des menschlichen Lebens. Über beide Punkte ein kurzes Wort.

Das Leben ist kurz. Von dieser ernsten Tatsache sind wir ausgegangen. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß durch eine erheblich verbesserte Gesundheitspflege die Durchschnittsgrenze des Lebensalters in den letzten Jahren ziemlich stark heraufgesetzt worden ist. Spielen denn diese wenigen Jahre wirklich eine Rolle? Einmal kommt der Tod, und er kann, trotz aller Hygiene und trotz aller Arztkunst, heute oder morgen kommen. Du kannst deinen Körper pflegen, wie du willst. Sicherheit auf ein langes Leben erhältst du dadurch nicht. Die Unsicherheit bleibt. Spricht Gott Sein Halt, so mußt du sterben. Und dann? Dann mußt du Gott begegnen. „Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“ rief vor Jahrtausenden der Prophet Amos dem Volk Israel zu, weil dieses Volk trotz aller Bemühungen seines Gottes nicht zu Ihm umgekehrt war. Ich erinnere mich einer Versammlung, die vor einer Reihe von Jahren der bekannte Evangelist, General von Viebahn, hielt. Er sprach über das Kapitel, in welchem die angeführte Aufforderung steht. Was er alles darüber gesagt hat, weiß ich nicht mehr, aber unauslöschlich bleibt mir das immer wiederkehrende: „Schicke dich an, deinem Gott zu begegnen!“ Ich las auch einmal von einem Mann, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurteilt war. Ein Christ erhielt die Erlaubnis, ihn in der Nacht vor der Hinrichtung zu

besuchen. Er fand den Verurteilten, wie er in größter Unruhe unaufhörlich seine enge Zelle durchmaß. Er suchte mit ihm zu reden, bekam aber keine Antwort, bis der Unglückliche plötzlich vor ihm stehen blieb und händeringend rief: „Morgen früh um fünf Uhr muß ich Gott begegnen!“

Weshalb ist der Gedanke an die Kürze und an die Unsicherheit des Lebens so ernst? — — Weil mit dem Tode die Stunde kommt, wo der Mensch dem heiligen Gott begegnen muß. Bedenke es, mein Leser!

Das Leben ist „ein Dampf, der eine kleine Zeit sichtbar ist und dann verschwindet“. „Ein Schatten sind unsere Tage auf Erden“, ruft Bildad, der Schuchiter, im Buche Hiob (Kap. 8, 9) aus. „Meine Tage sind wie ein gestreckter Schatten, und ich verdorre wie Kraut“, klagt der Elende in Ps. 102, der, verschnachtend, seine Klage vor Gott ausschüttet. Dampf — Schatten, das eine so flüchtig und nichtig wie das andere. Verdorrendes Kraut. „Du schwemmst sie hinweg“, betet Moses, der Mann Gottes, „sie sind wie ein Schlaf, am Morgen wie Gras, das aufsprößt; am Morgen blüht es und sproßt auf; am Abend wird es abgemäht und verdorrt.“ Flüchtigkeit und Nichtigkeit in einem. So ist's um des Menschen Leben bestellt. So urteilt Gottes Wort darüber. Des Menschen Stolz lehnt sich freilich empört dagegen auf: So wenig wert sollte mein Leben sein? Da denke ich aber anders! Lieber Freund, die Sprache der Bibel ist schon richtig, und du kannst mir glauben: Kommst du durch Gottes Gnade einmal dahin, dich in Seinem Licht zu besehen und zugleich etwas von dem zu erkennen, wer und was Gott ist, so wirst du jener Sprache recht geben. Ich führte vorhin ein Wort aus dem Buche Hiob an.

Ich füge noch eins hinzu, nämlich den letzten uns berichteten Ausspruch dieses Mannes, der vorher nicht Worte genug finden konnte, um die eigenen Vorzüge aufzuzählen und sich ins beste Licht zu setzen vor Gott und Menschen. (Lies Kap. 31.) Das letzte Wort Hiobs, nachdem sein Auge Gott gesehen hatte, lautete: „Ich verabscheue mich und bereue in Staub und Asche“. Und Jesaias, der treue Prophet und Kündler herrlicher Aussprüche Gottes, ruft angesichts der göttlichen Majestät: „Wehe mir! denn ich bin verloren; denn ich bin ein Mann von unreinen Lippen!“ Ja, vor Gott ist der Mensch nichts und sein Leben Nichtigkeit.

Aber es gibt noch eine andere Seite. Der gleiche Prophet, der sich in Gottes Gegenwart unter tiefem Erschrecken als unrein und verloren erkennt, darf durch den Mund eben dieses Gottes dem Volk, dem er Gericht ankündigen mußte, das Trostwort zurufen: „Weil du teuer, wertvoll bist in meinen Augen“. (Kap. 43, 4.) Und der gleiche Apostel, der in Röm. 3 die ganze Verderbtheit und den völlig verlorenen Zustand des Menschen beschreibt, kann in demselben Brief von „Geliebten Gottes“ und „berufenen Heiligen“ reden. Und das Leben solcher Menschen kann so sein, daß nicht nur Gott verherrlicht, sondern daß sogar Jesu Leben an ihrem Leibe offenbar wird.

Die Sache ist also so: Das Leben an sich ist flüchtig und nichtig. Es kann aber durch Gottes Gnade zu einem wertvollen werden.*) Die Grundlage dazu ist

*) Daß ein Menschenleben auch, rein menschlich betrachtet, mehr oder weniger wertvoll sein kann, ist eine Sache für sich, mit der wir es hier nicht zu tun haben. Wir suchen den Fall vom Standpunkt der Heiligen Schrift aus zu klären.

auf dem Hügel Golgatha gelegt worden, wo Gottes Sohn Sein Leben gab, auf daß der an Ihn glaubende Mensch ewiges Leben empfangen. Der Ausdruck „ewiges Leben“ schließt an sich schon Flüchtigkeit und Nichtigkeit aus. Wer dieses Leben besitzt, verfällt nicht dem zweiten Tode, dem ewigen Verderben, sondern ist zu ewiger Glückseligkeit in Gottes Vaterhaus berufen. Der Tod, der seinem diesseitigen Leben ein Ziel setzt, ist für einen solchen der Eingang ins wahre Leben, ins Paradies Gottes. Dieses herrliche ewige Leben nun besitzt der Gläubige in einem zerbrechlichen, der Vergänglichkeit und Verweslichkeit ausgesetzten Gefäß, in einem Leibe, in dem er entweder seiner neuen himmlischen Berufung entsprechen und Gott verherrlichen, oder in welchem er Ihn auch verunehren kann. Ob das Leben eines Christen, der sich selbst und der Welt lebt, wertvoll genannt werden kann, darüber urteile der Leser selbst.

Zum Schluß möchte ich uns alle, Schreiber und Leser dieser Zeilen, bitten, daß wir uns alle in diesem Sinn die Frage vorlegen: „Was ist unser Leben?“ Ist es wert, gelebt zu werden? d. h.

1. Kennen wir Jesus, der „das Leben“ ist, als unser Leben?
2. Lieben wir Ihn, und
3. Dienen wir Ihm?

Können diese drei Fragen nicht alle miteinander von uns bejaht werden, ja, was ist dann unser Leben wert? In Verbindung hiermit sei zum Schluß an das Wort des Apostels erinnert: „Ihr seid um einen Preis erkaufte worden; verherrlicht nun Gott in eurem Leibe!“ (1. Kor. 6, 20.)

Wie der Herr mir half, daß ich zur rechten Zeit am Zuge war

Unlängst erzählte ein gläubiger Schneidermeister dem Schreiber dieser Zeilen folgende Begebenheit aus seinem Leben:

Vor einigen Jahren hatte ich eine größere Arbeit zu machen. Auftraggeberin war eine etwas eigenartige Dame, der es sehr genau hielt. An einem bestimmten Tage wollte sie mit dem Zuge durch meinen Wohnort kommen, und ich hatte ihr die Arbeit zum Bahnhof zu bringen. Daß ich großen Wert darauf legte, meine Auftraggeberin zufriedenzustellen, versteht sich von selbst. Da ließ mich ein Arbeiter im Stich, und infolgedessen mußte ich die Arbeit ganz allein fertigstellen. Das war keine Kleinigkeit. Ich arbeitete, wie ich nur konnte, aber trotz allen Fleißes wurde es mir an dem zur Ablieferung festgesetzten Tage klar, daß ich wohl nicht zur bestimmten Stunde am Zuge sein konnte. Die Sache berührte mich innerst. Es wäre mir außerordentlich peinlich gewesen, gerade diese Dame nicht gut und pünktlich zu bedienen. Sie kannte mich als Christ. Sie selbst stand dem Christentum gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenüber. Bediente ich sie nicht so, wie sie es erwartete, dann, das wußte ich, würde beißender Spott über die Christen, die besser sein wollen als andere Menschen, die Folge sein. Es wurde 1/26 Uhr. Um 6 Uhr kam der Zug, und es war noch eine gute Strecke bis zum Bahnhof. Ich hatte aber gewiß noch eine halbe Stunde zu tun, bis das Stück fertig war. Was sollte ich machen? Ich legte die Arbeit

hin — nach menschlichem Urteil sicher das Törichteste, was in meiner Lage geschehen konnte —, ging in meine Kammer, kniete nieder und sagte dem Herrn meine Not. Er hatte Mittel und Wege, um zu helfen. Daran erinnerte ich Ihn. Dann setzte ich mich ruhig wieder hin, machte meine Arbeit so fertig, daß nichts daran auszufehen war, sprang aufs Rad und fuhr zum Bahnhof. Zwar war es bereits fast $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, und etwas bänglich zumute war mir schon. Aber konnte der Herr, dem Wind und See gehorchen, nicht auch einen Zug aufhalten? Dieser Gedanke machte mich wieder ruhig. Und siehe da, was ich erbeten hatte, geschah. In dem gleichen Augenblick, als ich am Bahnhof anlangte, lief auch der Zug ein, und froh und dankbar lieferte ich meine Arbeit ab.

Wie aber war das Züglein zu der starken Verzögerung gekommen? Das erfuhr ich hernach. Unter den Mitreisenden hatten sich zwei Männer befunden, die unterwegs Streit miteinander bekommen hatten. Er war schließlich in eine wüste Schlägerei ausgeartet. In B., der Station vor M., meinem Wohnort, hatten Bahnbeamte versucht, die Streitenden aus dem Zuge zu setzen. Es war ihnen aber nicht gelungen. Sie hatten die nächste Landjägerrei anrufen müssen. Bis die Helfer zur Stelle waren, war eine halbe Stunde verstrichen. Gott aber hatte die Bosheit von zwei Männern dazu dienen lassen, daß ich meiner Verpflichtung nachkommen konnte.

Ja, Paul Gerhardt hat recht, wenn er singt:

Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht.
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.